Cens: 9096.–

Deutsches Lesebuch.

Zum Uebersetzen in's Russische

für den Gebrauch

in den mittleren und oberen Klassen

der Gymnasien und anderen Lehranstalten

bearbeitet von

mehreren Lehrern.

Riga und Dorpat.
Schnakenburg's Verlag.
1879.

ESTICA
A-5708.

Deutsches Lesebuch.

Zum Uebersetzen in's Russische

für den Gebrauch

in den mittleren und oberen Klassen

der Gymnasien und anderen Lehranstalten

bearbeitet von

mehreren Lehrern.

Riga und Dorpat.
Schnakenburg's Verlag.
1879.

Von der Censur gestattet. — Dorpat den 25. Januar 1879.



6101

Vorwort.

Bei der Bearbeitung des vorliegenden Lesebuchs haben die Verfasser vornehmlich die Bedürfnisse der Lehranstalten der Ostseeprovinzen in's Auge gefaßt und demnach den Stoff zum großen Theil dem Boden der nächsten Heimath und dem Culturleben des gesammten russischen Reiches entnommen, überhaupt unter möglichster Mannigfaltigkeit und Abwechselung so auszuwählen gesucht, daß derselbe das Interesse des Lernenden zugleich durch den Gegenstand selbst, der ihm zunächst als bloßes Mittel zur Erlernung der russischen Sprache dient, zu erwecken, nebenbei nützliche Kenntnisse zu vermitteln und eine weitere geistige Thätigkeit durch eigenes Nachdenken und tiefere Betrachtungen über die behandelten Fragen anzuregen geeignet wäre. Die vorausgehenden Vorübungen und kleinen Lesestücke folgen in streng stufenmäßiger Anordnung zur Wiederholung aller wichtigeren etymologischen Regeln auf einander und dürften ebenso wie der gesammte folgende Text in seinen den verschiedensten Zeiten, Völkern und Ländern entnommenen historischen, culturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Abhandlungen, denen sich einige für das practische Leben berechnete Aufsätze geschäftlichen Inhalts anreihen, der geistigen Reife und Bildungsstufe der mittleren

und oberen Schülerklassen unserer Gymnasien und ähnlicher Lehranstalten genau entsprechen. Um allenthalben die Fügsamkeit des deutschen Ausdrucks für die Uebersetzung zu fördern und in Anbetracht dessen, daß selbst schon eine nur geringe Abweichung von der Präcision in sprachlicher Form und Gedankenverbindung bei der Uebertragung in eine andere Sprache zu Fehlern der auffälligsten Art führen kann, jegliches Lehrmittel aber, also auch ein für die russische Sprache bestimmtes, zugleich der Förderung formeller Geistesbildung überhaupt dienen müsse, auf welche gerade bei dem gesammten Sprachunterrichte in unseren Lehranstalten ein besonderes Gewicht gelegt wird, ist auch das aus fremden Quellen Entlehnte ohne Ausnahme einer neuen, dem Zweck des Buches entsprechenden Bearbeitung, wenigstens einer kleinen Aenderung an dieser oder jener Stelle unterworfen worden.

Je mehr das Bestreben in der angedeuteten Weise darauf gerichtet gewesen ist, dieses Lehrbuch mit den wirklichen Bedürfnissen und Anforderungen unserer Lehranstalten in Einklang zu bringen, desto mehr dürfte die Erwartung berechtigt erscheinen, daß der oft von Sachkundigen hervorgehobene und gerügte Unterschied zwischen den für die russische und den mit so großer Sorgfalt für die lateinische Sprache bearbeiteten Uebersetzungsbüchern an der vorliegenden Arbeit wenigstens nicht in demselben Maße zu Tage treten, der Lehrer aber auch sich fortan weniger darauf angewiesen sehen werde, als Hülfsmittel beim russischen Unterrichte deutsche Klassiker oder gar ausländische Sammlungen von Lesestücken herbeizuziehen, obschon dieselben nichts von dem darbieten, was unsere Jugend in ihren besonderen Verhältnissen

vor Allem zuerst aus der nähern Umgebung selbst kennen zu lernen und zu wissen nöthig hat.

Dem Lesebuche schließt sich ein deutsch-russisches Vocabularium in einem besondern Hefte an, um dem Schüler die Uebersetzung der schwierigeren Partieen zu erleichtern. Dasselbe ist speciell für dieses Lesebuch eingerichtet, indem bei den einzelnen russischen Artikeln ausschließlich solche Bedeutungen angegeben sind, die an irgend einer bestimmten Stelle des Textes Anwendung finden. Da bei Schülern der oberen Klassen die Beherrschung eines größern russischen Wortschatzes sowie eine nicht ganz geringe Befähigung vorausgesetzt werden darf, den Sinn eines Satzes durch irgend eine freiere Wendung wiederzugeben, diese aber in den einzelnen Fällen eine sehr verschiedene und mannigfaltige sein kann, so ist das Vocabularium — schon um dem eigenen Nachdenken des Uebersetzers nicht vorzugreifen — besonders für die späteren, dem höheren Cursus angehörenden Abschnitte des Lesebuchs weniger erschöpfend als für die einleitenden und mittleren Lesestücke angelegt worden. Unter anderen haben solche zusammengesetzten Ausdrücke, für welche sich im Russischen leicht ein einfaches Wort finden läßt (z. B. den Anfang machen = anfangen, Scherz treiben = scherzen) nur ausnahmsweise Berücksichtigung gefunden.

Inhalt.

Vorübungen . . . . . § 1—19
Kleine Leseſtücke . . . . . § 20—38
Das Naturaliencabinet . . . . . § 39
Engliſche Gleichgültigkeit . . . . . § 40
Nichts Neues unter der Sonne . . . . . § 41
Die Nachtigall . . . . . § 42
Die ruſſiſche Volksſage vom Don . . . . . § 43
Die Kunſt des Vergeſſens . . . . . § 44
Nicht zu Hauſe . . . . . § 45
Reiter und Pferd . . . . . § 46
Der Paſſagier und ſein Gepäck . . . . . § 47
Das Alphabet . . . . . § 48
Der Löwenjäger . . . . . § 49
Die Pflugſcharen . . . . . § 50
Ruſſiſche Volksſage . . . . . § 51
Der große Stein . . . . . § 52
Schlauheit eines Reiſenden . . . . . § 53
Hannibal . . . . . § 54
Der Dieb . . . . . § 55
Verkehrte Begriffe . . . . . § 56
Arbeit und Zeit . . . . . § 57
Die Kirchenglocke . . . . . § 58
Das Haſenpanier . . . . . § 59
Eine Luftreiſe . . . . . § 60
Die Hahnenkämpfe . . . . . § 61
Der Edelmann . . . . . § 62
Die Thurmuhr . . . . . § 63

Gold glänzt nicht allein . . . . . § 64
Die Gabe des Gesanges . . . . . § 65
Briefe . . . . . § 66—67
Die Kaiserin Katharina II. in Livland . . . . . § 68
Von der Zeitrechnung . . . . . § 69—70
Die Tabakspflanze . . . . . § 71—73
Morgenroth und Abendroth . . . . . § 74
Ehre den Todten . . . . . § 75
Die Zeitalter der Welt . . . . . § 76—77
Die Wallfahrten zum Kloster Troizkaja Lawra . . . . § 78—80
Aus dem estnischen Sagenkreise . . . . . § 81—83
Die Deukalionische Fluth . . . . . § 84—86
Achilles und sein Schild . . . . . § 87—90
Errettet und getödtet . . . . . § 91
Der Marquis Paulucci . . . . . § 92—93
Das Höhlenkloster Petschorü . . . . . § 94—97
Die große Hungersnoth in Livland . . . . . § 98—99
Die Newa . . . . . § 100—102
Das Elennthier (nach Bertram) . . . . . § 103—104
Arion, der Töne Meister . . . . . § 105—106
Der Dichter Ovidius . . . . . § 107—110
Die Jahreszeiten . . . . . § 111—114
Der Wasserfall bei Narva . . . . . § 115—117
Die Glashütten in Rußland . . . . . § 118—120
Briefe . . . . . § 121—123
Das ewige Feuer bei Baku . . . . . § 124—125
Der Taucher . . . . . § 126—128
Polykrates und Amasis . . . . . § 129—131
Am Polarmeer . . . . . § 132—133
Die Wandervögel . . . . . § 134—137
Die Besetzung Kurlands durch Franzosen u. Preußen 1812 . § 138—142
Der Brand von Riga 1812 . . . . . § 143—146
Die Russen im Auslande . . . . . § 147—150
Reiselust und Luftreisen . . . . . § 151—154
Die Olympischen Spiele . . . . . § 155—158
Der Kaukasus . . . . . § 159—168
Aus Livlands ältester Zeit . . . . . § 169—177

Die alten Burgen und Schlösser im Ostseelande . . . § 178—181
Der blaue Berg in Livland . . . . . § 182—187
Das Schloß zu Locarno . . . . . § 188—190
Die Ströme als Stätten der Cultur . . . . . § 191—194
Erinnerungen an Peter den Großen . . . . . § 195—198
Lomonossow . . . . . § 199—204
Das Buch der Natur . . . . . § 205—209
Die Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte . . § 210—215
Der Tunnel in London . . . . . § 216—217
Karl Friedrich Gauß . . . . . § 218—223
Die Ruhestätte der Todten . . . . . § 224—226
Die Leiche des Bergmanns . . . . . § 227
Die Cultur Europa's . . . . . § 228—230
Die Wahl des Berufes . . . . . § 231—234
Die Bedeutung des Grußes . . . . . § 235—237
Der Fabeldichter Krylow . . . . . § 238—243
Nicolai Nekrassow . . . . . § 244—246
Die Turner . . . . . § 247
Atteſtate . . . . . § 248—250
Quittungen . . . . . § 251—253
Schuld- und Pfandverschreibung . . . . . § 254
Kaufcontract . . . . . § 255
Miethcontract . . . . . § 256—257
Vollmacht . . . . . § 258

Vorübungen.

§ 1. Jedem, der die Welt betrachtet, muß der Gedanke in den Sinn kommen, daß es ein höheres Wesen giebt, als der Mensch ist. — Es ist gewiß, daß jeder Mensch stirbt, und nur ungewiß, zu welcher Zeit. — Der Tod ist den Schlechtesten und den Besten gemein, er verachtet weder die Bösen, noch achtet er die Guten. — Der Geist des Menschen ist unsterblich und geht nicht zugleich mit dem Körper unter. — Wenn wir sterben, tröstet uns die Hoffnung auf die Unsterblichkeit. — Vergleiche unser längstes Lebensalter mit der Ewigkeit und es wird dir sehr kurz erscheinen. — Täglich hören wir die Menschen über die Kürze des Lebens klagen, selten aber sehen wir, daß sie die Zeit weise gebrauchen. — Diejenigen Menschen, welche ein unmäßiges Leben führen, erreichen selten ein hohes Alter. — Weder nützt dem Kranken ein goldenes Lager, noch dem Unverständigen ein großes Glück. — Das Altwerden ist das einzige bis jetzt erfundene Mittel, um lange zu leben. — Der Blick in die Zukunft würde für den Menschen ein sehr gefährliches Geschenk sein. — Nichts zu wissen ist schimpflich, Alles zu wissen unmöglich. — Ein Unwissender ist einem Blinden ähnlich, der keinen Stab in der Hand hat. — Je unwissender Jemand ist, desto anmaßender pflegt er zu sein. — Wie hoch auch Jemand sein Haupt erheben mag, immer berührt er doch mit den Füßen den Boden.

§ 2. Es gab eine Zeit, wo die Menschen zerstreut auf den Feldern umherschweiften und für nichts sorgten, als für ihren Leib. —

Der aufrechte Gang ist dem Menschen einzig natürlich. — Alle gezähmten Thiere sind ehemals wild gewesen. — Die Erde spendet den Thieren, ohne daß sie arbeiten, mannigfache Nahrungsmittel. — Die Thiere unterscheiden das Schädliche vom Nützlichen vermöge ihres Naturtriebes. — Gott hat Jedem eine Waffe verliehen, dem Löwen Stärke und Schnelligkeit, dem Stier Hörner, den Bienen Stacheln, dem Menschen Rede und Verstand. — Die Natur führt das viel schöner und besser aus, was bei den Werken der Kunst die Hand des Menschen zu Stande bringt. — In der Nacht glänzen am Himmel viel mehr Sterne, als Blumen im Sommer auf der Erde blühen. — Einige Blumen ergötzen uns durch ihren Geruch, andere durch ihre Farbe. — Wer könnte es zählen, wieviel Regentropfen oder wieviel Schneeflocken in einem Jahre auf die Erde fallen! — Der Mond schickt das Licht, welches er von der Sonne empfängt, auf die Erde und erleuchtet sie während der Nacht. — Die Wolken schweben oft so tief, daß man sie auf hohen Bergen unter sich sieht. — Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde steht, sieht man nicht mehr an. — Das Wasser gehört nicht zu den einfachen, sondern zu den zusammengesetzten Körpern, da es aus Sauerstoff und Wasserstoff besteht. — Die langen Winternächte in den Gegenden des hohen Nordens werden dadurch einigermaßen erträglich, daß häufig die hellleuchtenden Nordlichter erscheinen. — Man erschrickt gewöhnlich nur vor dem Donner, und vergißt, daß der Blitz es ist, der zündet. — Der Regen hört davon nicht auf, daß die Menschen unter einem Schirme ausgehen.

§ 3. Ist es nicht besser, stumm zu sein, als zu sagen, was Niemand versteht? — Das Tadeln ist leicht, aber wie etwas besser gemacht werden könne, ist oft schwer zu sagen. — Schmähungen schaden dem, der sie ausspricht, stets mehr, als dem, den sie treffen sollen. — Wenn du willst, daß Andere von etwas nicht sprechen sollen, so verschweige es zuerst selbst. — Man muß schweigen oder etwas sagen, was besser ist, als das Schweigen. — Wenn man auch nicht will, daß etwas geschehen

ist, so kann doch Geschehenes auf keine Weise ungeschehen gemacht werden. — Es ist eine üble Gewohnheit, gegen alles, was Andere behaupten, zu disputiren, mag dieses nun im Ernste oder im Scherze geschehen. — Was du Willens bist zu thun, davon sprich nicht vorher, denn wenn es dir nicht gelingt, wirst du ausgelacht werden. — Den abgeschossenen Pfeil kann man nicht mehr zurückhalten. — Oft wissen die Menschen sehr gut, welche Dinge sie bedürfen, aber sie wollen sich nicht die rechte Mühe geben, dieselben zu erlangen. — Der Fleißige stirbt niemals Hungers, denn ihm guckt der Hunger wol ins Fenster, gelangt aber nie über die Schwelle. — Wenn die Menschen zum glücklichen Leben Gold, Silber und andere Dinge dieser Art nöthig hätten, so würden die meisten von ihnen recht unglücklich sein. — Wer in der Jugend erwirbt, der lernt schon früh Werth in die Güter des Lebens setzen und an das Sparen denken. — Einen Schatz zu finden und auszugraben ist leicht, wenn man ihn selbst verscharrt hat. — An vielen Menschen können wir es lernen, daß auch der glücklich sein kann, welcher nur die zum Leben unentbehrlichsten Dinge besitzt.

§ 4. Zur Ausführung vieler Dinge fehlt es uns nicht an gutem Willen, sondern an hinreichender Kraft. — Die nämliche Arbeit, die für den Einen groß und schwierig ist, ist für den Andern oft sehr leicht. — Bei einer veränderten Arbeit sind die Anstrengungen angenehm; die Abwechselung erhöht die Lust zur Arbeit. — Den Aufschub einer Arbeit, welche die Pflicht erfordert, kann man mit Recht einen Dieb der Zeit nennen. — Man muß nicht erst auf den Durst warten, um nach Wasser zu gehen. — Sehr kurz ist das Leben Derjenigen, welche das Vergangene vergessen und das Gegenwärtige verabsäumen. — Eine gute Sache zur Hälfte thun, ist oft schädlicher und daher auch tadelnswerther, als sie ganz unterlassen. — Eine Arbeit, die viel Mühe gekostet hat, ist in der Regel sehr gut. — Ahmet den Bienen nach, welche umherschweifen und das, was sie zusammen gebracht haben, aufbewahren. — Wer von schlechten Menschen gelobt wird, muß besorgen, etwas Schlech-

tes gethan za haben. — Das ist ein angenehmes Lob, welches von denen ausgeht, die selbst wahres Lob erlangt haben. — Diejenigen, welche nach Ruhm trachten, werden selten berühmt. — Je größer der Ruhm ist, den Jemand erlangt, desto mehr ist er dem Neide Anderer ausgesetzt. — Die beste Antwort auf Verleumdungen ist die, daß man sie stillschweigend verachtet.

§ 5. Die alte Geschichte hat in ihrer Bearbeitung einen viel höheren Grad der Vollkommenheit erreicht als die Geschichte des Mittelalters und der neuen Zeit. — Herodot hat eine Geschichte in neun Büchern geschrieben, welchen später die Namen der neun Musen gegeben worden sind. — Manche Sprüche der Alten, die man öfters zu wiederholen pflegt, haben eine ganz andere Bedeutung gehabt, als man ihnen in späteren Zeiten geben mogte. — Die Perser lehrten ihre Kinder drei Dinge: mit dem Bogen zu schießen, zu reiten und die Wahrheit zu reden. Die Lüge wurde bei ihnen für das Schimpflichste gehalten. — Wegen eines Weibes haben einst die Griechen ein Stadt zehn Jahre lang belagert. — Die Alten stellten die menschliche Seele in Gestalt eines Schmetterlings dar, oder als ein Mädchen mit Flügeln. — Die griechische Sprache ist die gebildetste von allen, die griechische Mythologie die reichste und schönste. — Homer vergleicht die vor dem Achilles fliehenden Trojaner mit den Fischen, die vor dem Delphin fliehen, um nicht von ihm gefressen zu werden. -- Bei den Persern war es nicht erlaubt, daß der Sohn in Anwesenheit der Mutter sich niedersetzte. — Die Hirtenvölker in Lybien rechnen die Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. — Einige Astronomen der alten Griechen glaubten, die Sonne sei nicht größer als der Peloponnes. — Nichts gereichte bei den Griechen einem Soldaten zur größern Schande, als ohne Schild aus der Schlacht zurückzukehren. — Es ist besser mit wenigen Tapfern gegen viele Feige, als mit vielen Feigen gegen wenige Tapfere zu kämpfen. — Wer der Gefahr spottet, gedenkt ihrer; der wahre Held denkt gar nicht an die Gefahr.

§ 6. Die Phönizier sandten ihre Schiffe in alle Meere und nach den entlegensten Ländern, um mannigfaltige Waaren sowol zu verkaufen als auch zurückzubringen. — Die Alten hatten die Sitte, den ersten Worten eines Briefes beizufügen: Wenn du wohl bist, ist es gut. — Man erzählt, daß die Römer die Köche sehr hoch geschätzt und um höhere Preise gekauft haben als die Pferde. — Hannibal war neun Jahre alt, als sein Vater ihn in einem Tempel schwören ließ, ein ewiger Feind der Römer zu sein. — Caesar soll, wenige Tage bevor er getödtet wurde, einen schnellen und unvermutheten Tod das beste Lebensende genannt haben. — Man pflegte die Terentinischen Schafe mit Fellen zu bedecken, damit die Wolle, welche sehr kostbar war, nicht durch den Einfluß der Luft verdorben würde. — In den Städten Japans sind alle Straßen unter einem rechten Winkel angelegt und die Ausgänge derselben mit einem Gitter versehen, welches für die Nacht verschlossen wird. — Die Spanischen Granden haben das Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Könige zu erscheinen. — Der südliche Theil von Sibirien hat ein gemäßigtes, gesundes Klima, einen fruchtbaren Boden und einen herrlichen Pflanzenwuchs. — Weder das schwarze noch das rothe Meer ist an Farbe von den übrigen Meeren verschieden. — Ein altes Sprichwort sagt, daß die, welche über das Meer gehen, nur den Himmelsstrich, nicht ihre Gesinnung ändern. — In den Häfen und an gefährlichen Stellen der Meeresküste errichtet man Leuchtthürme, damit die Schiffe bei Nacht nicht in Gefahr gerathen. — Es ist ein Zeichen großen Unverstandes, sich aus ungewisser Hoffnung in große Gefahr zu begeben. — In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer stille steht, nicht wer sich bewegt.

§ 7. Es giebt viele Menschen, die, wenn sie lateinisch schreiben oder sprechen, sich weit gelehrter und vornehmer vorkommen, als sie es wirklich sind. — Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. — Die Buchdruckerkunst ist für europäische Wissenschaft

und Bildung die erfolgreichste Erfindung gewesen. — Das Briefschreiben ist gewiß nicht für diejenigen erfunden, welche sich mündlich mit einander unterhalten können, sobald sie wollen. — Die Briefe sind erfunden worden, um Abwesende zu benachrichtigen, wenn es etwas giebt, das zu wissen ihnen wichtig ist. — Die Ankündigungen neuer Zeitungen sind in der Regel voller Anpreisungen ihrer künftigen guten Eigenschaften. — Es ist unendlich leichter, mit vielen Worten wenig, als mit wenigen Worten viel zu sagen. — Manche verwenden eine längere Zeit darauf, eine Geschichte durchzulesen, als die Geschichte selbst brauchte, um zu geschehen. — Manche Bücher werden nach ihrer Seltenheit, nicht nach ihrem wahren Werthe beurtheilt und oft sehr theuer bezahlt. — Schnell ist etwas gesagt, aber nicht gethan, denn Sagen und Thun ist zweierlei. — In manchen Dingen läßt sich nicht gut unterscheiden, ob etwas mit Recht oder mit Unrecht geschehen sei. — Aus vornehmem Geschlecht abzustammen und Reichthümer geerbt zu haben, ist ein Vortheil, aber nie ein Verdienst. — Wer damit anfängt, sich selbst zu achten, wird bald der Achtung Aller werth sein. — Oft würde man das, was Jemand begehrt, ihm aus freien Stücken und gern geben, wenn er es nicht so ungestüm forderte. — Das schlechteste Rad eines Wagens knarrt am meisten.

§ 8. Schwer ist es, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen leicht aber, die Fehler Anderer wahrzunehmen. — Die Fehler Anderer soll man nicht zur Entschuldigung der seinigen benutzen. — Das Allerschlimmste ist ein unbedachter Freund; viel besser ist ein kluger Feind. — Ein alter Freund ist besser als zwei neue. — Gott bewahre mich vor schlimmen Freunden; vor meinen Feinden werde ich mich schon selbst in Acht nehmen. — Sehr wichtig ist es, mit wem ein Jeder zu Hause täglich zusammen ist, mit wem er von Jugend auf gesprochen hat, und worüber ihn der Vater und die Mutter belehren. — Schon als Kind faßt man so unzählige Dinge auf, daß man als Knabe nicht zu lernen, sondern nur sich daran zu erinnern scheint. — Schüler

werden gute Fortschritte machen, wenn sie denen, die einen Vorsprung haben, nacheilen und auf die, welche zurückbleiben, nicht warten. — Der dumme Mensch schläft ein, sobald er mit seinen Händen und Füßen nichts mehr zu thun hat. — Im Schlafe erinnert sich der Geist des Vergangenen und schafft sich Bilder des Zukünftigen. — Oft wird das, was anfangs Freude zu sein scheint, nachher das größte Verderben. — Nicht alle Aecker, welche bebaut werden, tragen gute Früchte. — Wir wissen, wie ein Ding beschaffen ist, wenn wir wissen, wie es entstanden ist.

§ 9. Der ganze Staat ist auf Gehorsam gegen das Gesetz gegründet. — Die Stufe der Civilisation, auf welcher ein Volk steht, läßt sich fast überall nach seiner Reinlichkeit beurtheilen. — Selten bewohnt ein Architect ein Haus, das er selbst gebaut hat. — In einem Schlosse wohnen Menschen, und mit einem Schlosse verschließt man die Thür. — Schätze werden oft in unverschlossenen Schränken am sichersten aufbewahrt. — Es geschieht häufig, daß man eine schon verschlossene Thür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war. — Den wilden Thieren, welche sich von anderen nähren, hat die Natur entweder große Kraft oder Schnelligkeit gegeben. — Unter allen Thieren zeigt der Elephant die deutlichsten Spuren von Verstand. — Manche Vögel rupfen sich ihre eigenen Federn aus, um ihren Jungen ein weiches Lager zu bereiten. — Die Menschen lassen nicht einmal die Luft den Vögeln frei, indem sie ihnen Schlingen und Netze stellen. — Die Augen der Thiere sind schwerer zu täuschen als die Augen der Menschen. — Als der Fuchs zum ersten Mal einen Löwen erblickte, erschrack er so sehr, daß er vor lauter Angst fast umkam. — Wer zwei Hasen zugleich verfolgt, fängt keinen von beiden. — Die Hasen fürchten den Löwen nicht mehr, wenn er todt ist.

§ 10. Der Mensch hat das Bedürfniß, sich durch Geräusch zu betäuben, wenn er Furcht empfindet. — Die Natur hat uns die Thrä-

nen zur Linderung des Schwerzes gegeben. — Oft erduldet man einen Schmerz, damit man nicht in einen größern verfällt. — Ein Sprichwort sagt: Ein Blinder wird einen anderen Blinden nicht führen, oder sie fallen beide in die Grube. — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. — Eine verkehrte Ansicht wird dadurch nicht besser, daß Tausende sich zu ihr bekennen. — Diejenigen irren, welche glauben, daß die Seele zugleich mit dem Körper untergehen werde. — Mit Oel läßt sich das Feuer nicht löschen. — Immer straft sich die Lüge selbst, indem sie sich immer ärger verwickelt. — Wer nach fremdem Reichthum trachtet, der ist werth, daß er seinen eigenen verliert. — Das Schwert verwundet den Körper, das Wort aber den Geist. — Alle Körper dehnen sich durch die Wärme aus und ziehen sich durch die Kälte zusammen. — Ostern wird gefeiert zum Andenken der Auferstehung Christi von den Todten. — Die Kunst, in Gesellschaften gut zu erzählen, erfordert eine eigene Geschicklichkeit.

§ 11. Das Studium der Wissenschaften beschäftigt die Jünglinge, erfreut die Greise, ist eine Zierde im Glücke und bietet im Unglücke Trost dar. — Die verschiedenen Gebiete der Wissenschaften haben sich in neuerer Zeit in weit rascherem Maße ausgedehnt, als die Mittel zu ihrer Erforschung. — Durch die Vervollkommnung der Fernröhre ist es gelungen, die Lebensdauer der Astronomen zu verdoppeln, indem die Sterne sich jetzt auch am hellen Tage beobachten lassen. — So wie jeder Theil unseres Körpers für geringer geachtet werden muß, als wir selbst, so ist die ganze Welt mehr werth, als irgend ein Theil des Weltalls. — Nicht leicht findest du eine Wissenschaft, welche für den, der sie lernt oder der sie lehrt, größere Mühe macht, als die Mathematik. — Auf die Frage, was diejenigen erreichen, welche eine Schule besuchen und lernen, antwortete einst Jemand, sie lernten das aus freien Stücken thun, was zu thun Andere durch die Gesetze gezwungen würden. — Aurora beklagte sich einst unter den Göttern darüber, daß sie so wenig von den Menschen geliebt und besucht werde,

und am wenigsten von denen, die sie am meisten besängen und priesen. — Manche Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht, damit man daraus etwas lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt habe. — Viele schreiben Bücher, wie Alle sie schreiben und Wenige sie lesen, selten aber schreibt einer ein Buch, wie Wenige es schreiben und Alle es lesen. — Als ein Gelehrter gefragt wurde, warum er nichts schreibe, sagte er: Weil ich, wie ich will, nicht kann, und wie ich kann, nicht will. — Nicht der Stoff ist es, der den Schriftsteller macht, sondern jene künstlerische Beherrschung des Stoffes, jene Fähigkeit, ihn in der Darstellung zu einem wohlgeordneten Ganzen zu gestalten. — Oft entschädigt den Verfasser eines Buches für die darauf verwendete Mühe nur das Vergnügen, welches er an der Arbeit selbst empfunden hat. — Die meisten Beschreibungen der Länder, Völker und Städte der Erde rühren von Verfassern her, die im Lehnstuhle an ihrem Arbeitstische eine Reise um die Welt gemacht haben.

§ 12. Man glaubt, daß die Gedichte des Homer, der vor dreitausend Jahren gelebt haben soll, nicht von ihm allein verfertigt, sondern in mehreren Jahrhunderten gedichtet und nachher zusammengesetzt worden seien. — Allzu pünktliche Treue macht jede Uebersetzung steif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich ist, auch in der andern natürlich sein kann. — Viele Bücher giebt es unter dem Namen Kinderbücher; aber man kann von den meisten mit Recht sagen, daß die Verfasser dieselben nicht für Kinder, sondern wie Kinder geschrieben haben. — Die Werke aller todten und lebendigen Sprachen werden übersetzt, aber vergebens suchen wir von manchen deutschen Werken eine Uebersetzung in eine deutliche und richtige Ausdrucksweise. — Plinius, der aus jedem Buche, welches er las, Auszüge machte, pflegte zu sagen, kein Buch sei so schlecht, daß es nicht von irgend einer Seite nütze. — Man sagt, daß Orpheus durch seinen Gesang selbst wilde Thiere und sogar Bäume und Felsen bewegt habe, so daß sie ihm auf seinen Zügen folgten. — Es geht eine uralte Sage unter den

Völkern des Orients und Occidents, daß jede gute oder böse That ihre nächsten Folgen habe für den Thäter. — Wol nur wenige können auf sich die Worte des alten Griechen anwenden, welcher sagte: Wäre es mir gestattet, mein Leben noch ein Mal zu beginnen, ich würde in jedem Falle dasselbe thun, wie das erste Mal! — Käme eine zweite Sündfluth über die Erde, was würde sie nützen? Die Thoren und die Bösen würden untergehn, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. — Ein tugendhafter Mensch kann mit der Sonne verglichen werden, welche durch viele unreine Oerter hindurchgeht, aber ihre Reinheit stets bewahrt. — Unsere besten Freunde sind diejenigen, die uns lieben wie sich selbst! So sagt man gewöhnlich, vergißt aber dabei die Frage, wie lieben sie sich selbst, — zu beantworten. Darin hat die Freundschaft den Vorzug vor der Verwandtschaft, daß aus der Verwandtschaft das Wohlwollen weggenommen werden kann.

§ 13. Mancher übernimmt zu viele und zu schwere Arbeit, aber die Hälfte des Werkes hat der vollendet, der es mit heiterem Muthe angreift. — Vieles wagen wir nicht, und zwar nicht aus dem Grunde weil es schwierig ist, sondern weil wir es nicht wagen, deshalb ist es schwierig. — Die Kühnheit und die Furcht schließen sich gegenseitig aus; jene verläßt dich nicht, so lange diese fehlt, hört aber auf, wenn die Furcht eintritt. — Je weniger Furcht da ist, desto weniger Gefahr pflegt da zu sein; mit der Furcht nimmt auch die Gefahr zu. — Ein Bogen kann bis zu einen gewissen Grade gespannt werden; überschreitet man diesen, so springt der Bogen. — Einem neidischen Menschen, der sehr betrübt war, rief Jemand zu: Entweder ist dir ein großes Unglück begegnet oder einem Andern ein großes Glück! — Viele wollen für arm gehalten werden, obschon sie hinlänglich Reichthümer besitzen, Andere wiederum, die nichts besitzen, möchten oft sehr reich erscheinen. — Es ist kein Ruhm, reich, und keine Schande, arm zu sein; daher ist es thöricht, nach dem Scheine des Reichthums zu streben, wenn man arm ist, und sich der Armuth zu schämen, die man nicht verschuldet

hat. — Wenn man sich auch nicht aller Dinge erfreuen kann, an welchen die Reichen Ueberfluß haben, so wird dies doch nicht verhindern, daß man sich für glücklich hält und mit dem zufrieden ist, was Gott verliehen hat. — Millionen von Menschen müssen so viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, nur dann genießen, wenn Millionen sie entbehren. — Der Mensch gewöhnt sich nicht, blos zu essen, was sättigt, und blos zu trinken, was den Durst stillt; darum findet man nicht überall offene Tafel. — Einem Diebe, der abgefaßt war und sich mit den Worten zu entschuldigen suchte: Ich wußte nicht, daß es dein ist! — antwortete der Bestohlene: Aber daß es nicht dein ist, wußtest du doch. — Jemand sagte zu einem unvorsichtigen Lastträger, welcher ihn mit seiner Bürde stieß und dann erst rief: Nimm dich in Acht! — indem er ihn mit seinem Stocke schlug: Nimm dich in Acht!

§ 14. Als Philipp, der Vater Alexanders des Großen, über zwei Bösewichter Gericht hielt, befahl er dem einen, aus Macedonien zu fliehen, und dem andern, diesen zu verfolgen. — Ein griechischer Philosoph forderte von einem geschwätzigen Jüngling, welcher bei ihm Unterricht nehmen wollte, eine doppelte Bezahlung, indem er sagte: Das eine Geld fordere ich, daß du reden, und das andere, daß du schweigen lernst. — Einem lügenhaften Menschen geht es so, daß ihm Niemand, wenn er auch die Wahrheit sagt, Glauben beimißt. Man sollte daher jenem Griechen (Aristides) nachahmen, der nicht einmal im Scherze eine Lüge sagte. — Ein berühmter Arzt verstand es, seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen; die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. — Als der Kaiser Titus einst beim Mahle sich erinnerte, daß Niemandem an jenem Tage von ihm eine Wohlthat erwiesen worden, sagte er: „Freunde, heute habe ich einen Tag verloren!“ — Die Sitten der Römer verschlimmerten sich von der Zeit an, wo man anfing, die Armuth als eine Schande auszulegen. — Die Alten zierten die Gräber der Ver-

storbenen mit Blumen, legten Haarlocken und Bänder darauf und begossen die Leichensteine mit Oel, Milch, Wein, zuweilen mit dem Blute von Opferthieren. — Nichts macht es aus, ob du fünfzig oder ob du hundert Jahre lebst, aber viel macht es aus, ob du gut oder schlecht lebst. — So wie der Baum, vom Sturmwinde umgeworfen, sich nicht mehr erhebt, so lebt auch der Mensch, von der Hand des Todes erreicht, nicht wieder auf. — Wir hoffen, daß unsere Seele, wenn sie sich von dem Körper befreit hat, in den Himmel wandeln wird.

§ 15. Die Erde hat die Gestalt einer Kugel und schwebt im unermeßlichen Weltraum, durch die Anziehungskraft der Sonne in einer festen Bahn gehalten. — Ein Pfund Gold hat beinahe denselben Werth wie fünfzehn Pfunde Silber; es ist also das Gold etwa fünfzehn Mal theurer als das Silber. — Seitdem das Schießpulver erfunden ist und im Kriege angewendet wird, werden die Schlachten nicht mehr, wie früher durch persönliche Tapferkeit, sondern vornehmlich durch die Klugheit der Anführer entschieden. — Die Menge des in Sibirien gewonnenen Goldes übertraf vor der Entdeckung der Goldlager in Kalifornien und Australien fast anderthalbmal die Menge Gold, welches alle Bergwerke in Europa und Amerika zusammen lieferten. — Das Land, welches uns unter dem Namen Persien bekannt ist, wird von den einheimischen Bewohnern Iran genannt und als das Land der Rosen und der Nachtigallen bezeichnet. — Jene Schauspiele sind die schönsten, die nichts kosten: der Aufgang und der Untergang der Sonne, die Unermeßlichkeit des Meeres und das Leuchten der Blitze. — Furchtsame Personen, welche von Beängstigungen während eines Gewitters befallen werden, mögen daran denken, daß man vor einem Blitze, den man gesehen hat, sich nicht mehr zu fürchten braucht.

§ 16. Nichts ist treuloser als das Meer; es giebt Reichthum und nimmt ihn wieder und mit demselben oft das Leben. Mancher der mit vielen Schätzen absegelte, ging mit den Schätzen unter oder

rettete blos sein Leben. — Bei ruhigem Wetter kann Jedermann ein Schiff regieren; wenn sich aber ein wilder Sturm erhoben hat, dann ist ein erfahrener Steuermann nöthig. — Beim Beginnen eines Unternehmens und unweit des Zieles ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer. — Im Frühlinge schmilzt zuerst das Eis und der Schnee, dann werden die Felder grün, hernach brechen die Knospen der Bäume und Sträucher auf und endlich wird die ganze Schöpfung belebt in Fluren und Wäldern. — Gewohnheit erzeugt oft Ueberdruß. Wohnen wir auf dem Lande, so wünschen wir uns auf die See, und wenn wir schiffen, so sehen wir uns wieder nach dem Lande um. — Die Natur verlieh uns nur eine Zunge und zwei Ohren, indem sie uns lehrte, daß wir mehr hören als reden sollen. — Schlafend träumen wir und haben oft wunderliche Erscheinungen, deren wir uns, wenn wir erwachen, zum Theil erinnern, und dann über unsere Träume lachen. — Wenn die Schlafenden alles das thäten, was sie träumen, so müßten Viele, welche schlafen gehen, sich anbinden lassen. — Einen streitsüchtigen Menschen beruhigte einst Jemand durch die Worte: Bedenke, daß du den Zwist erzeugt hast, ich aber die Versöhnung herbeiführe. — Als die Freunde des Sokrates sich wunderten, daß er, von einem frechen Menschen geschlagen, nicht aufgebracht wurde, soll er gesagt haben: Wenn ein Esel mit dem Hufe mich gestoßen hätte, würde ich ihn wol vor Gericht fordern? — In Persien ist es Sitte, daß wenn der König über Land reiset, alle Perser, jeder nach seinem Vermögen, ihm Geschenke darbringen.

§ 17. Das Kameel ist wegen seiner Genügsamkeit in Speise und Trank, wegen seiner Stärke, Schnelligkeit und Ausdauer das wichtigste Lastthier in den Wüsten und Steppenländern. — Die Fische können ihre mit Luft gefüllte Schwimmblase nach Belieben zusammendrücken und erweitern, wodurch sie ihren Umfang vermindern und vergrößern, so daß sie in jenem Falle im Wasser sinken, in diesem sich erheben. — Ein Pfau entfaltete in Gegenwart eines Kranichs seine Fe-

dern und sprach: Wie groß ist meine Schönheit und wie häßlich bist du! Der Kranich aber erhob sich und flog davon, indem er rief: Wie groß ist meine Leichtigkeit und wie schwerfällig bist du! — So viele Tausend Vögel sind schon in Netzen gefangen worden und werden noch täglich darin gefangen, und doch flieht keiner die Stricke, die seinen Voreltern tödtlich waren.

§ 18. In England fuhr bei einer Probefahrt auf der Eisenbahn eine Maschine mit solcher Geschwindigkeit, daß der Schornstein in seinem Laufe einen Raben todtschlug, der quer über den Weg flog. — Der Löwe zeichnet sich unter allen Thieren durch edle Haltung des Körpers, durch langsamen, majestätischen Gang und durch ernstes Aussehen aus, daher er auch der König der Thiere genannt wird. — Ein Hund, der an der Kette das Haus bewacht, kann sich nicht losreißen und jene Diebe erreichen, die lachend vor seinen Augen ihre Beute forttragen und seine vergeblichen Sprünge und sein ohnmächtiges Geheul verspotten. — Wer Schuhe auf seinen Füßen hat, dem scheint es, daß die ganze Erde mit Leder bedeckt sei. — Sehet die Kinder an, wie sie jedesmal, so oft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Balken und Brettern hin- und hergehen und balanciren, bis ein anderer Reiz sie wieder zu einem neuen Spiele hinzieht. — Ein armer Bootsmann war ein reicher Schiffsherr geworden. Als er gefragt wurde, wie er den Reichthum erworben habe, sagte er: Den großen ohne Mühe, den kleinen mit vieler Arbeit. — Als Jemand einen ungeschickten Schützen sah, setzte er sich an's Ziel, um von ihm nicht getroffen zu werden. — Wenn manche Menschen immer nur sehr leise sprechen, so muß man fast glauben, sie thäten es blos deshalb, um zu jeder Zeit ableugnen zu können, was sie gesagt haben.

§ 19. Jemand meinte, daß es für die Sonne, die man schon viele Jahrtausende immer im Osten aufgehen gesehen, wol Zeit sei, daß sie einmal eine Veränderung in ihrem Laufe vornähme. — Ein

Anderer, der wegen Krankheit sein Haus nicht verlassen konnte, behauptete, er habe den großen Krieg in jener Zeit mitgemacht, denn, sagte er, wenn auch mein Körper entfernt war, mein Geist war immer dabei. — Jemand wollte eine Rede halten, aber seine Besinnung gerieht vor der Menge der Zuhörer in Verwirrung; er fing an zu zittern, seine Zunge schien wie gefesselt und er vergaß den Eingang seiner Rede, obschon er sich sorgfältig vorbereitet hatte. — Ein Sonderling, der bei seinem hohen und schmalen Körperwuchs nicht fest genug auf den Füßen zu stehen meinte, trug in den Schuhen bleierne Sohlen, damit er nicht von dem Winde, wenn es einmal heftig wehete, umgeworfen würde. — Der habsüchtige Dionysius nahm dem im Tempel stehenden Jupiter ein goldenes Gewand ab, und legte ihm einen wollenen Mantel um, indem er sagte, daß dieser für jene Zeit des Jahres besser passe. — Die Christen feiern den Sonntag, die Griechen den Montag, die Perser den Dienstag, die Assyrer den Mittwoch, die Aegypter den Donnerstag, die Türken den Freitag, die Juden den Sonnabend, und die Faulenzer alle Tage. — Das Alterthum hatte nur sieben Weise und sieben Wunder in der Welt. In unserer Zeit giebt es aber nur ein Wunder, und das besteht darin, daß sich Jeder ohne Ausnahme weise dünkt.

Kleine Lesestücke.

§ 20. Alexander der Große wurde in derselben Nacht geboren, in welcher den prachtvollen Tempel der Diana in Ephesus, eines der Wunderwerke der alten Baukunst, ein Unsinniger, Namens Herostratus, einzig in der Absicht in Brand steckte, sich durch Zerstörung dieses berühmten Kunstwerkes einen Namen zu machen. Die Jonier befahlen zwar, daß Niemand den Namen des Elenden nennen solle, dieser jedoch erreichte gerade durch das Verbot seinen Zweck.

Der Lehrer und Erzieher Alexanders war der berühmte Philosoph Aristoteles. Ein Gast, der einst bei diesem gespeist und durch die Unterhaltung während des Mahles großes Vergnügen gefunden hatte, soll gesagt haben: Die Gastmahle des Aristoteles sind nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für den folgenden Tag angenehm.

§ 21. Europa wäre durch seinen Handel, durch seinen Gewerbfleiß, durch seine Kunst und Bildung nicht so mächtig geworden als es jetzt ist, wenn das schwarze, das mittelländische, das adriatische und atlantische Meer, die Ost- und Nordsee mit ihren Küsten und Inseln nicht da wären und wenn nicht unzählige Ströme diese Meere mit den Ländern im Innern verbänden.

Die Handelsfahrten der Russen wären für die Geographie unfruchtbar gewesen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen und die Sendung geschickter Seeofficiere mit allen erforderlichen Hülfsmitteln zur wissenschaftlichen Untersuchung mancher Gegenden veranlaßt hätten.

§ 22. Die Chinesen sind in vielen Beziehungen ein wunderliches Volk. Wenn eine Sonnenfinsterniß entsteht, so glauben sie, daß ein großer Drache die Sonne verschlinge, und dann machen sie mit Trommeln und Kesseln einen furchtbaren Lärm, um von ihrer lieben Sonne das Thier zu verscheuchen. Und doch beschäftigen sich die chinesischen Astronomen seit den ältesten Zeiten sehr eifrig mit der Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse und werden streng bestraft, wenn sie eine Finsterniß nicht richtig vorhergesagt haben.

In vielen Städten Chinas sind die Häuser regellos neben einander gebaut; das eine Haus ist ungebührlich hoch, das andere niedrig; das eine steht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen sind krumm und so eng, daß man sich nicht ausweichen, oder so breit, daß man sich nicht begegnen kann.

§ 23. Der Esel forderte einen Jagdhund auf, mit ihm um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus und der Esel wurde

ausgelacht. „Ich merke jetzt, woran es gelegen hat", sagte der Esel, „ich trat mir vorhin einen Dorn in den Fuß, und das schmerzt mich noch."

Einst sprach er zum Fabeldichter Aesop: „Wenn du wieder einmal ein Geschichtchen von mir erzählst, so lasse mich doch etwas recht Vernünftiges und Kluges sagen." — „Dich etwas Kluges sagen lassen!" — rief Aesop entrüstet aus, — „wie würde das auf dich passen, und würden die Leute nicht sogleich sprechen, du seiest der Sittenlehrer und ich der Esel?"

§ 24. Ein Armer, der von Almosen lebte, bat einen Verschwender, ihm ein größeres Stück Geld zu geben. Als dieser fragte: „Warum bittest du Andere nur um eine Kleinigkeit, mich aber um so viel?" — sprach jener: „Von Anderen hoffe ich wieder etwas zu bekommen, von dir aber nichts mehr!"

Es kommt nicht darauf an, worin ein Geschenk besteht, sondern mit welcher Gesinnung es gegeben wird. Als ein Perser seinem über Land reisenden Könige begegnete und nach üblicher Sitte ihm ein Geschenk darbringen wollte, aber nichts hatte, was er anbieten konnte, eilte er zu dem vorbeifließenden Flusse und brachte dem Könige in beiden Händen etwas Wasser, die Gabe mit glückwünschenden Worten begleitend. Ueber diese Gabe und den Glückwunsch war der König so erfreut, daß er dem Manne eine mit Geld gefüllte goldene Schale geben ließ, damit er in der Zukunft mit derselben Wasser schöpfte.

§ 25. Cajus fragte den hereintretenden Titus, was er brächte. „Mich selbst," sagte dieser. „Du bringst eine Sache von geringem Werthe," erwiderte scherzend Cajus, indem er sich an die Rechtschaffenheit und Bescheidenheit erinnerte, durch welche Titus sich auszuzeichnen pflegte.

Jemandem wurde in einer Gesellschaft ein Herr unter den anwesenden Gästen vorgestellt. „Ach," sprach er, „wie freue ich mich,

Sie wiederzusehen! Ihre Aeltern habe ich gekannt und auch Sie und Ihren Bruder oft als Knaben gesehen, später aber erfahren, daß einer schon als Kind gestorben sei. Welcher von Ihnen war es doch, mein lieber Freund?" —

§ 26. Als die Griechen Troja eingenommen und angezündet hatten, machten sie durch Herolde bekannt, daß jeder freie Bürger das, was ihm das Theuerste wäre, auf die Schultern nehmen und mit sich wegtragen möchte. Sogleich nahm Aeneas die vaterländischen Götter auf die Schultern, indem er alles Uebrige hintenansetzte.

Die Griechen wurden durch diese Frömmigkeit gerührt und erlaubten ihm noch eine zweite Sache fortzutragen. Da fügte jener zu den Göttern als zweite Last seinen vom Greisenalter abgematteten Vater Anchises hinzu. Diese That setzte die Griechen in Erstaunen; sie erstatteten dem Aeneas alles Seinige, und zeigten dadurch, daß sie auch als Feinde denen Mitleiden erwiesen, welche Götter und Eltern ehrten.

§ 27. Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohn auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. „Sieh' Vater," sagte der Knabe, „wie aufrecht manche Halme den Kopf tragen, diese sind doch viel besser als die anderen, die sich so tief bücken." — Der Vater pflückte ein paar Aehren ab und sprach: „Sieh' einmal! diese Aehre, die so stolz in die Höhe ragte, ist ganz leer, diese aber, die sich so bescheiden neigte, voll der schönsten Körner."

Einst rief ein Pächter einen Bauerknaben zu sich, um ihn zu bestrafen, weil er ungeachtet aller Warnungen täglich auf seinen Wiesen Schmetterlinge fing und dabei das Gras zertrat. Als er nicht kommen wollte, versuchte er seine Neugier zu reizen und versprach ihm etwas recht Hübsches zu erzählen. „Ach," rief der Knabe, „ich bin ja noch klein und Kinder müssen doch nicht Alles wissen."

§ 28. Wer mit der Schifffahrt nicht vertraut ist, wird stets von einer gewissen Beängstigung ergriffen, wenn das Fahrzeug, welches ihn

trägt, weit entfernt von den Continenten und Inseln, allein die Sterne und die Wellen des Oceans zu Zeugen seines Laufes hat. Der Anblick der unfruchtbarsten, schroffsten und unwirthlichsten Küsten verscheucht wie durch Zauber jene unbeschreibliche Bangigkeit, welche eine vollständige Einsamkeit hervorgerufen hatte, während für den erfahrenen Schiffer gerade erst in der Nähe des Landes die Gefahren beginnen.

Wer eine Kasse verwaltet oder Geld einzusammeln hat, geräth oft in Verlegenheit. Wir sahen einst, wie Jemand immer wieder die Rechnung von Neuem machte und sich dabei mit der linken Hand den Kopf rieb; die Rechnung stimmte, aber das Geld fehlte.

§ **29**. Die Völker des Kaukasus halten es für eine heilige Pflicht, ihre in der Schlacht gebliebenen Angehörigen nicht in den Händen des Feindes zu lassen, sondern sie unter Ehrenbezeugungen zu bestatten, denn in der Schlacht zu sterben, ist nach ihrer Meinung das schönste Loos des Menschen. In den Kämpfen mit den Russen haben sie auf dem Schlachtfelde auch immer diejenigen ihrer Feinde geschont, die einen erschlagenen Kameraden davontrugen.

Einst erschien nach einer hartnäckigen Schlacht ein tscherkessischer Abgeordneter vor dem russischen General mit der Bitte um Auslieferung der Gefallenen. „Wir führen keinen Krieg mit den Todten," sagte der General und ließ seine Bitte erfüllen. „Möge es mir Allah einmal verleihen, auch Deinen Leichnam den Deinigen zurückzugeben!" rief der dankbare Tscherkesse aus.

§ **30**. Die in den Wüsten lebenden Araber wollen die Lehren Muhameds nicht anerkennen, indem sie behaupten, daß der Koran nicht für sie passe. Denn, sagen sie, wie sollen wir den Armen Almosen geben, da wir selbst arm sind, und wie die vorgeschriebenen täglichen Waschungen vornehmen, da wir kein Wasser haben; warum sollen wir an den hohen Feiertagen fasten, da wir das ganze Jahr an Hunger leiden, und wozu nach Mekka wallfahrten, wenn Gott überall gegenwärtig ist? —

§ 31. Viele Menschen sind durch ihr gutes Gedächtniß berühmt geworden. Mithridates, König von Pontus, redete die Sprachen von mehr als zwanzig Völkern, welche sich unter seiner Herrschaft befanden, so daß er sich mit allen seinen Unterthanen verständigen konnte. Cyrus, der erste König der Perser, hatte die Namen aller Soldaten seines sehr großen Heeres im Gedächtnisse. Der Philosoph Seneca war im Stande mehr als zweitausend Wörter in derselben Reihenfolge, in welcher er sie ein Mal gehört oder gelesen hatte, ohne Mühe herzusagen.

§ 32. Die Schwalbe wird von Allen für einen der nützlichsten Vögel gehalten, da nur schädliche Insecten ihre Nahrung bilden. Niemand beunruhigt und verfolgt das unschuldige Thierchen, das auch aus diesem Grunde den Menschen nicht fürchtet und gewöhnlich unter den Dächern der Häuser, an Mauern und Fenstern sein Nest aufbaut. Man soll es einst gesehen haben, daß eine Schwalbe, deren Nest ein Sperling mit Gewalt eingenommen hatte, eine ganze Schaar ihrer Schwestern eiligst herbeigerufen und mit ihrer Hilfe den Eingang verbauet habe, so daß der zudringliche Sperling für seine Gewaltthat mit dem Leben büßen mußte.

§ 33. Ein junger Officier, der am Fuße verwundet worden war, hinkte dergestalt, daß es aussah, als ob er bei jedem Schritte eine Verbeugung nach der rechten Seite machte. Als er in einem Garten mit einem Freunde zusammen durch eine Reihe Bänke ging, die rechts und links von Damen eingenommen waren, bemerkte sein Begleiter: „Sie machen ja alle Bücklinge nach der rechten Seite hin, die Damen links werden es übel nehmen.“ — „Nur Geduld!“ erwiderte der Officier, wenn wir zurückgehen, wird die Reihe an die Damen der linken Seite kommen.“

§ 34. Jemand saß in einem Wirthshause und zechte frisch drauf los. Als aber der Wirth die Rechnung machte und es zur Zahlung kommen sollte, sagte er: „Herr Wirth, ich habe jetzt kein Geld bei

mir; ich bitte Sie bis morgen zu warten." Der Wirth gab sich zufrieden, fragte aber, wer er sei. Als der Gast seinen Namen genannt hatte, schrieb er denselben vor aller Leute Augen an eine Tafel und sagte zu dem Gaste: „Sie werden vielleicht nicht wollen, daß Jedermann Ihren Namen hier liest; daher geben Sie mir bis morgen Ihren Mantel, damit ich den Namen bedecken kann."

§ **35**. Eine Mücke setzte sich auf das Horn eines Stieres und sprach zu diesem: „Wenn ich dir zu schwer bin, so will ich mich gleich entfernen." Der Stier aber antwortete: „Mache was du willst; da ich nicht weiß, wann du gekommen bist, so ist es mir auch einerlei, wann du davongehst."

Ein Studirender hatte für seine Studien eine Anzahl Bücher von einem Professor geliehen, unterließ aber ihre Rückgabe eine sehr lange Zeit. Als der Professor deshalb den jungen Mann zur Rede stellte, erwiderte dieser: „Wundern Sie sich gar nicht darüber, Hochgeehrter Herr, denn Sie werden es gewiß aus eigener Erfahrung ebenfalls wissen, daß es viel leichter ist, Bücher in einem Schranken als in seinem Kopfe aufzubewahren."

§ **36**. Den englischen Maschinen giebt man immer den Vorzug vor den in Deutschland verfertigten. Wenn sich daher auf der Eisenbahn ein Unfall ereignet, so wird, falls die Maschine eine englische ist, der Unfall zu den unvermeidlichen Ereignissen gerechnet; ist dagegen die Maschine eine deutsche, so spricht man davon 365 Mal im Gemeinjahr und 366 Mal im Schaltjahr.

Die Leistungsfähigkeit der Dampfmaschinen pflegt man nach Pferdekraft anzugeben, indem man darunter eine solche Kraft versteht, die in einer Secunde 500 Pfund einen Fuß hoch zu heben im Stande ist. Um die Kraft seiner Maschinen durch höhere Zahlen ausdrücken zu können, war ein englischer Maschinenbauer auf den Gedanken verfallen, dieselbe nach Eselskraft zu berechnen.

§ 37. Durch Reden und Handlungen, die man nicht zuvor erwägt, kann man sich unter den Leuten leicht lächerlich machen. Ein Mann, der durch eine Erbschaft plötzlich reich geworden war und sich darauf viel einbildete, pflegte seinem Diener, sobald dieser ihm etwas zu melden hatte, stets zuzurufen: „Weißt du nicht, daß du die Mütze ziehen und schweigen mußt, wenn du mit mir sprichst?"

Ein Anderer, der eben nicht gescheidter war, trug von seinem Hause, welches er verkaufen wollte, einen Stein zur Probe herum. Und als er einst geträumt hatte, auf einen Nagel getreten zu sein, verband er den Fuß und klagte über seine Unvorsichtigkeit, ohne Schuhe geschlafen zu haben.

§ 38. Als ein Kutscher sehr rasch über eine hohe Brücke fuhr, rief ihm sein Herr zu: „Was thust du, unsinniger Mensch! Wenn ich hinabstürze und mir den Hals breche, so schieße ich dich todt." — „Herr," antwortete der Kutscher, „erschießen Sie mich, so werde ich Sie verklagen und mir einen andern Dienst suchen." —

Ein Reisender traf auf einer Station mit einem alten Bekannten zusammen. „Wie geht es, guter Freund?" rief er aus, „ich hörte, Du seist längst gestorben!" — „Keineswegs," war die Antwort, „ich lebe noch wie du siehst." — „Ganz gut," erwiderte jener, „der es mir gesagt hat, ist aber ein weit glaubwürdigerer Mann als Du."

Das Naturaliencabinet.

§ 39. Jemand kam aus einem Naturaliencabinet und begegnete einem Freunde. „Das war vortrefflich," erzählte er, „drei volle Stunden habe ich mit Entzücken dort zugebracht und Alles besehen. Was für Wunder der Natur! Affen, Spinnen, Schmetterlinge, — und Käfer, so klein, man traut kaum seinen Augen, ein Thier geht durch ein Nadelöhr! Die Sammlung ist complett und wirklich staunenswerth.

„Nun aber sag',“ bemerkte Jener, — „der weiße Elephant! — da machtest du wol große Augen. Es ist das größte Thier, das Beste in der ganzen Sammlung. Nicht wahr? das Thier ist schön!“

„Ein Elephant, sagst du, — ein weißer Elephant? — Was Tausend! Den Elephanten hab' ich nicht gesehen!“

Englische Gleichgültigkeit.

§ 40. In einem Hotel saß ein junger Lord am Zeitungstische und rauchte eine Cigarre. Asche und Feuer fielen von dieser auf seine Kleider, ohne daß er es zu bemerken schien.

Ein anderer Herr, der in einem Reisepaletot gekleidet mit dem Rücken gegen das Feuer am Kamin stand, machte den Lord zu wiederholten Malen auf die Funken aufmerksam. Als er ihm endlich zurief, daß seine Kleider bereits Feuer gefaßt hätten, wurde der junge Engländer über die fortwährende Mahnung sehr ärgerlich. „Was mischen Sie sich darein?“ — rief er aus, — „Ihr Paletot brennt schon eine halbe Stunde, und ich habe Ihnen nichts davon gesagt.“

Nichts Neues unter der Sonne.

§ 41. Es ist eine anerkannte Wahrheit, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt. Was geschieht, geschieht nur zum wiederholten Male, was gedacht wird, wurde früher schon gedacht, was gesagt oder geschrieben wird, haben schon Andere einmal gesagt und geschrieben.

Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden, aber wir haben sie nur ebenfalls gefunden, nachdem sie ein Anderer verloren hatte, und wir entdeckten sie blos, etwa so wie wir Amerika entdeckt haben. So wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum ersten Mal beschreibt, geschaffen hat, so wenig haben wir die neuen Ideen geschaffen, mit welchen wir zum ersten Mal unsere Zeitgenossen bekannt machen.

Die Nachtigall.

§ 42. Die Nachtigallen nisten gern im dichten Gebüsch, nahe am Wasser. So einfach ihr graues Gefieder ist, so schön ist doch ihr Gesang, den sie gewöhnlich des Morgens früh und am Abend spät ertönen lassen. Sie ergötzen uns nicht blos durch ihre Lieder, sondern sind auch von großem Nutzen, da sie viele Käfer und Insecten vertilgen, die den Pflanzen Schaden bereiten.

In der Nähe der menschlichen Wohnungen sind die Nachtigallen vielen Nachstellungen ausgesetzt. Ihre gefährlichsten Feinde sind dort die Katzen, welche ihnen auflauern, und böse Buben, die oft ihre Nester zerstören. Die kleinen Sänger zu fangen ist nicht schwer, denn sie sitzen auf Bäumen und Sträuchern gewöhnlich sehr niedrig und schließen beim Gesange ihre Augen, als wollten sie durch nichts sich stören lassen und nur am eigenem Liede ergötzen.

Die russische Volkssage vom Don.

§ 43. Auf einem Gelage bei dem Fürsten Wladimir rühmte sich die Königstochter Njepra, daß kein Schütze sich mit ihr in der Kunst des Bogenschießens messen könne, und forderte die Gäste zum Wettkampfe heraus. Ihren Gemahl, den stillen Don Iwanowitsch, ärgerte diese Rede gewaltig und er machte seiner Frau den Ruhm streitig. Beide begaben sich hinaus ins Freie, um den Wettkampf anzustellen. Njepra schoß einen Pfeil so geschickt durch einen silbernen Ring gegen die Schneide eines Messers, daß der Pfeil in zwei gleiche Hälften zertheilt wurde.

Darüber wurde Don Iwanowitsch noch zorniger als zuvor und ergriff den Bogen, um einen Pfeil gegen die Brust seiner Gattin zu schleudern. Obwol Njepra ihn anfleht, sie zu schonen, und ihres Kindes eingedenk zu sein, dessen Füßchen silbern bis zu den Knieen, die Arme aber golden bis zu den Ellenbogen waren, trifft der Pfeil ihre weiße Brust. Als sie in ihrem Blute niedersinkt, erkennt der Gatte das

Schreckliche seiner That und stürzt vor Verzweiflung in seinen eigenen Dolch. Aus dem Blute der beiden Unglücklichen entsprang der Fluß Don, zwanzig Klafter tief und vierzig Klafter breit.

Die Kunst des Vergessens.

§ 44. „Ich werde dich die Kunst des Gedächtnisses lehren," sagte ein Philosoph zum Themistokles, „wenn du mir den Preis versprichst, den ich von dir fordere; du wirst dann alles behalten können, was du willst." —

„Deine Kunst," antwortete Themistokles, „erachte ich für ganz unnütz; denn was ich behalten will, kann ich auch ohne dieselbe behalten. Wenn du mich aber die Kunst des Vergessens lehren willst, so kannst du den doppelten Preis fordern, und ich werde ihn dir gern geben; denn vergessen kann ich oft nicht, was ich zu vergessen wünsche!"

Nicht zu Hause.

§ 45. Als Nasica zum Dichter Ennius gekommen war, und die Magd dem Fragenden geantwortet hatte, er sei nicht zu Hause, da merkte Nasica, daß sie es auf des Herrn Geheiß gesagt habe und daß er drinnen sei.

Einige Tage nachher, als Ennius den Nasica besuchen wollte, rief dieser dem Eintretenden entgegen, daß er nicht zu Hause sei. „Was, du nicht zu Hause," erwiderte erstaunt Ennius, „ich erkenne ja deine Stimme!" — Da sprach Nasica: „Du bist ein unverschämter Mensch; als ich nach dir fragte, habe ich deiner Magd geglaubt, du seist nicht zu Hause, und jetzt willst du nicht einmal mir selbst glauben, daß ich ausgegangen sei."

Reiter und Pferd.

§ 46. Jemand hatte sich auf einem Spazierritte bei regnerischem Wetter in einen sehr großen Mantel gehüllt, der ihn und sein kleines

Pferd ganz bedeckte. Als er von einem Platzregen überfallen sehr schnell über einen Obstmarkt ritt, warf er einer Händlerin ein paar Körbe um. Das Weib schrie gewaltig: „Haltet, haltet ihn! da läuft mir der große Kerl so schnell davon." — Sie hatte in ihrem Zorn, der sie blind machte, den Herrn und sein Pferd für Eins gehalten.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich einst auf einem Landgute, wo ein fünfjähriger Knabe zum Weihnachtsgeschenk eine Schachtel mit bleiernen Husaren erhalten hatte, die ihm viel Freude machten. Einen wirklichen Husaren hatte er noch nie gesehen. Als nun bald nach Weihnachten ein Officier auf den Hof geritten kam, rief der am Fenster stehende Knabe voller Freude: „Ein Husar, ein Husar, jetzt habe ich auch einen großen Husaren!" Er eilte hinaus und sah, daß der Officier vom Pferde gestiegen war. Da kam der Knabe in's Zimmer gelaufen und schrie ganz erschreckt auf: „Papa, mein großer Husar ist entzwei gegangen."

Der Passagier und sein Gepäck.

§ 47. Wenn auf der See ein Schiff in Gefahr geräth und erleichtert werden muß, so wirft man die Waaren über Bord, um die Menschen zu retten. Bleibt aber auf dem Lande ein Fahrzeug stecken, so schätzt man das Gepäck höher als die Menschen, denn diese müssen das Fahrzeug verlassen, während das Gepäck im Wagen bleibt.

Ein Reisender muß für seine Sachen, wenn sie ein gewisses Gewicht übersteigen, eine besondere Zahlung leisten, braucht aber für sich kein Uebergewicht zu zahlen, mag er noch so schwer sein.

Die Postverwaltung sorgt dafür, daß die von ihr beförderten Packete vor jeder Beschädigung durch gute Verpackung gesichert und gut versiegelt werden, damit nichts daraus abhanden komme, kümmert sich jedoch nicht um den Passagier, ob ihn sein Anzug vor der Witterung schützt, und was zur Unterhaltung auf der Reise aus seinem Munde kommt, mag es auch sonst zu sagen nicht immer gestattet sein.

Das Alphabet.

§ 48. Wie die Buchstaben des Alphabets auf einander folgen, wissen Alle, aber doch nur dann, wenn sie vom Buchstaben A zu zählen anfangen und das Alphabet hersagen.

Geht man von der Mitte, etwa von T aus, so ist die Angabe der Reihenfolge schon weit schwieriger, und auch der Behendeste weiß nicht gleich zu antworten, wenn man ihn z. B. mit der Frage überrascht, auf welchen Buchstaben das X folgt. Jemand nahm einst acht Bände des Conversationslexicons nach einander in die Hand, um ein Wort darin zu suchen, das doch erst im zehnten Bande stehen konnte.

Der Löwenjäger.

§ 49. Ein junger Mann, der sich für einen sehr kühnen Jäger ausgeben wollte, sagte zu einem Holzhacker, er wünsche die Spur eines Löwen aufzufinden, und bat ihn, daß er sie ihm zeigen möchte, wenn er eine bemerken sollte. Der Holzhacker führte ihn sogleich in den Wald, indem er hoffte, daß er ihm den Löwen selbst werde zeigen können.

Dort ist der Löwe! rief er, siehst du ihn da am Fuße des Berges? — Der Jäger, der so darüber erschrak, daß er an allen Gliedern zitterte, überhäufte den Holzhacker mit bitteren Vorwürfen wegen der begangenen Unvorsichtigkeit, und suchte ihm begreiflich zu machen, daß er nicht den Löwen selbst, sondern nur seine Spur gesucht habe.

Die Pflugscharen.

§ 50. Ein Landmann brachte zur Werkstätte eines Schmiedemeisters ein großes Stück Eisen und ließ sich daraus zwei Pflugscharen verfertigen. Die eine wollte er sogleich zur Feldarbeit benutzen, die andere aber für die Zukunft aufbewahren. Er ackerte mit der einen

Pflugschar sein Feld, während die andere im Winkel des Hauses unbenutzt liegen blieb. Als nun der Winter herankam und die Arbeit auf dem Felde aufhörte, wurden alle Ackergeräthe nach Hause getragen. Die vom Landmann benutzte Pflugschar war schöner geworden als der Meister sie gemacht hatte; sie war glatt und blank und glänzte wie Silber, die andere aber, die während des Sommers unbenutzt dagelegen hatte, war rauh und mit Rost bedeckt.

„Sage mir doch," fragte die letztere voller Erstaunen, „woher glänzest du so? ich glaubte, du würdest von der Arbeit schlechter werden und verstümmelt nach Hause kommen!" — „Den Glanz," erwiderte jene, „verdanke ich meiner Arbeit; wenn du aber rostig und rauh geworden bist, so kommt es nur daher, daß du die ganze Zeit müssig dagelegen und nichts gethan hast."

Russische Volkssage.

§ 51. Die Wolga und Wasusa stritten lange hin und her und konnten darüber nicht einig werden, wer von beiden klüger, stärker und größerer Ehre werth sei. Als sie mit ihrem Streite nicht zu Ende kommen konnten, trafen sie folgende Abmachung: „Wir wollen zu gleicher Zeit schlafen gehen; wer von uns beiden aber früher erwacht und schneller zum Meere gelangt, soll klüger, stärker und größerer Ehre werth sein."

Die Wolga begab sich zur Ruhe und die Wasusa folgte ihrem Beispiel. In der Nacht aber stand die Wasusa heimlich auf, entlief der Wolga, wählte sich einen geradern und nähern Weg und fing an zu fließen. Als die Wolga erwachte, floß sie weder schnell noch langsam, sondern wie es sein muß; sie holte die Wasusa ein, die vor ihren gewaltigen Fluthen so erschrak, daß sie sich zufrieden gab, als jüngere Schwester zu gelten und die Wolga bat, sie auf ihre Arme zu nehmen und in's Meer zu tragen. Jeden Frühjahr aber erwacht die Wasusa früher und erweckt die Wolga aus ihrem Winterschlafe.

Der große Stein.

§ 52. Jemand prahlte in einer Gesellschaft mit seinem Reichthum, indem er von den vielen theuren Juwelen erzählte, die sich in seinem Besitze befänden. An einem Ringe, den er am Finger trug, rühmte er die seltene Größe des eingefaßten Steines; diesen habe er von einem Manne, der ihn nicht zu benutzen verstanden, gekauft und freue sich, einen so werthvollen Schatz zu besitzen. Alle Anwesenden bewunderten den schönen Stein; mancher von ihnen beneidete den reichen Mann und mochte sich wol auch einen solchen Schmuck wünschen.

„Aber welchen Nutzen bringt Ihnen denn dieser Stein?" fragte plötzlich Einer aus der Gesellschaft. — „Welchen Nutzen?" — sagte der betroffene Prahler, — „Nutzen gerade nicht, aber Andere haben nicht leicht einen solchen Stein!" — „Nun sehen Sie," fuhr Jener fort, „ich besitze einen viel größern; der kostet nur wenig und bringt mir doch jährlich tausend Rubel ein. Kommen Sie mit mir hier auf meine Mühle, da werde ich Ihnen einen bessern Schatz, den großen Mühlstein zeigen."

Schlauheit eines Reisenden.

§ 53. Ein Reisender kam bei rauhem, regnerischem Wetter halb erfroren in einem kleinen Wirthshause an. Mehrere Bauern saßen am Kamin, und obschon sie bemerkten, wie sehr ihn friere, so machte ihm doch keiner Platz. Der Reisende, der sich nicht wärmen konnte, ging in der Wirthsstube auf und ab und stellte sich dabei so nachdenkend und betrübt, daß der Wirth, welcher den oft bei ihm einkehrenden, sonst immer so heiteren Mann genau kannte, ihn um die Ursache seiner Traurigkeit fragte.

Da erzählte jener, er habe vor der Thür des Wirthshauses sein Geld verloren und vergeblich gesucht; der Wirth solle ihn morgen bei Tagesanbruch wecken und dann suchen helfen, da heute am finstern

Abend und bei dem Regenwetter wol Niemand des Weges kommen würde. — Kaum hatten die Bauern dieses mit angehört, als sie einer nach dem andern fortschlichen, um das Geld zu suchen. Der Reisende aber, der gar kein Geld verloren hatte, konnte sich jetzt am Kamin gütlich thun.

Hannibal.

§ 54. Als Hannibal nach seiner Verbannung aus Carthago zu Antiochus, dem Könige von Syrien gekommen war, zeigte ihm dieser seine zahlreichen, zum Kriege mit den Römern ausgerüsteten Truppen, das von Gold und Silber glänzende Fußvolk, die durch kostbaren Schmuck schimmernde Reiterei und die Elephanten mit den Thürmen.

Prahlend mit dem großen und geschmückten Heere blickte er den Hannibal an und fragte ihn: „Glaubst du, daß Alles dieses für die Römer genug ist?" Hannibal aber, die Feigheit der kostbar bewaffneten Soldaten verspottend, erwiderte: „Ich glaube, daß dieses für die Römer genug ist, selbst wenn sie sehr habsüchtig sind."

Der König hatte gefragt, ob die Anzahl der Truppen zum Kriege ausreichen würde, Hannibal aber antwortete in Bezug auf die Beute, welche den Römern nicht entgehen konnte.

Der Dieb.

§ 55. Zwei sehr arme Studenten, die in einem kleinen Dachzimmer schliefen, hörten in einer Nacht, wie ein Dieb das Fenster zu öffnen versuchte, um in das Zimmer zu gelangen. „Ein Dieb kommt!" flüsterte der eine dem andern in's Ohr. „Ganz stille!" entgegnete dieser, „laß ihn erst hereinsteigen, dann schreien wir ihn plötzlich recht stark an; vor Schrecken verliert er vielleicht bei uns etwas, das er schon anderswo gestohlen hat."

Als in einer Gesellschaft von verschiedenen äußerst schlau ausgeführten Diebereien die Rede war, bemerkte Jemand, das Alles sei nichts in Vergleich zu dem, was ihm einmal widerfahren wäre. „Eines Abends war ich," fuhr er fort, „mit einem Zehnrubel-Schein in der Brieftasche auf dem Wege zum Theater, und bemerkte, daß sich ein fremder Mensch beständig an mich herandrängte. Ich schöpfte keinen Verdacht, denn ich hatte meinen Rock gut zugeknöpft. Als ich aber nach Hause kam und die Brieftasche öffnete, gewahrte ich mit Bestürzung, daß der Spitzbube zwei Rubel und funfzig Kopeken daraus gestohlen hatte".

Verkehrte Begriffe.

§ 56. Das viele Menschen sehr verkehrte Begriffe von manchen Dingen haben, ist eine bekannte Sache. Beispiele dafür geben folgende Erzählungen.

Jemand mußte einen sehr nothwendigen Gang machen und dachte darüber nach, wie sein Stubenkamerad in das verschlossene Zimmer gelangen könnte, wenn er selbst noch nicht zurückgekehrt wäre. Er zog den Stubenschlüssel ab, legte ihn auf den Tisch und schrieb auf die hinter sich zugeschlagene Thür, wo der Schlüssel zu finden sei. —

„Setze dich, Alte, hier herein!" sagte einst ein Fuhrmann auf der Landstraße einer Frau, die mühsam einen großen Korb auf dem Rücken weiterschleppte. Mit vielen Danke nahm sie Platz im leeren Wagen. Nach einigen Minuten fragte der Fuhrmann die Frau, warum sie den schweren Korb, den sie auf dem Rücken behalten hatte, nicht in den Wagen ablege. „Ach," sagte das dankbare Weib, „Ihr seid ohnehin schon so mitleidig, daß Ihr mich mitnehmt; wie kann ich es da mit meinem Korbe den Pferden noch schwerer machen!" —

Ein Geizhals hatte im Keller ein großes Faß Wein und versiegelte das Spundloch sorgfältig, da er bemerkt hatte, daß seine Leute

zuweilen einige Flaschen abzapften. Dennoch fehlte nach einiger Zeit wieder etwas am Wein. Da nun aber das Siegel oben unversehrt war und der Geizhals sich den Kopf zerbrach, wie man den Wein habe stehlen können, so rieth ihm einer seiner Bekannten, unten am Fasse nachzusehen, ob nicht dort ein Loch gemacht sei. „Ei, lieber Freund," antwortete er diesem, „das kann nicht sein, denn immer hat Wein oben, nicht unten gefehlt."

Arbeit und Zeit.

§ 57. Arbeit ist der beste Schutz vor Langeweile. In dem Schoße des Müßigganges, wo sich alles Böse erzeugt, hat auch diese ihre Heimath, und wie der Thätige oft mit Wahrheit sagen kann, er habe nicht Zeit krank zu sein, so bleibt ihm auch zum Müßiggange keine Zeit übrig. Man gewöhne sich, die immer wiederkehrende Arbeit auf eine bestimmte Zeit zu setzen, denn die Gewohnheit hat eine so große Macht, daß auch das Lästige durch sie erleichtert wird. Hat man jeder Art von Arbeit bestimmte Stunden angewiesen, so erspart man sich die freie Wahl, die gern das Unangenehme aufschiebt, obgleich es dadurch nicht leichter, sondern immer drückender wird.

Stunden, Tage, Jahre fließen, ohne daß wir sie beachten und zählen. Von den Stunden, die wir verträumt und vertändelt, von den Tagen, die wir ungenutzt gelassen, von den Jahren, die wir sorglos dahingelebt haben, kehrt nichts zurück und kein Augenblick derselben kann uns wieder zu Theil werden. Was einmal vorüber ist, ist auf ewig verloren; die Allmacht selbst kann es uns nicht wiedergeben.

Die Kirchenglocke.

§ 58. In alten Zeiten stand auf einer Insel am Meeresstrande eine Kirche, die hatte eine große schöne Glocke. Sie rief des Sonntags die Leute zusammen und läutete für jeden Todten, den man in

die Erde senkte. Man hörte ihren hellen Klang auf der ganzen Insel und verehrte sie sehr hoch.

Da waren plötzlich gerade am Feste des Neujahrs in großer Menge feindliche Krieger erschienen, die plündernd umherzogen und Alles zerstörten. Man vergrub die Glocke, um sie zu retten, im Meere unter das Eis und machte auf diesem ein großes Kreuz an jener Stelle.

Als nun die Feinde die Glocke nicht fanden, zerstörten sie das Dorf und hausten noch viele Monate im Lande. Nach ihrem Abzuge kamen Männer und Frauen an den Meeresstrand, um den geretteten Schatz wieder an den heiligen Ort zu bringen. Vergebens war ihr Suchen, denn das Merkzeichen war längst verschwunden.

Die Glocke blieb für immer verloren, aber ihr Klang hörte nicht auf; in den stillen Mondnächten stieg er aus der Tiefe des Meeres und verhallte in dem Rauschen der Brandung. Wer einst die Töne der Glocke auf dem Thurme gehört hatte, erkannte sie leicht wieder und verstand ihr Klagen, daß das Grab sie von ihrer Gemeinde trennte.

Das Hasenpanier.

§ 59. Einst wurden die Hasen auf einer großen Jagd von den Menschen unbarmherzig verfolgt und über Felder und Wiesen getrieben. Sie flohen erschrocken und bebend vor den lärmenden Jägern und Hunden, und als sie zuletzt in ihrer äußersten Noth keinen Ausweg mehr sahen, verzweifelten sie an ihrer Rettung und faßten den Entschluß, sich das Leben zu nehmen.

In diesem Augenblicke stießen sie auf eine Heerde Schafe, die entsetzt vor ihrer Menge hastig in gedrängter Schaar davonflohen, wie ein dichtes Schneegestöber vor dem Wintersturm. Da sprachen die Hasen zu einander: „Warum sollen wir uns das Leben nehmen, da so Viele uns noch fürchten.“ — Sie selbst aber mußten darüber so gewaltig lachen, daß die Lippe ihnen platzte und sie seitdem die Hasenscharte behielten.

Eine Luftreise.

§ 60. Als einst ein französischer Physiker im Jahre 1804 behufs Lösung einiger wissenschaftlicher Fragen eine Luftschifffahrt unternommen hatte, und in der Höhe von 18000 Fuß angelangt, versuchen wollte noch höher zu steigen, befreite er sich von allen Gegenständen, die er nur irgend entbehren konnte. Unter diesen Gegenständen befand sich auch ein Stuhl aus weißem Holze, der zufällig ganz nahe bei einem jungen Mädchen, das die Schafe hütete, auf einen Busch niederfiel.

Wie groß war nicht das Erstaunen der Schäferin! Der Himmel war rein, der Ballon unsichtbar. Mußte man nicht glauben, der Stuhl käme aus dem Paradiese? Dieser Vermuthung konnte man nur die plumpe Arbeit entgegenstellen, so ungeschickt meinten die Ungläubigen, könnten dort oben die Arbeiter nicht sein. So stand der Streit, als die Zeitungen durch Bekanntmachung aller besondern Umstände der Luftreise ihm ein Ende machten, und was bis dahin ein Wunder erschienen war, unter die natürlichen Vorgänge einreihten.

Die Hahnenkämpfe.

§ 61. Die Hahnenkämpfe, zu welchen die Hähne besonders abgerichtet und mit eisernen Sporen bewaffnet werden, sind besonders bei den Engländern als Volksbelustigung sehr beliebt. Die Kämpfer lassen in der Regel nicht eher von einander ab, als bis einer von beiden getödtet ist. Diese Art von Volksbelustigung ist eine sehr alte und stammt ursprünglich aus Athen, wo sie zuerst als öffentliches Spiel von Themistokles angeordnet wurde.

Als nämlich die von ihm gegen die Perser geführten Griechen zufällig dem Kampfe von einem Paar Hähnen zugesehen hatten, ermahnte er sie, wie viel mehr sie Ursache hätten, tapfer zu sein, da diese Thiere weder für Vaterland noch für Freiheit kämpften und sich doch

bis zum Tod vertheidigten. Nach erfochtenem Siege über die Perser wurden zum Andenken daran in jedem Jahre öffentliche Hahnenkämpfe veranstaltet.

Der Edelmann.

§ 62. Es war Jemand in England wegen einiger Vergehen vor Gericht geforderi und nach geschehener Untersuchung zu einer Gefängnißstrafe und zur Tragung der Gerichtskosten verurtheilt worden. Der Richter machte es ihm bekannt und sagte: „Bevor Ihr die Gefängnißstrafe antretet, habt Ihr noch für jeden Zeugeneid einen Schilling zu entrichten."

„Wie so," fragte der Verurtheilte, „diese Zahlung brauche ich nicht zu leisten, denn ich bin ein Edelmann." — „Ach so! Ihr seid ein Edelmann?" sagte der Richter, „davon habt Ihr zuvor nichts gesagt. Gut, daß ich es noch zur rechten Zeit erfahre. Ein Edelmann zahlt in solchen Fällen für jeden Zeugeneid fünf Schillinge."

Die Thurmuhr.

§ 63. Mehrere Landleute waren aus ihren einsamen Dörfern zum ersten Mal nach einer großen Stadt gekommen. Alles erregte ihre Verwunderung und ihr Erstaunen, — die zahllosen großen Häuser, die vielen Läden mit ihren Schaufenstern, die Menge der hin- und hereilenden Menschen; — sie wollten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die Straßen durchwanderten.

Plötzlich stand der mächtige Thurm einer Kirche vor ihnen, ein Koloß, wie sie noch keinen gesehen hatten. In ehrfurchtsvoller Entfernung blieben sie stehen und richteten ihre staunenden Blicke bald auf den Hahn, so hoch in der Luft, bald auf die große Uhr im Thurme.

Da ertönt die Glocke, in deren Schläge die übrigen Thurmuhren der Stadt eingreifen. Einer zählt: eins, zwei, drei bis zwölf, — aber

noch immer schlägt es, — dreizehn, vierzehn . . . und so zählt er bis volle dreißig. Der Verstand steht ihm still, da er weiß, daß um diese Zeit gewöhnliche Uhren nur zwölf schlagen. Die richtige Deutung will ihm aber sein Nebenmann geben, indem er spricht: „Was wundert es dich Michel? Eine so große Stadt und eine so große Uhr: — Da ist dreißig wahrlich nicht zu viel, eher noch zu wenig!"

Gold glänzt nicht allein.

§ 64. Ein Sprichwort sagt, „es ist nicht alles Gold, was glänzt," und Mancher, der nicht daran denkt, wird betrogen. Noch öfter vergißt man, daß manches nicht glänzt, und doch Gold ist. In einem wohlbestellten Acker und in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen und eine fleißige Hand weiß es zu finden. Ein gutes Gewissen glänzt auch nicht und ist doch mehr als Goldes werth.

Oft ist da am wenigsten Gold, wo der Glanz am größten ist. Wer viel von seinem Muthe spricht, hat wenig Muth; wer stets von seinem Reichthum redet, hat nicht viel. Jemand prahlte, er habe einen ganzen Sack voll Ducaten. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran; endlich brachte er einen kleinen Beutel zum Vorschein und half sich mit der Ausrede, das Ducatenmaß sei kleiner als das Fruchtmaß.

Die Gabe des Gesanges.

§ 65. Menschen und Thiere hatten von altersher ihre Sprache, aber nur zum Alltagsbrauch und zu den Bedürfnissen des Lebens. Nun wurden alle Geschöpfe zu einer Versammlung eingeladen, wo sie eine Festsprache erlernen sollten, nämlich den Gesang, um sich zu freuen und die Götter zu loben.

Da kamen Alle zusammen, um einen Berg herum, auf dem ein heiliger Hain stand. Es entstand ein lautes Rauschen in den Lüften, denn der Gott des Gesanges ließ sich auf den Berg herab. Er legte

sein lockiges Haar zurecht, schüttelte seine Gewänder und stimmte sein Saitenspiel an, worauf er ein Lied sang, das alle Zuhörer ergriff.

Stille herrschte in der Versammlung und Jeder horchte aufmerksam auf den Gesang. Der Fluß unten am Berge hemmte seinen Lauf, der Wind vergaß seine Hast, der Wald, die Thiere und die Vögel horchten aufmerksam zu, und Alle wollten es dem Gott des Gesanges nachmachen.

Der Wald und der Fluß hatten sich das Rauschen seines Gewandes beim Niedersteigen gemerkt und wiederholten es immer wieder; dem Winde hatten die grellsten Töne des Spiels am meisten gefallen, einigen Thieren der Ton der Saiten, der Nachtigall das schöne Lied des Gottes. Die Fische kamen am schlimmsten weg; sie steckten die Köpfe bis zu den Augen aus dem Wasser, weil sie aber die Ohren drinn ließen, so sahen sie wol die Bewegung des Mundes und ahmten diese nach, blieben aber stumm.

Nur der Mensch hatte Alles aufgefaßt, daher sein Gesang bis in die Tiefen des Herzens und hinauf zum Wohnsitz der Götter dringt. Der Alte hatte von der Größe des Himmels und von der Pracht der Erde, von dem Schmuck der Berge und Flüsse, vom Glück und Unglück der Menschen gesungen und kehrte wieder zurück in seine himmlische Wohnung, um dort zu singen und zu spielen.

Briefe.

§ 66. Geliebter Vater! Schon lange habe ich nicht mehr das Vergnügen gehabt, Nachrichten von Dir zu erhalten, und dieses lange Stillschweigen erfüllt mich mit großer Unruhe. Gott gebe, daß sich meine Besorgnisse als ungegründet erweisen und ich mich bald von Deinem vollkommenen Wohlergehen überzeugen könnte. Was mich betrifft, so geht es mir ziemlich gut; ich beschäftige mich mit meinen Arbeiten den ganzen Tag über und besuche am Abende meine Bekannten. Indessen würde ich so Manches nicht entbehren müssen und auch meinen täglichen Beschäftigungen besser obliegen können, wenn mir etwas

größere Geldmittel zu Gebote ständen. Es ist an diesem Orte Alles so übermäßig theuer, daß selbst schon die nothwendigsten Bedürfnisse meine ganze Barschaft, die ich von Dir in jedem Monate empfange, in Anspruch nehmen. Ich sehe mich daher genöthigt, Dich lieber Vater, um einen kleinen Zuschuß zu dem, was ich bisher regelmäßig erhalte, zu bitten und hoffe, daß Du meine Bitte nicht für eine grundlose erachten wirst. Es thut mir selbst sehr leid, Dich so oft mit meinen Bitten belästigen zu müssen; ich werde aber alle meine Kräfte aufbieten, durch Fleiß und Regelmäßigkeit Deine Zufriedenheit zu erlangen und Deine mir stets bewiesene Güte zu erwiedern. Mit dem Wunsche, daß diese Zeilen Dich im besten Wohlsein antreffen, bin ich

Dein Dich liebender Sohn E. H.

§ 67. Mein lieber Sohn! Deine Besorgnisse um mich sind diesmal, Gott sei Dank, nicht begründet, denn ich erfreue mich vollkommener Gesundheit, glaube aber, daß ich mich in einer bessern Stimmung befinden würde, wenn ich nicht deinen Brief erhalten hätte. Du willst Geld haben, so oft du mir schreibst, obgleich ich dir schon soviel mal vorgestellt habe, daß du dich mit dem begnügen mußt, was ich dir monatlich festgesetzt habe. Du mußt sparen lernen, lieber Sohn, und bedenken, daß ich mich weder selbst noch deine Geschwister entblößen kann, nur um deinen übermäßigen Aufwand zu bestreiten. Ich will gern glauben, was du mir über deinen Fleiß und die Regelmäßigkeit deiner Lebensart schreibst; aber alles das verträgt sich auch sehr wohl mit einer weisen Sparsamkeit. Großer Aufwand ist nie ein gutes Zeichen für die gehörige Aufführung eines jungen Mannes, und wer sich mit dem, was er besitzt, nicht begnügen will, wird leicht ein böser Schuldenmacher und arger Verschwender. Du kannst mir daher nicht besser deine Liebe beweisen, als wenn du dich mit deinen Ausgaben nach meinen Mittel richtest, selbst wenn du dich einschränken und manche Vergnügungen entbehren müßtest, die sich viele andere, reichere Leute zu erlauben pflegen. Bewahre stets deinen Fleiß und deine guten Sitten und vergiß nie die Lehren deines dich liebenden Vaters.

Die Kaiserin Katharina II. in Livland.

§ 68. Als Katharina II. auf einer Reise Livland passirte, wurde sie auf einer Station von dem Besitzer derselben, einem sehr alten Manne, mit vielen Glückwünschen empfangen und so ausgezeichnet in den geschmückten und sauberen Zimmern bedient, daß sie sich mit ihm gnädig unterhielt und ihn wegen der herrschenden Ordnung sehr lobte. Er half der Kaiserin in den Kutschschlitten steigen und verabschiedete sich unter dem Wunsche einer glücklichen Reise.

Die Kaiserin kam nach etwa einer Stunde auf der nächsten Station an, die 18 Werst entfernt war. Als ihr Schlitten vorfuhr, sah sie denselben alten Mann vor der Thür sie erwarten und gleich an die Kutsche herantreten, wo er sie wegen der guten Ankunft beglückwünschte. Auf die Frage, warum er sie hierher begleitet habe, erwiderte er, daß er auch in dieser Station die Ehre habe, als Verwalter Ihrer Majestät zu dienen und bereits eine Viertelstunde auf ihre Ankunft geharret habe. Sehr erfreut darüber und für die rasche Beförderung dankend, reichte sie ihm einen kostbaren Ring mit den Worten: „auf Wiedersehen mein alter Diener", und fuhr davon.

Ein kleiner Schlitten und ein rasches Pferd brachten wiederum auf geraden Waldwegen über Heuschläge und kleine Bäche den Postcommissär auf die nächste, ebenfalls von ihm verwaltete Station, bevor der kaiserliche Schlitten ankam. Mit großem Erstaunen sah die Kaiserin den alten Mann abermals ihren Schlitten öffnen und rief ihm entgegen: „Diese Station ist gewiß Euer, denn auch hier herrscht Ordnung; aber schont Euch im hohen Alter." Tief sich verbeugend, erwiderte der Alte, daß seine Kräfte dem Dienste der Kaiserin ganz gewidmet seien, worauf sie ihm die Hand zum Kusse mit den Worten reichte: „Meinen treuen Diener werde ich nicht vergessen!"

Nach einigen Tagen kam ein Feldjäger in der Station an, der ein Schreiben mitbrachte, daß die Kaiserin ihren treuen Diener zum

Ehrenbürger ernannt habe und ihm eine große Summe übersende, womit er sich in seinen alten Tagen, die ihm Gott noch bescheeren würde, recht gut thun solle.

Von der Zeitrechnung.

§. 69. Jesus Christus ist geboren zur Zeit des römischen Kaisers Augustus, und gestorben zur Zeit des Kaisers Tiberius. Die Rechnung nach Jahren von der Geburt Christi an hat den römischen Abt Dionysius, der den Beinamen Exiguus wegen seiner kleinen Gestalt erhielt und gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts starb, zu ihrem Urheber. Er setzte nach den zuverlässigsten alten Angaben die Geburt Christi in das Jahr 753 nach Roms Erbauung. Die dadurch begründete christliche Zeitrechnung kam erst im achten Jahrhundert öffentlich in Gebrauch und wurde zu Anfange des zehnten Jahrhunderts auch in Deutschland und Frankreich allgemein. Dionysius hat aber das Geburtsjahr des Erlösers mindestens um vier Jahre, nach den neueren Untersuchungen sogar um sechs Jahre, zu spät angesetzt, so daß man daher sagen kann, Christus sei geboren im Jahre sechs vor dem Jahre der Geburt Christi nach der gewöhnlichen Zeitrechnung.

§ 70. Manche Völker, z. B. die Juden, zählen die Jahre seit der Erschaffung der Welt, die von Einigen in das Jahr 5508 vor Christo, von Anderen in eine viel spätere Zeit versetzt wird. Der Tag der Juden beginnt Abends um sechs Uhr und läuft bis auf 24 Stunden fort. Im Jahre 777 vor Christo begann bei den Griechen die Zeitrechnung nach Olympiaden, welche immer vier Jahre, nämlich den Zeitraum von einem Olympischen Feste zum andern bezeichneten. Die Römer zählten die Jahre von der Erbauung Roms an und benannten den ersten Monat des Jahres nach dem Gotte Janus, der mit zwei Gesichtern dargestellt zugleich in die Vergangenheit und in die Zukunft schaute. Die Zeitrechnung der Türken beginnt von dem Tage, an welchem Muhamed, der Stifter ihrer Religion, von Mekka nach Medinah

entfloh. Dieser Tag entspricht unserem 16. Juli des Jahres 622. Der Ruhetag oder der Sonntag der Türken fällt auf denjenigen Wochentag, der bei uns der Freitag ist. Der neunte Monat des Jahres ist der Ramadan oder Fastenmonat und deshalb merkwürdig, weil während dessen Dauer die Türken am Tage nicht essen dürfen und daher die Nacht zu Schmausereien und Ergötzlichkeiten aller Art benutzen.

Die Chinesen, die sich schon sehr früh durch einen hohen Bildungsgrad ausgezeichnet haben, aber durch die Schuld ihrer Gesetze sowol wie durch ihren eigenen Stolz die Verbindung mit anderen Völkern meiden und seither in der Cultur nicht fortgeschritten sind, theilen den Tag, der nach unserer Zeit Nachts um 11 Uhr beginnt, in zwölf gleiche Theile, jeden zu zwei Stunden. Die gleiche Zeiteintheilung haben die Japanesen und Tibetaner. Dessen ungeachtet bedienen sie sich unserer Uhren, mit welchen besonders die Engländer einen bedeutenden Handel in China betreiben.

Die Tabakspflanze.

§ 71. Die Tabakspflanze stammt so wie die Kartoffel aus Amerika. In frischem Zustande hat sie nur einen geringen Geruch und Geschmack, aber getrocknet wirken die Blätter betäubend und schmecken scharf und bitter. Erwägt man, daß die Pflanze keine eßbare Frucht giebt, daß sie weder Schönheit noch Wohlgeruch besitzt, sondern im Gegentheil Uebelkeit und Schwindel hervorruft und in größerer Menge genossen sogar tödtlich wirken kann, so sollte man wol nicht vorausgesehen haben, daß sie ein wichtiger Gegenstand des Anbaues, der Fabrikation und des Handels werden würde, der viele Tausend Menschen beschäftigt und von Millionen gebraucht wird. Aber die Erfahrung hat das Entgegengesetzte bewiesen und gezeigt, was zuweilen mit Personen geschieht, daß Diejenigen zu großen Ehren und Würden kommen, von denen man es am wenigsten erwartet hat.

§ 72. Als die Spanier am Ende des 15. Jahrhunderts nach Amerika kamen, fanden sie die Pflanze vor, die von den Eingeborenen als ein wichtiges Heilmittel gegen Wunden gebraucht wurde. Bei den Vornehmen des Mexicanischen Hofes war es gebräuchlich Cigarren zu rauchen, und derselbe Gebrauch der Tabakspflanze herrschte bei den Eingeborenen von Virginien, wo die Engländer Kolonien gründeten. Die Pflanze hat von dem Rohr, welches zum Rauchen diente und von den Eingeborenen Haiti's, einer der großen Antillen, Tabaco genannt wurde, ihren Namen erhalten, nicht wie man irrthümlich glaubt, von der Insel Tabago, da die Spanier gerade umgekehrt der Insel den Namen nach dem auf ihr in Menge vorgefundenen Pflanze beigelegt haben.

Im Jahre 1559 wurde der Tabak schon in Lissabon als Heilpflanze gebaut. Der dortige französische Gesandte Nicot, nach welchem die Pflanze ihren lateinischen Namen Nicotiana erhalten hat, schickte Samen davon nach Frankreich an die Königin, weshalb die Pflanze auch den Namen Königskraut bekam. Durch Walter Raleigh und dessen Begleiter, die aus Virginien 1586 zurückkehrten, verbreitete sich das Tabakrauchen schnell in England und bald darauf in Holland, Spanien, Frankreich und Portugal. Wahrscheinlich ist es, daß schon vor der Endeckung Amerikas die asiatischen Völker den Genuß einer Art Tabak gekannt haben, daher der Gebrauch des Tabaks auch in der Türkei, in Persien, Indien, China und Japan schnellen Eingang fand.

§ 73. Wie alle neuen Gebräuche, so mußte auch das Tabakrauchen Angriffe und Verfolgungen erleiden, obschon es zu keiner Zeit an eifrigen Vertheidigern und Verbreitern desselben gefehlt hat. Merkwürdig ist besonders eine im Jahre 1619 von dem englischen König Jacob I. gegen das Tabakrauchen herausgegebene Schrift. In dieser wird darauf aufmerksam gemacht, wie unwürdig es für eine civilisirte Nation sei, Gebräuche von solchen Barbaren, wie die wilden Amerikaner, anzunehmen; daß der Tabak den Körper schwäche und den Verstand abstumpfe, Unreinlichkeit mit sich führe und schädlich auf den Ton des

gesellschaftlichen Lebens einwirke. Am Schlusse der Schrift heißt es: „Deshalb, o Bürger, legt diesen thörichten Gebrauch ab, welcher von Unwissenheit aufgenommen und durch Vortheil verbreitet worden, ein Gebrauch, durch welchen die Gesundheit des Körpers vernichtet, das häusliche Leben gestört und die Würde des Volkes verringert wird, häßlich für das Auge, noch schlimmer für die Nase, dem Gehirn wie den Lungen schädlich; ein Gebrauch, der in dicken Rauchwolken ein Bild von den Dünsten der Hölle giebt." Auch der Anbau der Tabakspflanze wurde in England vom Könige verboten, der indessen weniger im Ernste als zum Scherze über den Mißbrauch des Tabaks jene Schrift verfaßt hatte.

Im Laufe der Zeit hat das Tabakrauchen in allen Ländern wie unter den wohlhabenden, so auch selbst unter den ärmsten Klassen der Bevölkerung immer größere Verbreitung gefunden, daher es gegenwärtig sogar unter den, für den Menschen nothwendigen Gegenständen kaum einen giebt, der im Handel mehr als der Tabak an allen Orten verbreitet und den Kaufliebhabern zugänglich gemacht würde. Dagegen hat die Tabakspfeife mit der Zunahme des Rauchens immer mehr an ihrer Herrschaft verloren, so daß man schon in so mancher Gesellschaft die fortgesetzte Benutzung derselben anstatt der Cigarre und deren neueren Rivalin, der Papyros, wie einen Anachronismus zu betrachten pflegt.

Morgenroth und Abendroth.

§ 74. Morgenroth und Abendroth, aus einem Geschlechte von ewiger Jugend entsprossen, waren einst Diener und Dienerin des Allvaters, dessen Leuchte am Himmel sie auslöschten und wieder anfachten. Sie liebten einander und Allvater wollte sie ehelich verbinden, sie wünschten aber ewig Braut und Bräutigam zu bleiben. Nur einmal im Jahre kommen beide vier Wochen lang zur Mitternachtsstunde zusammen, und wenn Abendroth die erlöschende Sonne in die Hand des

Geliebten legt, folgt ein Händedruck und ihre Wange erröthet und spiegelt sich am Himmel, bis der Geliebte die Leuchte wieder anzündet und der helle Schein am Himmel die aufgehende Sonne verkündet.

Noch immer schmückt der Alte zu ihrer Zusammenkunft die Fluren mit duftenden Blumen, und die Nachtigallen singen dem Abendrothe, dem säumenden Mädchen, ihr schönstes Lied.

Ehre den Todten.

§ 75. Die Todten zu ehren ist eines der schönsten Bedürfnisse des menschlichen Herzens. Das Verlangen, der Liebe und dem dankbaren Gedächtnisse, das der Verstorbene sich erworben, durch ein bleibendes Zeichen Ausdruck zu geben, ist eine Art Bekenntniß zu dem Wesen und Walten des Verstorbenen, eine Art Zeugniß, daß das Gute und Schöne, das dieser erstrebt hat, nicht mit ihm gestorben, sondern von ihm als verpflichtendes Saatkorn in andere jüngere Herzen gelegt ist, damit es von Geschlecht zu Geschlecht sich immer neu offenbare.

Ein natürliches Gefühl treibt die Menschen an, dem Fürsten, dem ein Reich zu danken hat, wie dem Helden, der sein Vaterland befreit, dem Dichter sowol, der sein Volk begeistert, wie dem Lehrer, welcher die Jugend zu höherem Denken und Empfinden, zu reinerem Streben und Erkennen der Wahrheit geleitet hat, aus Dankbarkeit einen Denkstein zu setzen, und das Grab des Hingeschiedenen mit dem Zeichen der Liebe und dauernden Verehrung zu schmücken.

Die Zeitalter der Welt.

§ 76. Anfangs soll auf Erden das goldene Zeitalter gewesen sein. Die Menschen übten Tugend und Recht und enthielten sich aller bösen That aus Liebe zum Guten, nicht aus Furcht vor Strafe. Gesetze und Richter waren nicht nöthig; ohne dieselben lebten die Menschen in Sicherheit. Zufrieden mit denjenigen Speisen, welche die Erde selbst erzeugte, brachten sie ohne Beschwerde und Arbeit das Leben hin.

Man schiffte nicht durch die Meere, um fremde Gestade kennen zu lernen, man kannte weder Helm noch Schwert; man hatte keine Soldaten und fürchtete nicht den Krieg; Alle genossen sorglos der Muße. Es war ein ewiger Frühling auf Erden, so daß die Menschen der Häuser nicht bedurften. Die Erde wurde nicht gepflügt, und brachte dennoch Früchte hervor; es wurde kein Samen gestreut, und dennoch bekleideten sich die Felder mit den schönsten Blumen.

Bald hörten aber die goldenen Zeiten auf; an ihre Stelle trat das silberne Zeitalter. Vieles wurde bald schlechter. Dem kurzen Frühlinge folgte die Glut des Sommers, und nach dem Herbste kehrte der kalte Winter wieder. Damals zuerst suchten die Menschen ein schützendes Obdach und wohnten theils in Grotten, theils in Hütten. Man fing an den Acker zu pflügen und Samen zu streuen; es bedurfte der Arbeit und des Fleißes, um zu haben, wovon man lebte. Aber Verbrechen waren fern, die Tugend wurde verehrt; Eintracht und Friede verband die Menschen unter einander.

Auch das silberne Zeitalter verschwand sehr bald und an seine Stelle trat das eherne. In diesem zeigten sich schon Wildheit und Liebe zu den Waffen, doch machten sich die Menschen noch keiner Verbrechen schuldig; sie bedienten sich wol der Waffen und es wurden Kriege geführt, aber ohne Grausamkeiten und Untreue.

§ 77. In dem vierten oder eisernen Zeitalter brach alle Schlechtigkeit unter den Menschen hervor; die Tugend floh, Betrug und Nachstellung traten an ihre Stelle und das ganze menschliche Leben wurde umgewandelt. Die Begierde nach Reichthum ergriff die Menschen und trieb sie an, Alles zu thun und zu wagen, wovor man sich früher gescheut hatte. Die Fichten auf den Bergen wurden gefällt und Schiffe wurden gezimmert; der Schiffer ließ sich auf unbekannten Meeren umhertreiben, um Gold zu suchen. Sonst war die Erde nicht minder allen Menschen gemeinschaftlich gewesen als die Sonne und die Luft; damals aber forderte Jeder seinen Antheil und die Aecker wurden mit langen Grenzen bezeichnet. Aber nicht nur Früchte forderte die Gier

der Menschen von der Erde, sie drangen in sie hinein, gruben Schätze aus und brachten das Eisen und das Gold, nicht um dem gemeinschaftlichen Wohle zu nützen, sondern um durch Krieg und Treulosigkeit die Gegner zu verderben. Man lebte vom Raube; der Gastfreund war bei dem Gastfreunde nicht sicher vor Gefahr. Die Frömmigkeit lag darnieder und wurde nur von Wenigen geehrt. — Dies ist jenes Zeitalter, welches auch jetzt noch zu herrschen scheint!

Die Wallfahrten zum Kloster Troizkaja Lawra.

§ 78. Das im Jahre 1338 von dem heiligen Sergius gegründete Kloster Troizkaja Lawra ist 64 Werst von Moskau entfernt und durch seine unermeßlichen Reichthümer und die große Zahl von Pilgern, die hier ihre Gebete verrichten, das berühmteste unter allen Klöstern in Rußland. Seit den Zeiten des Dimitri Donskoi († 1389), der dem Kloster zwölf Dörfer verlieh, haben alle Großfürsten, Zaren und Kaiser, viele vornehme russische Adelsgeschlechter und einzelne reiche Personen dem Kloster Freiheiten und Vorrechte, Landgüter und Kostbarkeiten aller Art zum Geschenke dargebracht. Hier haben alle Beherrscher Rußlands bis auf den heutigen Tag ihre Knie vor den Ueberresten des heiligen Mannes gebeugt, und um Glück und Segen für das Vaterland gefleht. Aus diesem Kloster ging einst die Rettung Rußlands durch den Archimandriten Dionysius und den Kellner Abraham Palizün hervor, als im Anfange des 17. Jahrhunderts die Polen über Rußland herrschten und die falschen Dimitri Greuel und Verwirrung hervorbrachten. Hier fand Peter der Große Schutz vor den aufrührerischen Strelitzen, die seinem Leben nachstellten; hier sind die Gräber zahlreicher russischer Fürsten und Bojaren, des Zaren Boris Godunow, der lithauschen Königin Maria Wladimirowna, und vieler anderer hochstehender und geschichtlich merkwürdiger Männer und Frauen.

§ 79. Das Kloster ist eine völlige Stadt, die mit mächtigen Mauern und hohen Wachtthürmen umgeben, neun Kirchen und Kapel-

len, den Zarenpalast, das Schatzhaus, den Kaufhof, die zahlreichen Wohnungen der Geistlichen und anderer Personen, endlich mehrere große Gärten in sich schließt. Ein freistehender Glockenthurm enthält 34 Glocken, darunter eine 1600 Centner schwere, welche die Kaiserin Elisabeth für dieses Kloster gießen ließ. (1746). Die Kirchen blitzen mit ihren vergoldeten Kuppeln dem Ankömmling schon in weiter Ferne entgegen und verkünden ihre Pracht, die er im Aeußern wie im Innern derselben findet. Die größte und schönste Kirche ist die Uspenski-Kathedrale; ihr zunächst kommt die zwar kleinere, aber höher verehrte Kirche der Dreieinigkeit, in welcher der silberne Sarkophag des Sergius unter einem silbernen Baldachin sich befindet. Eine von der Kaiserin Anna reich gestickte Decke ist über den Sarg gebreitet.

Alle Gegenstände in dieser Kirche, die Altäre und Kandelaber, die Gemälde der Heiligen, die Votivgaben u. s. w. strahlen von Gold und Silber, von kostbaren Edelsteinen und Perlen. In den Schatzkammern befinden sich in Schränken und Glaskasten die mit Gold, Perlen und Diamanten überzogenen Meßgewänder, Altardecken, Evangelien- und Meßbücher, die Kelche, Kreuze und andere heilige Geräthe, überhaupt Alles, was zum Prunk der Kirche und ihrer Diener gehört. Es sind meist Geschenke der Zaren und Kaiser und ihrer Gemahlinnen, der Bojaren, Fürsten und Großen des Reichs, und darunter besonders die von Godunow, Iwan dem Schrecklichen, den Kaiserinnen Anna und Katharina herrührenden von großem Werthe. Auch fehlt es hier nicht an heilig gehaltenen Reliquien. Der fromme Glaube ergötzt sich besonders an einen Agat, in dessen Innern die Natur selbst ein Crucifix und einen davor knienden Mönch geformt zu haben scheint. Einen seltsamen Contrast bildet ein überreich mit Perlen und Edelsteinen von der Hand Katharina II. gesticktes Meßgewand neben der einfachen groben Kutte des heiligen Sergius, und sein hölzernes Trinkgefäß neben einem kostbaren mit Diamanten verzierten Altarkelch.

Der Zarenpalast ist in einem einfachen, alten Styl gebaut. Ein geräumiger, einst von Peter dem Großen bewohnter Saal in demselben

ist jetzt ein Auditorium der Akademie, welche ursprünglich als ein bloßes Seminar im Jahre 1749 eröffnet, später eine Umgestaltung zum Zweck der höhern wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Zöglinge für den geistlichen Stand erfahren hat.

§ 80. Der ungeheure Reichthum des Klosters, die hohe Verehrung, welche der hier ruhende Heilige seit Jahrhunderten im gesammten russischen Volk genießt, und die unter allen Bekennern der griechisch-orthodoxen Kirche verbreitete Berühmtheit des Klosters als heiligen Wallfahrtsorts machen es erklärlich, daß zu allen Zeiten innerhalb der Klostermauern zahlreiche Pilger, selbst aus den entferntesten Provinzen, bei Verrichtung frommer Gebete und Bußübungen angetroffen werden. Die Ankömmlinge können in Gasthäusern Aufnahme finden, der ärmere Theil derselben hält sich aber nur in den Kirchen und in ihren Säulengängen auf, wo sich auch stets zahlreiche Bettler versammeln. In früheren Zeiten wallten hierher, sogar oft zu Fuß, auch alle Großfürsten und Zaren am Pfingst- und Namenstage des heiligen Sergius und verließen nie diesen Ort ohne Darbringung reicher Geschenke.

Noch niemals hat man aber eine solche ungewöhnliche Menge Landleute Hunderte von Werften weit nach dem Dreieinigkeitskloster pilgern sehen als im Jahre 1862, bald nach der Aufhebung der Leibeigenschaft. Schon zeitig gegen den Frühling, als der Schnee noch nicht einmal von den Wegen weggehauet war, setzten sich ganze Schaaren von Pilgern dorthin in Bewegung. Mit dem Ränzchen auf dem Rücken, einem kleinen Vorrath Brod und einigem Kupfergelde in der Tasche ihre weite Reise antretend, konnten diese an schwerem Tagewerk sich abmühenden Männer nicht daran denken, sich der Eisenbahn zu bedienen, und mußten den beschwerlichen Weg zu Fuß gehen.

Was war aber der Grund einer so außerordentlichen Bewegung und eines so tiefen Andachtsdranges bei diesen Leuten? Die Antwort, die viele dieser Wallfahrer gaben, lautete: „Sonst waren wir der Herrschaft eigen, jetzt aber sind wir frei, und haben dem heiligen

Sergius gelobt, zu ihm zu wallfahrten, hin und zurück zu Fuß, und zu Gott dem Herrn Dankgebete zu verrichten für unsere Erlösung aus der Hörigkeit."

Aus dem estnischen Sagenkreise.

§ 81. Allvater bewohnte seinen hohen Himmel, in dessen Vorhallen die goldene Sonne strahlte. Die Helden hatte er erschaffen, um sich ihres Rathes, ihrer Kunst und Stärke zu bedienen. Der erste unter ihnen war Wannemuine, den er alt geschaffen hatte mit grauem Haar und mit der Weisheit des hohen Alters. Aber das Herz war diesem jung und er besaß die Gabe der Dichtkunst und des Gesanges. Allvater bediente sich seines klugen Rathes, und wenn Sorge und Gram seine Stirne trübten, spielte Wannemuine auf seiner wunderbaren Harfe und sang ihm seine erhebenden Lieder.

Ein zweiter war Ilmarine, im besten Mannesalter und in männlicher Kraft, mit Weisheit auf der Stirne und tiefem Denken in den Augen. Ihm war die Gabe der Kunst verliehen. Ein dritter war Lammeküne, ein munterer Jüngling, voll Laune, immer froh und zu jedem Muthwillen aufgelegt. Ihm zur Seite stand der gewaltige Bogenschütze Wibbrane und eine Reihe anderer Helden, jeder ausgezeichnet in seiner Art. Alle betrachteten sich als Brüder und der Alte nannte sie seine Kinder. Ihr Wohnsitz war Kallewe, das weite Felsgebiet.

§ 82. Da sprach der Alte zu den Helden: Ich habe beschlossen die Welt zu schaffen und mit Bewohnern aller Art zu beleben. — Betroffen sahen sie ihn an und antworteten: Was du in deiner Weisheit beschlossen hast, kann nicht schlecht sein und jeder von uns wird Hand ans Werk legen. — Und während sie schliefen, schuf er die Welt in allen ihren Theilen, und als sie erwachten, staunten sie das unendliche Werk an und priesen die Macht und Weisheit des Schöpfers.

Aber der Alte war ermüdet von der Arbeit und versank in tiefen Schlaf. Da nahm Ilmarine ein Stück von seinem besten Stahl und hämmerte daraus ein Gewölbe; er spannte es über die Erde und heftete die silbernen Sterne daran und den Mond. Aus der Vorhalle des Himmels nahm er die goldene Leuchte und befestigte sie an das hohe Gezelt mit wunderbarer Kunst, so daß sie auf und nieder steigen konnte. Voll Freude darüber ergriff Wannemuine seine Harfe, stimmte ein Jubellied an und sprang auf die Erde herab. Wo sein Fuß die Erde berührte, schossen Blumen hervor, und wo er auf einen Stein sich niederließ und sein Lied ertönte, da wuchsen Bäume empor und die Vögel setzten sich darauf und begleiteten seinen Gesang mit lieblichen Tönen. Lammeküne jubelte in den Wäldern und auf den Höhen herum, und Wibbrane, der gewaltige Schütze, versuchte seinen Bogen in den Thälern und Klüften.

Ueber diesen Lärm erwachte der Alte und wunderte sich, wie die Welt anders geworden, als er sie geschaffen. Zu den Helden sprach er: Recht so Kinder! Ich habe die Welt als rohe Masse geschaffen, eure Sache ist es, sie zu verschönern; bald werde ich sie bevölkern mit allerlei Gethier und dann den Menschen schaffen zur Herrschaft über Alle, aber ich will ihn schwach schaffen, damit er seiner Stärke sich rühmen könne, und ihr sollt euch mit den Menschen befreunden und ein Geschlecht erzeugen, das dem Bösen zu widerstehen vermag. Das Böse mag ich nicht vertilgen, es ist des Guten Maß und Stachel.

§ 83. Der Alte leitete nun selbst die Welt, bis sie im Gange war. Jeder Mensch war ein Glied im Getriebe, ein treibendes oder getriebenes, und jeder seines Schicksals Meister. Darauf kam er nicht mehr auf die Erde herab und griff nicht mehr mit eigener Hand in das Getriebe. Aber Keiner mag sich beklagen, er sei verlassen, — hat doch der Alte jedes Menschen Stirn angehaucht, daß er dem Bösen nicht erliege. Das Verhängniß aber geht mit eisernen Schritten einher und Keiner freut sich, der von ihm getroffen wird und Mancher steht nicht wieder auf.

Die unmittelbaren Abkömmlinge der Helden wurden die ersten Länderbeherrscher, unter ihnen Kallew, der über Land und Meer gebot, den Fluthen ihre Grenzen anwies und Bäume zusammenbrach, sich auf ihnen wie auf Stroh zu betten. Sein Grab hat er auf der hohen Felsenküste Revals, wo die Thränen seiner trauernden Gattin Linda einen See erzeugten. Von hieraus wanderte sein jüngster Sohn Kalewipoeg, ein gewaltiger Riese, durch das Gebiet des ganzen Volkes, Abenteuer bestehend und Heldenthaten vollbringend. Sein eigenes mächtiges Schwert brachte ihm den Tod, und sein Geist schwang sich zu den Göttern. Sein Ruhm aber dauerte unter den Menschen fort und die spätesten Nachkommen werden seine Thaten im Gesange preisen.

Ex bibl. univ. Tart.

Die Deukalionische Fluth.

§ 84. Die Menschen hatten durch Verbrechen und Gottlosigkeit den Zorn der Götter erregt, so daß Jupiter das ganze Geschlecht durch eine gewaltige Fluth zu vernichten beschloß. Nachdem er die übrigen Winde eingeschlossen hatte, damit sie nicht die Wolken vom Himmel vertrieben, entsandte er den Südwind und befahl ihm, die ganze Luft mit schwarzen Wolken anzufüllen und dichten Regen auf die Erde zu gießen. Dieser gehorchte mit so großem Eifer, daß in kurzer Zeit die Saaten niedergeworfen lagen und der Landmann seine langen Arbeiten vernichtet sah und beweinte.

Der erzürnte Jupiter bereitete den Menschen noch größere Leiden. Er rief seinen Bruder Neptun, den Gott der Meere und Flüsse zu Hilfe, und dieser ermahnte die Ströme, Flüsse und Bäche, daß sie alle ihre Kräfte brauchten und ihre Gewässer über die Ufer durch die offenen Felder entsendeten. Sie thaten, was ihnen befohlen war; nichts konnte ihrem Andrange widerstehen; Bäume und Häuser, Thiere und Menschen wurden von den Fluthen ergriffen und fortgetragen.

§ 85. In kurzer Zeit war die gesammte Erde überschwemmt und Alles schien ein unermeßliches Meer zu sein. Wo ein Thurm

oder ein Hügel hervorragte, war er von Menschen besetzt; andere saßen auf Baumstämmen oder in Kähnen, ohne Hoffnung durch die Meeresflächen hinschiffend. Fische sah man auf den Bäumen sitzen, Hirsche durch die Wogen schwimmen; Wölfe wurden zwischen Schafen, Tiger zwischen Lämmern umhergetragen; Städte und Haine waren unter dem Wasser begraben; Menschen und Thiere kamen in den Wogen um; alles Leben auf Erden ging zu Grunde.

Nur eines Mannes von so vielen Tausenden und nur einer Frau erbarmte sich Jupiter und beschloß sie zu retten. Besser als diese beiden war auf Erden Niemand gewesen; sie hatten sich aller Verbrechen enthalten, fürchteten die Götter und verehrten die Tugend. Auf einem kleinen Kahne fuhr Deukalion mit Pyrrha, seiner Gattin, unversehrt über die Wasserflächen und wurde durch den Willen des Jupiter auf den höchsten Gipfel des Parnassus hingetragen. Nachdem Alles, was auf der Erde gelebt hatte, vertilgt worden, waren nur diese Beiden noch übrig.

Da sandte Jupiter den Nordsturm, daß er die Wolken zerstreue und den heitern Himmel öffne; er bändigte den Zorn des Meeres und rief die Gewässer in ihr Bett zurück. Bald traten die Hügel und Wälder aus den Gewässern heraus; die Erde selbst zeigte sich und die alte Ordnung der Dinge schien wiederzukehren.

§ 86. Von tiefer Stille war die ganze Erde bedeckt, welche nur zwei lebende Wesen trug. Auch diese hatten kein sicheres Vertrauen zu ihrem Leben. Sie sahen, daß in ihnen beiden das ganze menschliche Geschlecht übrig sei, und was könnte den Ueberlebenden trösten, wenn der eine dem andern durch den Tod entrissen würde? Da sie so traurig waren, baten sie die Götter um Hilfe und beschlossen das Orakel um Rath zu fragen, welches Themis, die älteste Göttin, am Fuße des Berges Parnassus besaß. Die Göttin ließ sich durch ihre Bitten bewegen und antwortete ihnen also: „Gehet hinweg aus diesem Tempel, und mit umhülltem Haupte werfet die Gebeine eurer Mutter hinter euch, und es wird euch gegeben werden, was ihr gewünscht habt.“ —

Sie staunten über diese Antwort, und es schien ihnen Sünde, zu thun, was die Götter gerathen hatten. Deukalion aber wiederholte die dunkelen Worte der Göttin und glaubte endlich den Sinn zu verstehen. „Unsere Mutter ist die Erde," sagte er, „ihre Gebeine aber sind die Felsen, und es ist uns befohlen, Steine hinter uns zu werfen." — Zwar zweifelhaft, was geschehen werde, beschlossen sie dennoch den Versuch zu machen. Und ein neues Wunder sahen sie geschehen. Die Steine, welche von Deukalion und Pyrrha geworfen wurden, verwandelten sich in Männer und Weiber!

Von diesem Ursprunge sind Alle geboren, die später gelebt haben. — Ist es also zu verwundern, wenn die Menschen ein hartes Geschlecht und oft in ihrem Herzen den Steinen ähnlich sind!

Achilles und sein Schild.

§ 87. Achilles, der größte Held der Griechen im trojanischen Kriege, wurde bei der Geburt von seiner Mutter Thetis in das Wasser des Styx getaucht, um seinen Körper unverwundbar zu machen; nur die Stelle der Ferse, an welcher sie ihn gehalten hatte, war verwundbar geblieben. Zwei Schicksale waren ihm prophezeiet worden, zwischen welchen er wählen konnte, entweder vor Troja unsterblichen Ruhm zu erlangen und daselbst seinen Tod zu finden, oder zu Hause ein langes, aber thatenloses Leben zu genießen. Um ihn den Aufforderungen zur Theilnahme an dem Kriege zu entziehen, versteckte Thetis ihren Sohn in weiblicher Kleidung auf einer einsamen Insel, wo er mit den Töchtern des Königs Lykomedes zusammen erzogen wurde.

Einer Weissagung zufolge konnte aber Troja ohne Achilles nicht erobert werden. Daher suchte ihn der durch seine Schlauheit berühmte Odysseus auf, indem er als Handelsmann verkleidet am Hofe des Lykomedes erschien und den Töchtern des Königs Waaren feil bot. Achilles verrieth sich selbst durch seine kriegerische Neigung, indem er sogleich nach den unter den Waaren befindlichen schönen Waffen griff, als nach

dem, was ihm am Meisten gefiel. Jetzt war es nicht schwer, den ruhmbegierigen Helden zur Theilnahme an dem Kampfe vor Troja zu vermögen.

§ 88. In dem Lager der Griechen entzweiete sich aber Achilles mit Agamemnon, dem obersten Führer der Griechen, und ließ es geschehen, daß Hektor, der Tapferste der Trojaner, die griechischen Schaaren in der Schlacht vernichtete. Erst als sein Freund Patroklus, dem er seine eigene Rüstung gegeben hatte, durch Hektors Hand gefallen war, nahm Achilles, um den Tod des Freundes zu rächen, Theil an dem Kampfe, mit furchtbarem Wüthen Einen nach dem Andern der Feinde mit seiner nie fehlenden Lanze durchbohrend. Selbst Hektor erlag im Zweikampfe, nachdem er drei Mal von ihm um die Stadt herum gejagt worden war. Aber auch des Achilles Schicksal erfüllte sich vor Troja; ein tödtlicher Pfeilschuß des Paris hatte seine verwundbare Ferse getroffen.

Der Schild des Achilles war ein Werk von Götter Hand. Tiefe Nacht bedeckte den weiten Erdkreis, als die Meeresnymphe Thetis aus den Wogen emportauchend auf den Olymp, den Sitz der Götter, eilte und den geschickten Hephästos anflehte, ihr für den Sohn einen undurchdringlichen Schild zu bereiten. Der kunstreiche Gott versprach den Wunsch zu erfüllen, ehe noch des Himmels Thor sich öffnen und der Sonnengott seinen strahlenden Wagen besteigen würde, um den Menschen das himmlische Licht zu bringen. Unter seinen Händen gedieh die Arbeit unglaublich schnell, und bald brachte er der harrenden Nymphe den schimmernden Schild, ein Werk, wie es noch nie ein Sterblicher geschauet hatte. Der Schild war mit einem leuchtenden dreifachen Kranze umzogen und hatte ein silbernes Trageband. Man sah zehn Felder mit Gruppen in erhabener kunstreicher Arbeit.

§ 89. In der Mitte des Schildes befanden sich die Erde und das Meer, dazu Himmel, Sonne, Mond und Gestirne. Dann sah man zwei Städte, die eine umgeben von dem Glücke und dem Segen des Friedens, die andere im wilden Aufruhre des Krieges. Dort war eine

Hochzeitsfeier mit Tanz und Musik. Beim Scheine der Fackeln zog ein Brautpaar durch die Straßen, tanzende Jünglinge mit Flöten und Zithern folgten demselben. Aller Orten standen Frauen vor den Thüren, den schönen Zug mit frohen Gesichtern schauend. Auf dem Marktplatze befand sich eine Menge Volkes und inmitten der Versammlung saßen Richter im Kreise, um einen Spruch zwischen zwei Streitenden zu fällen.

Die andere Stadt war aber umgeben von zwei Heeren, deren Rüstungen erglänzten. Weiber und Kinder bewachten die Mauern, während die gerüsteten Männer eben zum Kampfe hinausrückten. Hirten sah man ihre Heerden hüten; aber aus dem Hinterhalte kamen Bewaffnete, um die weißwolligen Schafe und die glänzenden Rinder zu rauben. Auf einem andern Orte war es schon zum Angriff gekommen und man sah Kämpfende und Verwundete durch einander.

Das vierte Bild stellte ein Ackerfeld dar, das von Landleuten gepflügt wurde. Am Acker stand ein Mann, einen goldenen Becher in der Hand haltend, um die Ankommenden mit Wein zu laben. — Das fünfte Bild war ein goldenes Saatgefilde, auf dem Männer mit silbernen Sicheln die Aehren schnitten. Garbenbinder befanden sich hinter ihnen und blühende Knaben trugen die Garben zu den Haufen. Freudigen Angesichts aber stand der König, den Stab haltend, an dem Eingange des Ackers und schaute auf die rüstig Arbeitenden. Unter einem schattigen Baume wurde von anmuthigen Frauen ein Mahl bereitet.

Auf dem sechsten Bilde war ein Weinberg sichtbar; silbern waren die hohen Pfähle, golden die schwellenden Trauben. Ein Graben aus bläulichem Stahle umgab das sonnige Rebengefilde, in das hinein ein gebogener Fußpfad führte. Jünglinge und Jungfrauen trugen in schön geflochtenen Körben die reifen Trauben hinweg. In ihrer Mitte schritt ein Knabe, der die Leier schlug und das lockige Haupt zum Gesange emporhob.

§ 90. Das siebente Feld zeigte eine Heerde Rinder, die aus Gold und weißglänzendem Erze gebildet waren. Einige erhoben die Häupter, als brüllten sie froh der Weide entgegen. Zur Rechten sah man einen Fluß, dessen Ufer mit Schilf und Rohr besetzt war. Zwei entsetzliche Löwen hatten eines der Rinder zu Boden gerissen; Hirten eilten mit ihren langen Lanzen herbei und riefen die Hunde, die jedoch furchtsam zurückzuckend gegen die Ungethüme nur zu bellen wagten. Das achte Feld war ein anmuthiges Thal, welches silberne Schafe durchschwärmten. Mit großer Kunst waren aus Gold und Silber die Städte und Hütten und der Hirt selbst gebildet.

Auf dem neunten Felde war ein Tanz dargestellt. Jünglinge und Jungfrauen reichten sich in langen Reihen die Hände; jene trugen Kränze auf den lockigen Häuptern, diese hatten goldene Schwerter in silbernen Scheiden an der Seite. Dem frohen Tanze schauete eine Menge Volkes zu und ein Sänger stand zur Seite, seinen Gesang mit der Harfe begleitend. Das zehnte Feld umlief den äußersten Rand des Bildes und stellte den gewaltigen Strom Oceanus vor, welcher die ganze Erde im Kreise umschließt.

Nachdem Hephästos mit Götterkunst den herrlichen Schild vollendet hatte, schuf er den Harnisch, der heller als das Feuer schimmerte. Auch bereitete er einen gewaltigen Helm und setzte einen goldenen Busch darauf. Das Waffengeschmeide, das selbst im Dunkel der Nacht hell strahlte, legte er in die Arme der Meeresgöttin, die frohen Herzens vom Olympos davonschwebte.

Errettet und getödtet.

§ 91. Die Ufer des großen Peipussees waren vormals mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, — ein natürlicher Aufenthalt für alle Arten von Raubthieren, wie zum Theil noch jetzt für die zahlreichen, dort hausenden Wölfe. Bei strengem Froste dient die Eisdecke des Sees vielen Fußgängern wie Fahrenden als ein für den Handel mit

Holz und Fischen bequem nach allen Seiten führender Weg oder als kürzeste Verbindung zwischen Dorpat und Pleskau. Indessen sind auch Unglücksfälle nicht ungewöhnliche Erscheinungen, indem häufig in der Eisdecke weite Spalten entstehen oder Nebel und Schneegestöber die Richtung des Weges auf der endlosen Fläche nicht deutlich erkennen lassen.

Als einst in einer Kirche unweit des Sees an einem Sonntage im März-Monate der Gottesdienst wegen der großen Anzahl von Communicanten bis gegen den Abend fortgedauert hatte, entstand unter den Leuten am Eingange der Kirche eine gewisse unruhige Bewegung; man ging und kam, flüsterte und sah sich um, so daß sich draußen etwas Besonderes ereignet haben mußte. Der Pastor verließ die Kirche und erfuhr, daß man auf dem See, der am Tage vorher vom Eise befreit worden war, in weiter Ferne ein großes Eisfeld schwimmen sehe, auf dem ein Mensch zu sein schiene.

Sogleich wurden Anstalten zur Rettung des Verunglückten getroffen; ein Boot wurde flott gemacht und sechs rüstige Fischer sprangen hinein. Die ganze Gemeinde stand am Ufer und betrachtete das spannende Schauspiel, manches heiße Gebet um Rettung des Unglücklichen zum Himmel sendend. Trotz des widrigen Windes gelang es allmählich den Fischern, sich einen Weg durch die Eisschollen zu bahnen und das große Eisfeld zu erreichen. Man sah nun deutlich, wie die liegende Gestalt sich erhob und zum Boote ging. Aber es ereignete sich jetzt das Unerklärliche, daß die Fischer wieder abstießen, so daß es schien, sie wollten den Unglücklichen seinem Schicksale überlassen. Dieser aber entschloß sie rasch, stürzte ins Wasser und erreichte schwimmend das Boot.

Es ließ sich jetzt eine große Verwirrung unter den Fischern wahrnehmen, aber da es schon anfing zu dunkeln, konnte man bei der Entfernung die Einzelheiten der Scene nicht mehr unterscheiden. Endlich kehrte das Boot zurück. Man eilte zum Ufer und fand den Unbekannten todt, von den Fischern erschlagen im Boote.

Es war niemand anders, als ein großer schwarzer Bär! Die Fischer hatten einen schweren Kampf mit ihm gehabt, und der hungrige Bär war schon ins Boot geklettert, als ein glücklicher Schlag mit dem Ruder auf die Schnauze das mächtige Thier niederstreckte.

Der Marquis Paulucci.

§ 92. Aus dem Leben und Wirken des Marquis Paulucci, der in den Jahren von 1812 bis 1826 als Gereralgouverneur von Liv-, Est- und Kurland in allen Verwaltungszweigen dieser Provinzen ein unvergeßliches Andenken erworben hat, giebt es viele charakteristische Züge, die theils in verschiedenen Blättern und Zeitschriften erhalten sind, theils in der Erinnerung mancher Zeitgenossen noch fortleben. Unter andern läßt der folgende kleine Vorfall in sein Verhalten zum Beamtenstande einen Blick werfen.

Bei dem Verwalter einer Station zwischen Walk und Werro war eines Tages Besuch eingetroffen und man hatte zufällig aus dem für die Reisenden bestimmten Zimmer die Stühle und das Licht weggenommen. Da kam unerwartet am Abende ein Reisender an, ein junger Beamter, der große Eile zu haben schien und mit Heftigkeit auf den Stationshalter wegen der Unordnung losfuhr: „Kein Licht auf der Station und nicht einmal ein Stuhl zum Sitzen!“ — Obschon das Versäumte sogleich gut gemacht wurde, polterte der junge Mann, hinweisend auf seine wichtige Sendung, für den nach Pleskau reisenden Marquis Pferde zu bestellen, doch weiter und drohte dem Verwalter mit Gefängniß und Schlägen.

Gegen Mitternacht kam der Marquis an. Aeußerst zufrieden über den Empfang auf der Station und über seine rasche Bedienung mit Thee und Abendbrod, sprach er dem Verwalter zu wiederholten Malen seinen Dank dafür aus. Dieser aber ängstlich und verlegen, bat so oft um Verzeihung, wenn etwas versehen sein sollte, daß der Marquis ihn

endlich fragte, was ihm widerfahren sei. Von dem Vorgefallenen unterrichtet, schrieb er sofort einige Worte auf ein Blatt Papier zur Uebergabe an den jungen Mann bei seiner Rückkehr.

Am folgenden Tage war dieser da. Wieder ist kein Licht im Zimmer, wieder kein Stuhl zum Sitzen, und nun geht das Poltern und Drohen erst recht los. Diesmal aber machte der Stationshalter nicht einmal Entschuldigungen, sondern überreicht das Blatt des Marquis, indem er das Licht zum Lesen recht bequem hält. Auf dem Blatte stand: „Der Beamte der 14. Klasse N. N. wird angewiesen, auf der Station vier Stunden in einem Zimmer ohne Licht und ohne Stuhl zu verweilen." — Mit der Frage: „Haben Sie gelesen?" bläst der Stationshalter das Licht aus und verschwindet.

§ **93.** Sehr charakteristisch ist auch folgender Vorfall. Der Kaiser Alexander I. war einst im Winter bei ungünstiger Witterung auf der Reise nach Riga begriffen. Bei der Eile, mit welcher die Fahrt fortgesetzt wurde und bei dem schlimmen Wege ereignete es sich in der Nähe von Riga, daß der Reiseschlitten in dem tiefen Schnee umgeworfen wurde. Der Kaiser scherzte in heiterer Laune mit seinem Begleiter über diesen kleinen Unfall und suchte den Postillion, der die größte Besorgniß und Furcht verrieth, zu ermuntern. Dieser aber konnte sich nicht beruhigen und setzte seine Bitten und Klagen immer fort, — er wollte blos das Eine als Gnade für sich erflehen, Seine Majestät möge von dem Vorfalle nur den Marquis nichts wissen lassen!

Das Höhlenkloster Petschorü.

§ **94.** Im pleskauschen Gouvernement, etwa 50 Werst von Pleskau und 4 Werst von der livländischen Grenze entfernt, liegt die kleine Stadt Petschorü, welche durch das daselbst befindliche Kloster eine große Berühmtheit erlangt hat. Dieses besteht theils aus großen Höhlen mit langen unterirdischen Gängen, welche in einen Berg an dem Ufer des Baches Kamenetz gegraben sind, theils aus mehreren alten Gebäuden

am Fuße und auf den steilen Abhängen des Berges. Nach einer Ueberlieferung wird ein Mönch Marcus für den Gründer des Klosters gehalten, nach einer andern aber war der Ursprung folgender. Im Jahre 1472 wurden in Dorpat, wo die Russen ihre eigenen Kirchen hatten, nach eben stattgehabter Feier des Jordan-Festes zweiundsiebzig Männer und Frauen der griechischen Gemeinde nebst ihrem Priester Isidor zufolge eines vom Dörptschen Bischof Andreas und den städtischen Machthabern abgehaltenen Gerichts, am 8. Januar im Embache ersäuft. Ein dem Morde entronnener Priester Joann gründete das Kloster durch den Bau einer kleinen Kirche. In der Höhle werden noch jetzt die Särge des Marcus und des Joann aufbewahrt. Zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde die Kirche und das Klostergebäude von den Livländern zerstört und ein großer Theil der in den Höhlen aufbewahrten Schätze geraubt.

Der Anfang der Brüderschaft des Höhlenklosters fällt in die Zeit des Zaren Wassili Joannowitsch (1505—1533), welcher Pleskau sich unterwarf und der Stadt die alte Freiheit der Volksversammlung nahm. Der Haupturheber des ersten Ausbaues des Klosters war Missiur Munechin, welcher im Jahre 1510 Statthalter in Pleskau war. Die religiös-sittliche Stimmung des Jahrhunderts und die Wirren des öffentlichen Lebens waren die Ursachen, daß alle besseren Menschen jener Zeit ihren Sinn mit Hochachtung auf die bescheidenen Behausungen der Klosterbrüder richteten. Missiur war einer der gebildetsten Leute seines Zeitalters. Er besuchte an den Feiertagen in Begleitung vieler anderer Wallfahrer das Höhlenkloster und bewirthete nach dem Gottesdienst die Mönche. Auf seine Kosten ließ er die steilen Ufer des Baches abgraben und vergrößerte die Kirche im Berge, welche im Jahre 1523 eingeweiht wurde. Das erneuerte und durch die Mühe des Missiur eingerichtete Kloster erlangte Berühmtheit. Man fing an zahlreiche Wallfahrten nach dem Kloster zu unternehmen, und viele Kranke fanden dort ihre Heilung durch die Kraft des Glaubens und des Gebets. Bald erregte das Kloster auch die Aufmerksamkeit

des Zaren Wassili Joannowitsch, welcher sich zu jedem Feiertage aus dem Kloster geweihtes Wasser und Brod bringen ließ.

§ 95. Die Regierung des Zaren Joann Grosnii (1533—1584) war für das Kloster eine Zeit neuen Wohlstandes und Ruhmes, zugleich aber auch neuer Prüfungen. Unter diesem Zaren errichtete der Prior Kornilius, welcher als Erbauer mehrerer Kirchen, sowie als Verfasser der ersten Annalen des Klosters sehr berühmt geworden ist, um das ganze Kloster steinerne Mauern. Nach der Volkssage soll Kornilius die Mauern eigenmächtig und gegen den Willen des Zaren erbaut, und dieser ihn dafür eigenhändig enthauptet haben. Sein in der Höhle begrabener Leib wurde nach 120 Jahren unverwest gefunden und in die Kathedrale übertragen, wo er jetzt noch in der Mauer ruht. Die Volkserzählung fügt noch hinzu, der enthauptete Kornilius habe mit den Händen seinen Kopf aufgehoben, und der dadurch erschreckte Zar sei spornstreichs aus dem Kloster geflohen, daselbst alle seine kostbaren Sachen und seinen noch gegenwärtig im Kloster aufbewahrten Wagen zurücklassend.

Im Jahre 1581 überzog der König Stephan Bathory von Polen das pleskausche Land mit Krieg. Während der Belagerung von Pleskau litt sein Heer durch Mangel an Lebensmitteln und durch tödtliche Krankheiten. Die Truppenabtheilungen, welche die Gegend von Petschorü plünderten, fanden stets tapfere Gegenwehr von Seiten des Klosters, in welchem sich außer der Geistlichkeit auch einige Hundert Krieger unter der Anführung des Hauptmanns Netschajew befanden. Als die Klosterbewohner eine bedeutende Abtheilung livländischer Miethtruppen geschlagen und einen beträchtlichen Transport von Lebensmitteln erbeutet hatten, schickte Bathory eine Abtheilung deutscher Soldaten mit Belagerungsgeschützen unter Anführung der Obristen Fahrensbach und Kettler gegen das Kloster und verlangte dessen Uebergabe. Aber die kühnen Mönche erwiderten: „Ist es rühmlich für Kriegsmänner, mit Mönchen zu streiten? Wenn ihr Kampf und Ruhm begehret, so gehet nach Pskow, wo ihr würdige Krieger finden werdet; wir ergeben

uns nicht.' — Die Mönche handelten noch besser als sie gesprochen hatten. Ungeachtet der Bresche, welche die Kanonenschüsse in der Mauer erzeugt hatten und obschon die Belagerer mit großer Macht zum Sturme vorschritten, trugen die Mönche ein altes Heiligenbild auf die gefährdete Bastion und vertheidigten sich mit ungewöhnlicher Tapferkeit. Sie schlugen alle Stürme zurück und nahmen nebst vielen Anderen den Neffen des Herzogs Kettler und zwei angesehene livländische Edelleute gefangen.

§ 96. Der König Bathory schickte den Belagerern 500 Ungarn unter dem tapfern Heerführer Bornemissa und mehrere große Geschütze zu Hilfe. Aber die Feinde konnten auch diesmal nichts ausrichten. Die Deutschen und die Ungarn wurden von den Breschen mit solchem Verluste zurückgeworfen, daß sie die Mönche für kündig der Zauberei hielten und mit Schrecken erfüllt wurden, während die Belagerten ihre Erfolge nur der Hilfe der Heiligen des Klosters zugeschrieben. Nicht allein waren es die Mönche und die Schützen, welche den Feind abwehrten, auch die in's Kloster geflüchteten Weiber und Kinder nahmen an dem Kampfe Theil, indem sie auf die stürmenden Feinde siedendes Wasser gossen und Steine hinabschleuderten, und wenn sie nicht mit den Händen helfen konnten, durch Gebete die übrigen Kämpfer begeisterten.

Nach diesem zweiten Mißlingen versuchte der König durch schmeichlerische Versprechungen die Mönche zur Uebergabe zu gewinnen, indem er ihnen mehrere, angeblich aus Jerusalem erhaltene Reliquien zum Geschenk und einen Brief des Inhalts übersendete, daß er nicht die Zerstörung des Klosters beabsichtigt habe, daß er daher die Mönche auffordere, den heiligen Ort nicht mit unschuldigem Blute zu tränken, ihre Krieger und die gemachten Gefangenen zu entlassen und mit ihm Freundschaft zu schließen. Die Mönche aber erklärten seinen Gesandten, daß sie das Kloster bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen würden, und diese Antwort begleiteten sie mit Kanonenschüssen. Auch der hierauf von den Feinden gemachte Versuch, das Kloster durch Hunger zur

Uebergabe zu zwingen, wurde vereitelt, da der zwischen Rußland und Polen geschlossene Friede sie nöthigte, die Belagerung aufzuheben.

Auch in den folgenden Zeiten wurde das Kloster häufig von feindlichen Angriffen heimgesucht. Im März 1611 belagerten die Polen und Kleinrussen das Kloster und durchbrachen an vielen Stellen die Mauern, zogen aber nach einem Aufenthalte von sechs Wochen nach Moskau, wohin sie für die polnischen Truppen einen großen Vorrath von Lebensmitteln aus dem pleskauschen Gebiete mit sich nahmen. Aehnliche Angriffe fanden durch die livländischen Deutschen und durch die Litthauer statt. Im Jahre 1703 erschien ein schwedisches Heer vor dem Kloster, konnte aber dieses nicht einnehmen, da auf Befehl Peter des Großen die Mauer mit einem Wall und Graben umgeben worden war.

§ 97. Ein so gut befestigtes, mit allen Kriegsvorräthen versehenes Kloster hatte die Bedeutung einer Gränzfestung, in deren Nähe sich die Bewohner der Umgegend wie bei einem guten Zufluchtsorte im Falle eines feindlichen Angriffes niederließen, und im Laufe der Zeit einen ansehnlichen Ort bildeten. Viele russische Herrscher haben zu wiederholten Malen das Kloster besucht und mit reichen Schätzen und besonderen Privilegien beschenkt. Im Jahre 1813 wurde es zur Erinnerung an die Befreiung Rußlands von dem Einfall der Franzosen zu einem Kloster ersten Ranges erhoben. Die vielen kostbaren Schätze, welche in sechs Kirchen aufbewahrt werden, rühren als Geschenke von den russischen Zaren und Kaisern und anderen Wohlthätern des Klosters her. Die Masse der hier befindlichen Edelsteine und Perlen, der silbernen und goldenen Gefäße, der Heiligenbilder und Altarkreuze ist eine enorme. Die Bibliothek besteht größtentheils aus theologischen Büchern in altslavonischer Schrift, aus den seit der Zeit des Kornilius eingeführten Büchern zur Einzeichnung der Wohlthäter des Klosters, und aus Annalen mit einigen angehängten historischen Berichten. In der Höhle sind die Särge der verstorbenen Mönche in den Seitenwänden aufgestellt. Von einem unterirdischen Gange geht das Gerücht, er sei bis

Kiew durchgegraben, denn versuchsweise in diesen Gang geworfene Thiere seien nach einigen Tagen in den dortigen Höhlen erschienen.

Die häufigen Processionen, die seit alter Zeit in jedem Jahr aus dem Kloster nach Pleskau und anderen Orten der Umgegend unternommen werden, haben zur Berühmtheit des Klosters viel beigetragen. Ein Zug von den Mönchen und allen Bewohnern des Klosters wird zum Gedächtniß an die Befreiung von der Belagerung durch die Polen und Deutschen alljährlich am Dienstag der siebenten Woche nach Ostern unternommen. Bei der zweiten, in jedem Jahre am 7. October nach Pleskau unternommenen Procession, welche zum Gedächtnisse der Befreiung des pleskauschen Landes von den Franzosen dienen soll, wird das größte Heiligthum des Klosters vorangetragen und während der ganzen Zeit in einer Kirche eine feierliche Todtenmesse für die Krieger gelesen, die in den Schlachten jener Zeit den Tod gefunden haben. Außerdem werden mehrere Mal im Jahre an verschiedenen Feiertagen Umzüge um die Klostermauern und zu den Kirchen der benachbarten Dörfer gehalten. Zu allen diesen Processionen versammelt sich im Kloster eine bedeutende Zahl von Wallfahrern aus der Umgegend und den benachbarten Gouvernements.

Die große Hungersnoth in Livland. 1695—1697.

§ 98. Von den vielen Nothständen, die in früheren Jahrhunderten von Zeit zu Zeit Livland und Estland heimgesucht haben, ist die große Hungersnoth während der letzten Regierungsjahre des Königs Karl XI. von Schweden wol eine der schrecklichsten Landplagen gewesen.

Durch einen immerwährenden kalten Regen, der von Johannis bis zum October 1695 angehalten hatte, war nicht nur die Heuernte verloren gegangen, sondern es hatte auch das Sommerkorn nicht zur Reife kommen können. Erst um die Mitte des August hatte man mit dem Roggenschnitt angefangen. Die Gerste war durch die Nachtfröste

zum großen Theil verloren gegangen, eben so auch das übrige Sommergetreide, als Erbsen, Bohnen und Buchweizen, und ein gleiches Schicksal traf auch alle Wurzelfrüchte. Aus Mangel an Wintersaat hatten die Landleute ihre Felder nur nothdürftig und erst am Ende des Septembers besäet, viele es ganz unterlassen müssen, und was gesäet war, ging schlecht auf. Schon zu Anfange des folgenden Jahres zeigten sich die traurigen Folgen des Mißwachses. Der Brodmangel unter dem Volke war so groß, daß man sich der bettelnden Armen, sowol gesunder als kranker, nicht erwehren konnte. Viele starke und gesunde Leute liefen von einem Orte zum andern und fleheten um Gotteswillen und mit Thränen, daß man sie blos für das liebe Brod in Arbeit nehmen möchte. Der Hunger machte die Menschen so kraftlos, daß sie zu Boden stürzten und weder Hände noch Füße bewegen konnten.

Das Unglück wurde aber im Jahre 1696 noch immer größer, denn durch abermaliges anhaltendes Regenwetter ging auch die Ernte dieses Jahres dermaßen verloren, daß an den meisten Orten nicht einmal der vierte oder fünfte Theil des gesäeten Kornes wieder erlangt wurde. Da entsank Jedermann Hand und Muth. Knechte und Mägde wurden auf den Höfen und in den Städten ihres Dienstes entlassen. Sie trieben sich mit anderem losen Volke im Lande umher und suchten ihr Leben durch Betteln und Stehlen zu fristen. Die noch vorhandenen kleinen Getreidevorräthe waren bald aufgebraucht und es entstand nun durch Hunger und Krankheiten eine so grausame Noth, daß dieselbe mit keiner Feder beschrieben werden kann.

§ **99**. Die mit dem Beginn des Jahres 1697 eingetretene, anhaltende strenge Kälte vergrößerte den Jammer und das Elend von Tag zu Tag. Die Familien lösten sich auf und zerstreuten sich. In Städten und Dörfern, an allen Wegen und Heerstraßen ertönte Jammergeschrei. Die Unglücklichen suchten mit Wurzeln, Baumrinde, Kaff und dergleichen Dingen ihren Hunger zu stillen. Andere sah man todte Pferde, Ochsen und andere Thiere mit Haut und Haaren verzehren, noch andere fand man bei Leichnamen, denen sie Stücke

abschnitten, um damit ihr Leben zu erhalten. Viele, die dem Tode nahe waren, fleheten mit schrecklichem Geschrei, man möchte ihnen nur so viel Brod als einen Stecknadelkopf geben, so bald sie aber ein wenig davon bekommen und verzehrt hatten, fielen sie todt darnieder.

Bei diesem großen Elende wurde zwar alles aufgeboten, um demselben abzuhelfen, indem nicht allein aus den königlichen Magazinen Korn verabfolgt und in den Städten viele Hunderte zur Nothdurft gespeist, sondern auch vom Adel, der Geistlichkeit, den Bürgerschaften und sonstigen Personen große Opfer zur Linderung der Noth dargebracht wurden; aber alle diese Opfer und Hilfsleistungen wollten doch nicht viel bedeuten. Den ganzen Winter hindurch lagen alle Kirchhöfe, Dörfer, Wege, Felder und Büsche voll todter Körper. Wegen des starken Frostes und des hohen Schnees konnten die matten und kraftlosen Menschen auf dem Lande das Begraben der vielen Umgekommenen nicht gleich besorgen. Man ließ die todten Körper bis zum Frühling liegen, wo dieselben dann fuderweise zusammengeführt und in großen Gruben verscharrt wurden.

Von demselben Unglück waren damals auch Estland, Finnland und Ingermanland betroffen, sowie zum Theil noch andere Gebiete. Die Anzahl der in Livland und Estland allein in dieser Hungersnoth umgekommenen Menschen läßt sich auf mindestens 50,000 schätzen. — Der Wohlstand des Landes war für viele Jahre vernichtet, Dörfer und Gesinde waren entvölkert, die Heerden und die übrigen Hausthiere mit den Menschen verschwunden; für jede Art von Arbeit fehlten die Kräfte und es bedurfte einer langen Zeit, bis die frühere Ordnung und Sicherheit wiederkehrten und der Ackerbau und die Gewerbe wie früher betrieben werden konnten.

Die Newa.

§ 100. Die Newa kommt aus dem großen Ladogasee und ergießt sich nach einem Laufe von etwa neun Meilen in den Meerbusen

von Kronstadt. Nach Aufnahme einiger Nebenflüsse theilt sie sich unweit ihrer Mündung in mehrere Haupt- und Nebenarme, wodurch sich jene Inselgruppen bilden, die zu dem ausgedehnten Terrain von St. Petersburg gehören. Wodurch ein Fluß überhaupt seinen Anwohnern nutzen kann, das bietet die Newa in jeder Beziehung und im reichsten Maße der an ihren Ufern ruhenden Residenz. Aus den inneren Provinzen des Landes, mit diesen durch Flüsse und Kanäle verbunden, führt sie die mannigfaltigen Erzeugnisse der Land- und Forstwirthschaft, der Gewerbe und Fabrication heran, empfängt wiederum an ihrer Mündung die schönsten Producte ausländischer Industrie und schafft sie zu den Palästen und dem Häusermeer der Stadt bis zu ihren äußersten Gränzen; sie füllt den Bewohnern von Petersburg, die nur diesen schönen Brunnen und außer ihm keine klare Quelle haben, den Labebecher mit frischem Wasser, kocht ihre Speise, zieht die Fische für ihre Tafeln groß und verrichtet selbst die niedrigste Arbeit, indem sie, in zahlreichen Kanälen durch die Stadt sich ergießend, wie zu jeder Reinigung in der Haushaltung, so zur Säuberung der Straßen und deren Abzüge ihre guten Dienste leistet.

Kein Wunder daher, wenn dort das Wasser der Newa als gewöhnliches Tagesgespräch, — sei es Lob, sei es Tadel, — die Menschen ebenso beschäftigt, wie jedes Meer die Schiffer und Fischer an seinen Gestaden oder wie der fruchtbringende Nil die Bewohner seiner Thäler. Doch nicht immer ist die Newa die Freude ihrer Uferbewohner; sie bringt auch Noth und schweren Kummer, wenn ihre Fluthen gewaltigen Stürmen begegnen, und dann über die steinernen Dämme sich erhebend, Vernichtung drohen und das Leben vieler Tausenden gefährden.

§ 101. Das Wasser der Newa ist bei ihrer Mündung noch ebenso klar, wie an der Quelle. Wer an dessen Genuß nicht gewöhnt ist, hält es für ungesund und trinkt es ungern; aber baldige Gewöhnung macht es auch ihm zu jenem schönen Getränke, das die Petersburger jedem andern Wasser vorziehen, und nicht selten sogar auf

Reisen mit sich führen oder an fremde Orte sich zusenden lassen. Selbst den Glückwunsch an Freunde, die aus der Ferne zurückkehren, hört man zuweilen, — daß sie wieder aus dem heimathlichen Born ihren Labetrunk schöpfen können!

Mitten in der Stadt erreicht die Newa etwa die Breite einer Werst. Im Winter, wenn die herbeischwimmenden Eismassen des Ladoga sich zur festen Decke verbunden haben, bildet die meist unebene Oberfläche eine weite, grausige Wüstenei, die des Nachts nicht selten von Diebstahl und Raub als Revier ausersehen, den einsamen Wanderer gefährdet, der seinen Weg nicht anders als nach den fern dämmernden Lichtern der Häuser zu richten vermag.

So zurückschreckend das Betreten des Wintereises in der Dunkelheit ist, so sehr fühlt man sich dagegen im Sommer, wo der Strom wie eine Silberumfassung der schönen Stadttheile erscheint, von dem reizenden Vergnügen der Newafahrten angezogen. Die Nächte des Juni und Juli sind gelind und wunderbar hell; man schwelgt dann in der Lust des Gondelfahrens um so mehr, als dieses nur kurze Zeit vergönnt wird. Der breite Strom in allen seinen Krümmungen und Armen belebt sich Tag und Nacht durch Schiffe und Gondeln aller Art, die dem Auge ein beständig wechselndes Gemälde vorführen und dasselbe, was Venedigs Kanäle und zauberische Ansichten gewähren, hier durch das malerische Leben bieten, das sich in der kurzen, aber schönen Jahreszeit auf der ganzen Newa zu entfalten pflegt.

§ 102. Das schöne, äußerst klare Wasser der Newa wird von dem nordischen Winter fast sechs Monate lang in festen Banden gehalten. Erst im Anfange des April, selten am Ende des März, sprengen die Gewässer die drückende Eishülle und öffnen sich der belebten Schifffahrt. Dieser Augenblick wird mit Sehnsucht erwartet, und kaum setzen sich die mächtigen Eisschollen in Bewegung, den glatten Spiegel des Flusses so weit enthüllend, daß einem überfahrenden Boote freie Bahn vergönnt ist, so erdonnern die Kanonen von der Festung, den erwünschten Moment den Bewohnern der Residenz zu verkünden.

Zur selben Zeit, sei es Tag oder Nacht, steigt der Commandant der Festung, mit allen Insignien seines Ranges angethan und von seinen Officieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einen schönen Krystallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als erste und beste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Gewalt des Winters gebrochen, daß die Gewässer wieder frei seien und eine fröhliche Schifffahrt hoffen lassen; er zeigt ihm als den ersten Wasserschwan seine Gondel am Ufer, die er glücklich herübergebracht, und überreicht ihm den Newabecher, den der Kaiser auf die Gesundheit seiner Residenz leert.

Es ist das am besten bezahlte Glas Wasser, das irgendwo auf dem Erdrunde getrunken wird. Denn der alten Sitte gemäß giebt der Kaiser es dem Commandanten mit Gold gefüllt zurück. Früher bekam er es gestrichen voll Ducaten. Da aber mit der Zeit der Becher immer mehr an Größe zunahm, so wurde endlich die Summe auf zweihundert Ducaten festgesetzt, die dem Commandanten zugezählt werden.

Das Elennthier.

§ 103. Der ganze nördliche und nordwestliche Theil Rußlands war einst mit unermeßlichen, dichten Wäldern bedeckt, die dem Elenn, dem Bär, dem Wolfe und vielen anderen Thieren der Wildniß einen natürlichen Aufenthalt boten. Mit der Zunahme der Bevölkerung und der Ausdehnung des Ackerbaues sind die Wälder immer mehr geschwunden und haben blühenden Ansiedelungen Platz gemacht. Besonders rasch ist diese Umwandlung der Wildnisse in fruchtbares Ackerland in den baltischen Provinzen vor sich gegangen. An manchen Stellen, wo noch vor etwa funfzig Jahren nur waldbegränzte kleine Oasen das Terrain eines Gutes bildeten, erblickt man jetzt weite, freie Landschaften

mit nahen und fernen Herrenhöfen, Dörfern und Kirchen, und zwischen ihnen endlose Kornfelder, die im Winde wie Meereswellen sich heben und senken und mit ihren schlanken Aehren den vorüberziehenden Wanderer zu grüßen scheinen.

Mit der Vernichtung der schattigen Wälder haben sich auch ihre größeren Bewohner, welche durch ihre Lebensart auf unwegsame Wildnisse angewiesen sind, zurückgezogen und gehören schon jetzt zu den seltenern Thieren des Landes. Daß aber das Elenn einst bei uns sehr zahlreich gewesen, läßt sich schon aus den vielen noch aufbewahrten Erinnerungen an ehemalige Jagden auf dasselbe und aus manchen anderen merkwürdigen Vorfällen entnehmen.

§ 104. Im Winter, gewöhnlich im Februar, wurden alle Jahr große Elennjagden veranstaltet. War der Standort der Thiere ausgespäht, so umringte eine Kette von Treibern in einem großen Halbkreise den Wald, während die Jäger sich unter den Wind aufstellten, den Treibern gegenüber. — Sobald der Signalschuß zum Beginn des Treibens erschallt, erhebt sich ein verworrener, fernhallender Lärm von Menschenstimmen, Geheul und Geklapper, und ertönt wie ein unermeßliches Geschrei durch den ganzen Wald. Zuerst machen sich allerlei Vögel auf und fliegen krächzend über die Jäger davon. Wenn ein aufgescheuchtes Elenn nahet, so hört man schon von Weitem sein mächtiges Stampfen und das Durchbrechen der Gebüsche und Aeste. Bei dem Anblick des Jägers bleibt es einen Augenblick stehen und kehrt dann rasch in den Wald zurück, um durch die Treiber zu brechen. In der Regel schießen daher die Jäger gleich, sobald das Thier steht, wenn auch die Entfernung noch eine ziemlich große ist. Wird aber das Thier blos verwundet, so kommt es auf den Jäger los und stößt ihn mit den Vorderfüßen nieder. Auch darf man sich dem niedergestürzten Thiere nicht gleich nähern, denn oft schlägt es noch plötzlich mit den Hinterfüßen krampfhaft um sich, und diese mit ungeheurer Kraft geführten Schläge sind tödtlich. Es ereignete sich einst, daß ein Bauer, der lederne Fausthandschuhe im Gurt vorn stecken hatte, einen Schlag

auf den Unterleib erhielt; man fand nachher die Handschuhe hinten im Rücken des Mannes, dessen Leib buchstäblich quer durchschlagen worden war.

Daß das Elennthier vortrefflich zu schwimmen versteht, beweist ein Vorfall, der sich einst in Estland ereignete. Ein verfolgtes Elenn warf sich in die Ostsee, um den Jägern zu entgehen. Diese aber setzten sich in Böte und verfolgten es. Als das Thier anfing die Kräfte zu verlieren und nirgends Land vor sich erblickte, kehrte es in einem großen Bogen zum Ufer zurück, wo es erlegt wurde; es hatte etwa dreißig Werst mit einer außerordentlichen Schnelligkeit schwimmend zurückgelegt.

Arion, der Töne Meister.

§ **105**. Arion war einer der ausgezeichnetsten Zitherspieler seiner Zeit und ein Freund des Periander von Korinth, an dessen Hofe er einen großen Theil seines Lebens zubrachte. Einst beschloß er nach Italien zu reisen, indem er hoffte, sich durch seine Kunst Reichthum und Ruhm zu erwerben. Periander, der es zu ahnen schien, daß seinem Freunde ein Unglück widerfahren werde, bat ihn in Korinth zu bleiben, aber vergebens. Mit günstigem Winde gelangte Arion nach Italien. Hier ehrte man den Sänger mit reichlichen Gaben und Geschenken und bewunderte die Gewalt, die in dem Ton seiner Zither und seiner Stimme lag und alle Gemüther fesselte. Aber die Sehnsucht nach dem Freunde rief ihn nach Griechenland zurück; er miethete ein korinthisches Schiff und verließ Tarent, um zu Periander zurückzukehren.

Als das Schiff auf die hohe See gelangt war, beschlossen die Schiffer den Arion zu tödten und sich seiner Schätze zu bemächtigen. Vergebens bot er ihnen seine Reichthümer als Preis für sein Leben; sie fürchteten, daß Arion, wenn er leben bliebe, sie beim Periander verrathen würde, und deshalb waren alle Bitten des Sängers vergeb-

lich. Sie forderten, daß er sich entweder auf dem Schiffe selbst tödten sollte, oder ins Meer hinabstürzte.

Da Arion nun sah, daß er sterben mußte, bat er die Schiffer, ihm zu erlauben, noch einmal in allem Schmucke des Sängers zu singen, dann wolle er mit seiner Zither freiwillig ins Meer springen. Die Fischer wollten den Gesang und das Spiel des berühmten Meisters der Töne hören und wichen mit einer gewissen Scheu vor ihm zurück, damit der Sänger von ihnen nicht gestört werde.

Nachdem Arion seinen ganzen Schmuck angelegt hatte, trat er hervor, die Zither in der Hand, und auf dem Hinterschiffe stehend, sang er sein schönstes Lied, als wenn er gehofft hätte, daß die Götter selbst durch seinen Gesang gerührt, ihn erretten würden. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen und aus den Fluthen tauchten Schaaren von lauschenden Fischen und Meeresungeheuern hervor. Und in demselben Augenblicke, als er den Gesang beendete, warf er sich geschmückt, wie er war, mit der Zither in das Meer hinab.

§ 106. Die Schiffer zweifelten nicht, daß er in den Fluthen den Tod gefunden, und setzten unbesorgt ihre Reise nach Korinth fort. Aber er hatte kaum die Wogen berührt, da hob sich ein Delphin, vom Gesange herbeigelockt, unter ihm hervor und trug den erstaunten Sänger davon an das Ufer. Dort sang Arion seinem Retter ein frohes Lied und eilte dann zum Periander, dem er alles erzählte, was vorgegangen war. Dieser konnte sich aber nicht überzeugen, daß solche Verbrecher in seinem Staate seien, und daß Arion auf so wunderbare Weise gerettet worden. Daher ließ er seinen Freund sorgfältig bewachen, damit er Niemandem erzähle, was geschehen war, und im Hafen spähten von ihm gesandte Diener auf die Ankunft der Schiffer von Tarent.

Sobald die Schiffer gelandet waren, wurden sie zu Periander gerufen und von ihm gefragt, ob sie nichts von Arion gehört hätten. „Es hieß," sprach einer von ihnen, „Arion sei wohlbehalten und werde von Allen gepriesen, ihn selbst aber haben wir weder gesehen noch gehört."

Da plötzlich öffneten sich die Thüren des nächsten Gemaches und Arion trat hervor in demselben Schmucke, in welchem er sich ins Meer gestürzt hatte, die Zither in der Hand haltend. Vor Schrecken stürzten die Schiffer zu Boden und gestanden Alles, wie es Arion dem Periander erzählt hatte. Die Bitten des Arion erhielten ihnen zwar das Leben, aber Periander schickte sie in die Verbannung zu den Barbaren, die sie an Grausamkeit übertroffen hatten. Er ließ dem Arion an dem Vorgebirge Tänarum, wo er aus dem Meere durch das Wunder gerettet war, ein ehernes Denkmal errichten: einen Sänger mit der Zither, getragen vom Delphin.

Der Dichter Ovidius.

§ 107. Einer der berühmtesten Dichter im Zeitalter des Augustus war Publius Ovidius Naso, dessen Gedichte sich besonders durch anmuthige Leichtigkeit und Gewandtheit auszeichnen, daher sie noch jetzt viel gelesen und bewundert werden. Er war geboren im Jahre 43 vor Christi zu Sulmo, einer italischen Stadt im Peignerlande, und gehörte dem Ritterstande an. Sein älterer Bruder war ein Jahr früher, aber an demselben Tage geboren, so daß dieser Tag, wie Ovid selbst erzählt, durch zwei Geburtstagskuchen gefeiert wurde. Dieses Zusammenfallen beider Geburtstage mogte ihm wegen seines Hanges zum frohen Lebensgenusse nicht sonderlich erwünscht sein, insofern es dadurch in jedem Jahre für ihn ein Familienfest weniger gab.

Die beiden Brüder wurden als Knaben zuerst von einem Hauslehrer unterrichtet; darauf aber brachte der Vater sie nach Rom und übergab sie den berühmtesten Lehrern zur Ausbildung. Hier widmete sich der ältere Bruder mit großem Eifer der Beredsamkeit, um nach dem Willen des Vaters ein tüchtiger Redner und Rechtsanwalt zu werden. Publius aber fand keinen Geschmack an diesen Beschäftigungen, sondern wandte sich ganz der Dichtkunst zu, welche er schon von seinem Knabenalter an liebgewonnen hatte. Dem Vater mißfiel dieses

sehr. „Wozu befassest du dich mit dieser unnützen Beschäftigung," sagte er, „von welcher du keinen Gewinn haben wirst? Selbst Homer hat kein Vermögen hinterlassen."

Durch solche Ermahnungen bewogen, entschloß er sich, seine poetischen Beschäftigungen aufzugeben und sich der Beredsamkeit zu widmen. Aber er war zum Dichter geboren; alle seine Reden, die er als künftiger Rechtsanwalt zur Uebung halten mußte, geriethen von selbst in Rhythmen, und was er auch zu sagen versuchte, es war immer ein Vers daraus entstanden. Er verblieb daher in demselben Studium, wozu ihn die Natur antrieb.

§ 108. Als Jüngling von zwanzig Jahren starb der Bruder des Dichters, und dieser, um seinem Vater zu gehorchen, wandte sich von Neuem dem Studium der Beredsamkeit zu. Er hörte die Vorträge der berühmtesten Rhetoren und übte sich selbst im Reden. Ueber eine Rede, die er einst bei seinem Lehrer hielt, fällte aber dieser das Urtheil, sie könne für nichts anders gehalten werden, als für ein in Prosa aufgelöstes Gedicht. Uebrigens waren Ovid's Worte in den Reden keineswegs ebenso zügellos und verletzend, wie zuweilen in seinen Gedichten. Einst wurde er von seinen Freunden gebeten, daß er drei Verse, die ihnen mißfielen, aus seinen Gedichten wegschaffen möchte. Ovid versprach dieses, machte aber die Bedingung, daß er dagegen auch selbst drei Verse ausnehmen könnte, deren Vertilgung sie nicht fordern dürften. Jene schrieben im Geheimen die drei Verse auf, welche sie weggeschafft wissen wollten, dieser diejenigen, die er gesichert hatte. Als die Zettel geöffnet wurden, fanden sich von beiden Seiten eben dieselben Verse aufgeschrieben. In dem einen dieser Verse hatte Ovid einen Menschen als halben Stier, und wiederum einen Stier als halben Menschen bezeichnet.

Nach Vollendung seiner Studien begann Ovid gewisse kleine Aemter zu verwalten; aber bald verdrossen ihn alle Geschäfte so sehr, daß er fortan einzig der Poesie und dem Vergnügen lebte, in angenehmen Verhältnissen mit Verwandten und Freunden, und gern gesehen

am Hofe des Augustus. Er war befreundet mit den vortrefflichsten Dichtern jener Zeit, namentlich mit Propertius und Horaz. Den Virgil, der viel älter war, hat er nur gesehen, und von dem Dichter Tibull haben ihn, wie er selbst erzählt, bittere Geschicke fern gehalten. Schon seine ersten Gedichte erwarben dem Ovid in ganz Rom den höchsten Ruhm, allein großen Theils waren sie, wie das Leben des Dichters selbst, voll von Leichtfertigkeit und Muthwillen, und manche hat er mit eigener Hand ins Feuer geworfen.

§ 109. Als Ovid ungefähr funfzig Jahre alt war, zog er sich den heftigsten Zorn des Augustus zu und erhielt den Befehl, getrennt von seiner Familie und seinen Freunden nach Tomi, an der unwirthbaren Küste des Pontus Euxinus (im heutigen Bulgarien am schwarzen Meere) in die Verbannung zu wandern. Rom und die Vergnügungen der großen Stadt hatten den Dichter immer glücklich gemacht; desto heftiger wurde er durch diese Verbannung darniedergeworfen, in welcher er von allem Umgange mit Freunden und gelehrten Männern ausgeschlossen, fast nur unter Barbaren, den rohen Geten, zu leben gezwungen war. Der Vater des Ovid und seine Mutter waren kurz vorher gestorben; der Sohn tröstete sich über den Schmerz seiner Verbannung nur dadurch einigermaßen, daß seine Eltern denselben nicht mit empfunden hätten. Seine Gattin aber und seine Tochter mußte er zu Rom zurücklassen. Alle Bitten und Klagen des Dichters, alle Verwendungen seiner Freunde um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, waren fruchtlos, und so starb er nach einer zehnjährigen Verbannung im Jahre 17 nach Christi Geburt zu Tomi, und ist dort auch begraben worden.

§ 110. Ovids berühmteste Dichtung sind die fünfzehn Bücher Metamorphosen, in welchen er ausgewählte Fabeln der Alten über die Verwandlung der Dinge vom Ursprunge der Welt an bis zu jener Zeit darstellt, wo Julius Cäsar in einen Stern verwandelt sein soll. An einen Faden gereiht windet sich der bunte Kranz der mannigfaltigsten Erzählungen durch alle Weltalter hindurch, von dem gestaltlosen Chaos

beginnend, aus dem man das schön geordnete Weltall mit Allem, was darin ist, sich entwickeln sieht. Jede dieser Erzählungen endigt mit einer Verwandlung; aber diese erscheint oft als Nebensache, während nicht selten eine lange Reihe von Versen, die darauf nicht die geringste Beziehung haben, das Vorzüglichste und Anziehendste enthält. Ein anderes großes Gedicht handelt über den Ursprung der römischen Festtage und Religionsgebräuche. In der Verbannung hat Ovid noch zwei größere Sammlungen von Gedichten geschrieben, fünf Bücher Klagelieder und vier Bücher Briefe. In diesen Gedichten werden theils die Gefahren und Leiden der Reise und das traurige Leben zu Tomi beschrieben, theils die Freunde gebeten, daß sie dem Dichter ein erträgliches Loos von Augustus erbitten wollen. Viele von jenen Briefen, namentlich diejenigen, welche er an seine Gattin geschrieben, sind von ausgezeichneter Innigkeit und Schönheit; aus einzelnen aber leuchtet der höchste Schmerz und eine gewaltige Sehnsucht nach dem Vaterlande hervor.

Alle Gedichte des Ovid sind aus dem reichsten Talente hervorgegangen und mit so großer Leichtigkeit und Anmuth geschrieben, daß kaum etwas Aehnliches gefunden werden kann. Vorzugsweise aber sind die Metamorphosen zu allen Zeiten viel gelesen worden und müssen besonders zur Lectüre empfohlen werden.

Die Jahreszeiten.

§ 111. Wenn der schöne Frühling kommt, schmilzt der Schnee und die harte Eisdecke der Flüsse löst sich auf. Dann steigen die Gewässer und treten über die Ufer weit in die Felder und Wälder. Bald zieht sich das Wasser zurück und dann erfreut uns das bescheidene Veilchen mit seinem Dufte, die Lerche singt ihr fröhliches Lied und alle Wiesen schmücken sich mit neuem Grün. Nicht lange dauert es, so prangen die Blumen in weißen Blüthen und in ihnen summen Bienen und Käfer, die ihre Nahrung suchen. Mit jedem Tage entdeckt das Auge neue Schönheiten, bald einen bunten Schmetterling, bald einen goldfarbigen Käfer.

Die Saatfelder bekleiden sich mit schönem Grün und der heitere, blaue Himmel lockt uns hinaus in's Freie. Vor Allen ist jetzt die Jugend am liebsten draußen in Gottes schöner Welt. Die Wiesen laden sie ein zu munterem Spiele. Schon früh geht der Landmann hinaus zur Arbeit und kehrt am späten Abend, ermüdet von dem Tageswerke, aber frohen Sinnes nach Hause zurück.

So wollen wir uns denn alle des wiederkehrenden Frühlings freuen und Gott danken für alle Freuden, mit denen er uns abermals beglückt.

§ 112. Im Sommer glänzt die Sonne am heitern Himmelsgewölbe und gießt ihre Wärme auf die fruchtreiche Erde aus. Die duftenden Blumen, das reifende Obst, die wogenden Saaten schmachten nach Regen. Und bald trübt sich der Himmel, es thürmen sich Gewitterwolken auf. Die Blitze zucken, der Donner rollt, der wohlthätige Regen strömt nieder und tränkt die Erde mit ihren Blumen, Kräutern und Bäumen.

Ein neuer Lebensstrom ergießt sich über die Schöpfung. Die Sommerfrüchte beginnen zu reifen. Die Kirschen röthen sich und lächeln uns aus dem frischen Laub der Bäume entgegen. Am niederen Gesträuche reift die Stachel- und Johannisbeere; die Aehren schwellen, der Roggen und der Weizen werden gelber und der Schnitter schärft die Sichel, um den Segen der Felder zu ernten. Reich beladene Wagen ziehen den Scheunen zu, deren Räume sich bald mit dem Getreide füllen.

§ 113. Kühler wehen die Winde des Herbstes, tiefer senkt sich die Sonne und kürzer werden die Tage. Verstummt sind die lieblichen Sänger der Natur, viele scheiden von uns, hier und da hört man noch den einsamen Distelfink oder die eintönigen Laute des Sperlings und des einfarbigen Raben. Geleert sind Felder und Wiesen und der Waidmann durchmißt mit weiten Schritten die öden Fluren, nach einer Beute spähend für sein sicher treffendes Geschoß.

Hier pflügt, in rauhe Nebel gehüllt, der fleißige Landmann das Feld; einsame Raben durchschreiten die Furchen, um sich an Würmern und Käfern zu laben. Rasch fliegende Wolken verdunkeln die Sonne, dichte Nebel umhüllen die Gipfel der Berge und lagern in den stillen Thälern. Die Birke und die hochstämmige Buche werfen ihre roth-gelben Blätter ab zum Spiel der Winde. Die Gärten zeigen nur welkende Kräuter und entfärbte Reste abgefallener Blumen.

§ 114. Unaufhaltsam dahingeeilt sind die kühlen und doch so reizenden Tage des Früchte-spendenden Herbstes, der kalte, starre Winter ist eingezogen. Oede und verlassen sind Flur und Hain. In dichten Flocken wirbelt der Schnee aus der trüben Luft herab und bedeckt die Erde mit einem weißen Tuche. Der noch unlängst mächtig rauschende Fluß ist mit starrem, festem Eise überzogen. Kein munteres Vöglein läßt seine Stimme erschallen; in wahrer Todesstille liegt die erstarrte Natur vor uns.

In Städten und Dörfern fahren jubelnde Knaben auf kleinen Schlitten blitzschnell in das Thal hernieder oder jauchzen bei'm Schlittschuh-laufe auf der glatten Eisfläche. Wehen die Winde etwas linder, dann wälzt die fröhliche Kinderschaar den Schnee zusammen, um menschen-ähnliche Gebilde zu formen. An den langen Abenden, wenn draußen rauhe Winde stürmen und den Schnee durch die menschenleeren Gassen jagen, sammelt sich die Familie im Stübchen um den warmen Ofen, und freundliche Gespräche kürzen bei munterer Arbeit die Stunden.

Und wenn dann die herrlichen Weihnachten kommen! Welch' ein Jubel herrscht in der Kinderwelt! Auch der Ärmste freut sich bei seinem Weihnachtsbaum.

Der Wasserfall bei Narva.

§ 115. Die ungefähr fünfzig Werst lange Narowa bildet den Abfluß des Peipussees in den finnischen Meerbusen. Von der Stadt Narva an fließt sie eine Strecke in die Richtung von Nord nach West

über ein Kalksteinlager, welches zwei Werst von der Stadt bei der Insel Kränholm plötzlich abbricht und sich um etwa 18 Fuß tiefer weiter fortsetzt. Dieser Umstand bewirkt den Wasserfall der Narowa, welcher mit Ausnahme des Wasserfalls von Imatra in Finnland der bedeutendste und schönste im ganzen europäischen Rußland ist.

Von dem Absatze des Kalklagers ist der Fall des Flusses beträchtlich stärker, seine Ufer sind hoch und steinig und seine Oberfläche mit Wellen und Wirbeln bedeckt. Mit dem Eintritte des Flusses in das aufgeschwemmte Sandland werden die Ufer immer flacher, bis endlich der Fluß in einer öden Gegend bei dem Flecken Hungerburg in das Meer fällt. Von der steinernen Brücke zwischen Narva und Iwangorod führt am linken Ufer ein kleiner Fußpfad zum Wasserfall. Rechts erhebt sich hart am Flusse etwa 240 Fuß hoch die steile Wand eines alten Thurmes, und ihm gegenüber die Burg Iwangorod. Bald gelangt man auf einen von hohen Steinwänden begränzten Platz, welcher den Namen Joachimsthal führt. Ein schöner Rasen bedeckt den Boden, uralte Linden und Ulmen breiten ihre dichten Schatten darüber aus, während die Abhänge dicht mit Gesträuch und wilden Apfelbäumen bewachsen sind. Die stille Einsamkeit dieses friedlichen Thales wird nur durch das einförmige Rauschen der Narowa und ihres Wasserfalls unterbrochen.

§ 116. Kurz vor Joachimsthal werden die Ufer des Flusses höher und steiler und rücken näher an das Wasser heran. Der Kalkstein liegt theils in horizontalen Schichten über einander, theils bildet er große Blöcke mit dazwischen liegenden Höhlungen oder feste gerade aufsteigende Wände. Bei dem Gute Joala, zwei Werst von Narva, liegt die Insel Kränholm, zu deren beiden Seiten durch den Absatz des Kalklagers zwei Wasserfälle entstehen, ein westlicher auf der estländischen und ein östlicher auf der Petersburger Seite. Eine hölzerne Brücke verbindet das Festland mit der Insel, und auf dieser Brücke hat man den ganzen Wasserfall vor Augen.

Das Gestein besteht aus mehreren terrassenförmigen Stufen, über welche das Wasser niederstürzt und wie ein gelblich gefärbter Schleier

dem Auge still zu stehen scheint. Hunderte von kleinen Wasserstrahlen durchkreuzen sich in wirbelnder Bewegung; Schaum und feiner Wasserdunst bedeckt den untern Raum, in welchem sich das Wasser wie in einem Kessel sammelt, um von da mit raschem Laufe weiter zu strömen. Die Sonne erglänzt in tausend kleinen Spiegeln, aus welchen die hellen Funken in immer wechselnden Stellungen bald hier bald da aufblitzen. Ein fortwährendes Brausen und Zischen, mit einzelnen Schlägen untermischt, begleitet diese Erscheinungen des Elementes. Vor dem Falle ist ein Holzgestell für den Fischfang aufgebaut, welcher hier zu gewissen Zeiten des Jahres betrieben wird. Als im Jahre 1780 die Kaiserin Katharina bei einem Besuche in Narva auch den Wasserfall in Augenschein nahm, tauchte an dieser Stelle ein Fischer im Costüme eines Meergottes hervor und überreichte der Landesmutter einen großen Lachs als sinniges Huldigungsgeschenk.

§ 117. An den Ufern des östlichen Wasserfalles erheben sich die großartigen Gebäude der Kränholmschen Tuchfabriken und Baumwollenspinnereien, in welchen Tausende von Menschen in beständiger Thätigkeit sind. Die ganze Macht der Industrie hat hier ihr Lager aufgeschlagen; das Rauschen der Maschinen, das Klopfen der Hämmer, die rastlose Arbeit der großen Menge wetteifert mit der Schnelligkeit und dem Brausen der seit Jahrhunderten herabstürzenden Wassermassen, die zugleich im Dienste der Industrie die Maschinen in Bewegung setzen. Ein besonderer Gasometer liefert in unzähligen Flammen die Beleuchtung der verschiedenen Fabrikgebäude, die zu den größten Etablissements gehören, die es in dieser Art in Rußland giebt.

Man wird mit Bewunderung darüber erfüllt, was hier Arbeit und Fleiß geschaffen haben. Wer aber ein Freund großartiger Naturerscheinungen ist, den wird an diesem Platze mehr jenes andere Bild der rauschenden Fluthen fesseln, welches in seinen prächtigen Erscheinungen unvergänglicher ist als Alles, was hier des Menschen Geist und seine Hand aus Stein und Eisen erbauet hat.

Die Glashütten in Rußland.

§ 118. Als einst phönizische Kaufleute bei der Landung an einer Küste Stücke Salpeters unter ihren Kessel stellten und nachher im Sande und in der Asche zu ihrem nicht geringen Erstaunen die geschmolzene Glasmasse fanden, da ahnte wol keiner unter ihnen, welche Bedeutung dieses neue Kunstprodukt einst haben sollte, dessen zufällige Erfinder sie geworden waren.

Welches Staunen hätte sich ihrer bemächtigt, wenn man ihnen gesagt hätte, daß dieser anscheinend nutzlose Stoff einst in einen Gegenstand des Handels sich verwandeln und größere Summen in Bewegung setzen werde, als ganz Tyrus zur Verfügung hatte; daß eine Zeit kommen sollte, wo man luftige Paläste aus ihm errichten werde, gegen welche die prächtigen Bauten von Sidon verschwinden würden; daß dieses Glas helfen werde, neue Welten zu entdecken, und durch die Bereitung desselben Tausende von Händen Beschäftigung, Tausende von Menschen Nahrung finden sollten; daß dies von ihnen unbeachtete Glas mehr als ihre kühnen Fahrten dazu beitragen werde, Wildnisse zu lichten und Wüsteneien und unbenutzte Waldgegenden in angebaute Wohnstätten zu verwandeln.

Und doch ist es so geworden. Auch Rußland hat diesen Fremdling in seine Wälder eindringen und weiterem Anbau die Bahn brechen lassen. In den meisten Provinzen dieses Reiches giebt es Glashütten; in jedem Jahr mehrt sich die Zahl derselben und damit zugleich der Anbau öder Gegenden, die dem Gewerbfleiße bisher verschlossen waren.

§ 119. In den dichten Waldungen, früher kaum von einem Menschenfuße betreten, wird es plötzlich laut; die Axt arbeitet unaufhörlich und die schönen Bäume fallen. Ganze Reihen von Wohnstätten mit ihren Nebengebäuden, in der Mitte die große, hochgebaute Glasfabrik mit dem Schmelz- und Kühlofen, erheben sich rasch auf dem Boden, wo noch vor einigen Monaten die Vögel im Schatten der Zweige ihre

Lieder sangen und das Wild sein Wanderleben führte. Zum jährlichen, starken Holzbedarf werden immer neue Waldstrecken gefällt. Die entstandenen weiten Flächen locken Ansiedler heran; diese bauen sich an, fühlen sich am eigenen Heerde wohl und freuen sich ihrer Hände Arbeit und des Segens Gottes, der ihnen zu Theil geworden.

In der Glashütte ist ein reges Leben, die Arbeit geht nach der Uhr, von den Männern am Glühofen mit langem, eisernem Rohr zum Blasen und Formen des Glases betrieben. Der Glasfabrikant hat kaum selbst den Morgen und den Abend frei, es gehört nicht einmal jeder Sonntag den Leuten. Schon in der Nacht geht es an die Arbeit und fast unausgesetzt ist das Auge des Glasmachers auf die weißglühende Masse gerichtet, die aus den Oeffnungen des Schmelzofens herausschaut.

Der Tag bricht an, der Morgen erscheint mit seinem Glanze und Leben, der Glasmacher steht auf seinem Platze, sieht in die Flamme, dreht mit dem Rohre ein Stück aus der Masse hervor, bläst und schwingt es in emsiger Eile und das Fabricat steht fertig auf dem Boden. Nur wenig Zeit bleibt ihm zur Erholung und Ruhe, zur Besorgung seines Hauswesens und zur Arbeit in Hof und Garten. Früh auch schon werden die Kinder zur Arbeit angehalten. Mit dem Tragen des Glases in die Kühlöfen fangen sie an und schreiten allmählich bis zum Blasen des Glases fort. Mit dem Stampfen der Masse und Verpacken des Glases in Stroh, um es zu versenden, sind besonders die Mädchen beschäftigt. Früher waren die Arbeiter in den russischen Glashütten meist Ausländer. Da aber die Söhne derselben in der Regel das Gewerbe der Eltern ergreifen und viele inländische Arbeiter die Kunst erlernt haben, so hat die Einwanderung ausländischer Glasfabrikanten fast ganz aufgehört.

§ **120**. Jede Glashütte bildet gleichsam ein besonderes Dorf, in welchem zuweilen ein paar hundert Menschen in ziemlicher Abgeschiedenheit, umgeben von waldigen Gegenden, auf einem kleinen Raume

zusammen leben. Durch die engen Gränzen und das nahe Zusammenleben geschieht aber leicht ein Schaden dem Nachbarn von einem andern; Zwischenträgereien und die Sucht, in der Haushaltung des Andern vorauszuthun, sind Dinge, die da oft vorkommen, wo die Menschen nahe bei einander leben. Indessen zeichnen sich die Wohnungen der Arbeiter auf den Glashütten durch Reinlichkeit und Freundlichkeit aus; Blumen schmücken das Fenster, und die ganze Einrichtung, die Hand in Hand mit dem inneren Leben geht, ist eine anständige. Ja, man kann sagen, die Ordnung des Hauswesens und der moralische Zustand der Bewohner tritt vielleicht selten anderswo so deutlich vor die Augen, als in den verschiedenen Wohnungen der Glasmacher.

Von besonderer Bedeutung sind für jede Glashütte zwei Personen, der Hüttenmeister und der Kinderlehrer. Ist der Hüttenmeister ein christlich gesinnter Mann, so übt das den wohlthätigsten Einfluß auf Alle. Er duldet nicht, die unordentlich wandeln, er ermahnt und warnt sie und entläßt sie, wenn das nicht fruchtet, aus seinem Dienst; er sorgt für Sittlichkeit und Frieden unter den Arbeitern und nimmt sich der Schule an. Wo dieses aber nicht der Fall ist, da wird die Glashütte bald eine Colonie unordentlicher Leute. Die besseren Gesellen und Arbeiter ziehen ab, Hader und Streit walten und die Gerichte müssen einschreiten.

An tüchtigen Lehrern für die Glashütten ist leider noch immer große Noth; die Stellen daselbst sind wenig einträglich, und wenn auch viele Schüler vorhanden sind und das Geld da ist, so ist dennoch der gewünschte Lehrer nicht leicht zu finden. Ist eine Glashütte so glücklich, einen tüchtigen Lehrer zu haben, so ist viel gewonnen. Dem Schullehrer liegt außer dem Unterricht noch ob, am Sonntage, wenn kein Gottesdienst von dem Pastor gehalten werden kann, das ganze Personal zur Andacht zu versammeln und diese zu leiten. Diese Andachtsstunden sind unentbehrlich, um die in äußerer Gemeinschaft beisammen Wohnenden zu einer innern Gemeinschaft zu verbinden.

Briefe.

§ 121. Hochgeehrter Herr! In der Noth, in der ich mich gegenwärtig befinde, weiß ich mich an Niemanden besser als an einen Mann zu wenden, der mir schon so viele Beweise von Wohlwollen gegeben hat, und von dem ich voraussetzen darf, daß er mir eine Bitte um eine Aushülfe nicht abschlagen wird. Hier am fremden Orte, fern von allen meinen Angehörigen, bin ich in die unangenehme Lage gekommen, aller der Mittel entbehren zu müssen, die für meinen Aufenthalt in dieser Stadt durchaus nothwendig sind. Dürfte ich Sie daher wol bitten, mir auf kurze Zeit eine Summe von etwa 50 Rbl. zu leihen? Ich werde sie Ihnen mit vielem Dank wieder zustellen, sobald ich einen Wechsel, den ich von Tag zu Tag erwarte, werde erhalten haben. In Erwartung einer geneigten Antwort habe ich die Ehre mit besonderer Hochachtung zu sein

Ihr ganz ergebener A. B.

§ 122. Mein lieber Freund! Die Freundschaft, mit der Sie mich beehren, ist mir stets unendlich schätzbar gewesen, und ich habe schon lange gewünscht, Sie durch die That davon überzeugen zu können. Ich bedaure sehr, daß Sie in eine gewisse Verlegenheit gerathen sind, und unterlasse es daher auch nicht, Ihnen sogleich die gewünschte Summe zu übersenden. Selbst dann, wenn Sie nicht im Stande wären schon in nächster Zeit, wie Sie hoffen, mir das Geld zurückzuerstatten, würde ich mit vielem Vergnügen zu einer Aushülfe bereit sein; meine Kasse, soweit diese hinreicht, steht immer zu Ihren Diensten, und ich bitte Sie, von derselben in Zukunft, sobald Sie es nöthig haben, Gebrauch zu machen. Mit vollkommener Hochachtung verbleibe ich

Ihr aufrichtiger und ergebener Freund C. D.

§ 123. Geehrter Herr! Sie erlauben mir wol, daß ich Ihnen hiermit einen meiner langjährigen Bekannten empfehle, mit dem ich immer auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden habe. Mein Freund, Namens Christoph Münch, hat hier seine Studien schon vor zwei Jahren vollendet und den Grad eines Magisters der Philologie erlangt;

da er eines Geschäftes wegen einige Zeit in St. Petersburg zubringen muß, diese Stadt aber zum ersten Mal besucht und daselbst keine Bekannten hat, so bitte ich Sie ergebenst, ihm Ihre Bekanntschaft nicht entziehen zu wollen, indem ich überzeugt bin, daß Sie an ihm Wohlgefallen finden und die Zeit in seiner Gesellschaft angenehm zubringen werden. Ich schätze Ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich zu sehr, als daß ich an der Erfüllung meiner Bitte zweifeln könnte, und ebenso bin ich überzeugt, daß mein Freund in Ihrem Hause sich sehr wohl fühlen und aus Petersburg eine angenehme Erinnerung hierher mitbringen wird, die ich wenigstens durch eine Empfehlung an einen anderen meiner Bekannten als an Sie, ihm nicht zu verschaffen im Stande wäre. In der vollen Ueberzeugung, daß Herr M. in Ihrem Hause einen freundlichen Empfang finden werde, habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebenster Diener K.

Das ewige Feuer bei Baku.

§ **124.** Unter den vielen Merkwürdigkeiten der Natur, welche die Gebiete des Kaukasus aufzuweisen haben, ist das ewige Feuer in der Nähe des Kaspischen Sees vielleicht das einzige Naturwunder seiner Art auf unserer ganzen Erde. Es lodert Tausende von Jahren in ungeschwächter Kraft aus der Erde, dem unversiegbaren Quell der Naphtha hervor, welche den Flammen stets neue Nahrung zuführt. Besonders häufig sind in der Nähe der Stadt Baku und auf der Halbinsel Apscheron jene Quellen, aus denen der brennbare Stoff — wie aus einem Brunnen das Wasser — geschöpft werden kann. Die kostbarere weiße Naphtha findet sich nur an wenigen Stellen, und diese werden sorgfältig bewacht und ein Mal in jedem Monate geleert. Sehr zahlreich sind dagegen die Brunnen der schwarzen Naphtha, die zuweilen eine große Tiefe erreichen und täglich bis 8000 Pfund liefern. In Baku und den benachbarten Orten giebt es kein anderes Brennmaterial als diesen Stoff, der in den Lampen zur Beleuchtung, in der Haus-

haltung und in den verschiedenen Gewerben zur Feuerung aller Art seine Dienste thut.

Das ewige Feuer auf der Halbinsel brennt ohne Rauch und Geruch in einer Grube von etwa 120 Fuß Länge und 9 Fuß Tiefe. Durch die hoch aufsteigenden Flammen wird weder die Grube tiefer, noch werden die Kalksteine auf ihrem Boden morscher, obwol solche Steine über der Erde bald von der Hitze springen und in Stücke zerfallen. Die ganze Umgegend liefert dem Feuerheerde seine Nahrung. Jede Vertiefung, die man in den Boden gräbt und entzündet, brennt mit starker Flamme, bis man sie mit Erde wieder zudeckt. Merkwürdig ist, daß am Rande der beständig brennenden Grube schönes grünes Gras wächst, und schon in einer mäßigen Entfernung ein fruchtbarer Garten und zwei Brunnen mit gutem Wasser sich befinden.

§ 125. In der nächsten Umgebung der Grube halten sich beständig Feueranbeter, Nachkommen der alten Perser, und fromme Hindus auf, die das Feuer als Sinnbild der Gottheit verehren. Kleine, elende Hütten bilden ihre Behausungen, deren jede eine kleine, mit ein paar großen Steinen eingefaßte Vertiefung enthält, auf welche ein Kessel zur Bereitung der Speisen gestellt wird. Mit einigen Strohhalmen oder trockenem Grase wird die ewige Flamme in die Vertiefung übertragen, die sofort Feuer fängt und nach Belieben wieder gelöscht werden kann. Dasselbe Feuer gewährt den Einsiedlern im Winter Wärme und dient das ganze Jahr hindurch als Licht in den Hütten. Jeder steckt eine ellenlange Röhre, die mit einem Thonpfropfen verschlossen werden kann, bei seinem Bette in die Erde; wird dann die Oeffnung der Röhre angezündet, so erleuchtet eine helle Flamme die Hütte und brennt in gleicher Stärke fort, so lange der Pfropfen den Ausweg nicht versperrt.

Nicht minder merkwürdig ist die, besonders an milden Herbstabenden vorkommende Erscheinung, daß rings um Baku alle Felder in vollen Flammen stehen. Die ganze umliegende Bergkette ist dann von einem klaren, blauen Lichte erhellt und bietet ein Bild dar, als ob

mächtige Feuermassen an den Abhängen rasch herabrollten. Nur wenige Stunden nach Sonnenuntergang dauert dieses Lichtfeuer, ohne andere Gegenstände, dürres Gras oder Schilf, in Brand zu setzen; man kann sogar die Flammen, die Meilen weit die Erdfläche bedecken, unbelästigt von der Hitze durchschreiten.

In der Nähe von Baku befinden sich auch in einer Ausdehnung von etwa zwei Meilen die wachsenden Berge. Sie sind von verschiedener, doch nicht bedeutender Höhe, ohne Graswuchs und von kegelförmiger Gestalt. Jeder dieser Berge hat auf seinem Gipfel eine Quelle, aus der schlammiges, salziges Wasser aufsprudelt und überläuft, der Schlamm aber um die Oeffnung liegen bleibt und den Berg erhöht. Einige Berge sind mit der Zeit völlig ausgetrocknet; doch bilden sich häufig wieder neue, die anfangs niedrig und von mäßigem Umfange beständig dicken Schlamm auswerfen und auf diese Weise allmählig höher werden.

Der Taucher.

§ **126.** Wer des Schwimmens nicht kundig ist, kann sich keine Vorstellung davon machen, wie schwierig es ist, tief unter das Wasser zu tauchen. Als ich meinen ersten Versuch machte, kam ich nicht tiefer als acht bis neun Fuß, und dann hob mich das Wasser mit solcher Gewalt in die Höhe, daß ich, ehe ich es verhindern konnte, schon wieder an der Oberfläche war. Allmählich lernte ich zwar durch die Gewalt des Sprunges zwanzig bis dreißig Fuß tief in das Wasser eindringen und mich dann durch heftige Bewegungen der Hände und Füße in dieser Tiefe erhalten; aber nun verursachte mir der Druck des Wassers so heftige Schmerzen in den Ohren, daß es mir vorkam, als ob mit einem spitzigen Eisen in dieselben hineingestoßen würde. Dieser Schmerz wiederholte sich, so oft ich meine Versuche erneuerte, und nahm an Heftigkeit zu, je tiefer ich untertauchte.

Schon war ich im Begriff, die ganze Sache aufzugeben, als mir ein alter Taucher versicherte, daß ich, wenn mir einmal die Ohren geborsten wären, in jede beliebige Tiefe würde hinabsteigen können. Ich begriff nicht, was der Mann damit meinte; als ich aber wieder in's Wasser kam und durch gewaltige Anstrengungen bis in eine Tiefe von etwa vierzig Fuß gelangt war, glaubte ich plötzlich einen lauten Knall wie von einer neben mir abgeschossenen Kanone zu vernehmen. In demselben Augenblicke hörte aller Schmerz auf; ich konnte ohne Beschwerden so lange unter dem Wasser bleiben, als ich den Athem zurückzuhalten vermochte, und setzte nun mit erneuertem Eifer meine Uebungen fort. Endlich war ich so glücklich, den Boden des Meeres, das eine Tiefe von sechzig bis siebzig Fuß hatte, zu erreichen und von dort Gegenstände an die Oberfläche des Wassers zu bringen.

§ 127. Ermuthigt durch diesen glücklichen Erfolg, setzte ich meine Uebungen mit wachsendem Eifer fort, und erlangte bald eine solche Fertigkeit, daß ich mit der größten Schnelligkeit bis auf den Boden des Meeres hinuntertauchen und daselbst zwei bis drei Minuten verweilen konnte. Aber wenn auch die Schmerzen des Leibes aufgehört hatten, so quälte mich doch die Angst vor den zahllosen Gefahren, welche den Taucher unausgesetzt umgeben; der Anblick des ersten Haifisches, der sich mir näherte, jagte mir einen solchen Schrecken ein, daß ich mich mehrere Tage vom Wasser fern hielt. Indessen siegte die Begierde nach Reichthümern über meine Furcht, und da meine Kameraden mir versicherten, daß ich mit Hülfe eines kurzen, an beiden Enden spitzen Stockes jeden Haifisch unschädlich machen könne, so wagte ich mich bald wieder in das Meer.

Schon nach einigen Wochen sollte ich Gelegenheit haben, die Wirksamkeit meiner Waffe zu erproben. Als ich nämlich an einem Morgen mit den gesammelten Muscheln emporstieg und fast schon die Oberfläche des Meeres erreicht hatte, bemerkte ich mit Entsetzen einen Haifisch, der mit Blitzesschnelligkeit auf mich zufuhr. Es fehlte nicht viel, so hätte mich der Schrecken vollständig gelähmt; indessen gewann

ich noch zu rechter Zeit meine Geistesgegenwart wieder, und in dem Augenblick, als das Ungeheuer sich auf den Rücken warf und nach mir schnappte, stieß ich ihm den Stock in den furchtbaren Rachen, so daß die eine Spitze nach oben und die andere nach unten zu stehen kam. Als das Thier den Rachen schloß, und der spitze Stab in das Fleisch eindrang, peitschte es in seinem Schmerze das Wasser, während ich ohne weitere Anfechtung das Ufer erreichte. Seitdem schwand meine Furcht vor den Haifischen mit jedem Tage, da ich wußte, daß ein muthiger und entschlossener Mann sie auf so leichte Weise zu bändigen vermag, und später habe ich oft in aller Ruhe meine Muscheln gesammelt, während mancher Haifisch sich mir näherte.

§ 128. Einmal freilich wäre ich fast das Opfer meiner Tollkühnheit geworden. Ich war an einem Felsen untergetaucht, der reich an Muscheln zu sein schien, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken einen gewaltigen Haifisch erblickte, welcher über meinem Kopfe schwebte. Ein zweiter Blick überzeugte mich, daß mein spitzer Stock eine nutzlose Waffe war; denn der Rachen des Ungeheuers war so groß, daß er mich zugleich mit meinem Stocke hätte verschlingen können. Doch gab ich noch immer die Hoffnung nicht auf; ich glaubte nämlich, daß das Thier, ohne mich bemerkt zu haben, sich nur zufällig an dieser Stelle befände, und schwamm daher um den Felsen herum. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich auch hier den Haifisch erblickte, der mich mit flammenden Augen betrachtete, und seinen Rachen abwechselnd öffnete und wieder schloß.

Ich hatte nur die Wahl, zu ertrinken oder lebendig gefressen zu werden. Da bemerkte ich eine Stelle in der Felswand, welche Sand enthielt. Diesen rührte ich mit meinem Stocke auf, und bald war das Wasser so trübe geworden, daß ich nicht meinen Feind und dieser mich nicht sehen konnte. Nun schwamm ich mit Anstrengung meiner letzten Kräfte eine Strecke fort und erreichte endlich, obgleich ganz erschöpft, die Oberfläche. Glücklicher Weise tauchte ich in der Nähe eines Botes empor. Die Leute zogen mich schnell in ihr Fahrzeug und erhoben,

um das Ungeheuer zu verscheuchen, ein lautes Geschrei, während sie schnell nach dem Ufer ruderten.

Polykrates und Amasis.

§ 129. Polykrates (um 550 v. Chr.) ist durch sein übermäßiges Glück bekannt geworden. Er hatte sich nicht blos der Herrschaft über die ganze Insel Samos bemächtigt, sondern auch zuerst von allen Griechen eine sehr große Seemacht gegründet, mit deren Hülfe er die benachbarten Inseln und mehrere Städte auf dem Festlande unter seine Botmäßigkeit brachte. Was er auch immer versuchen mochte, in allen Dingen hatte er ein unerhörtes Glück. Er stand in Bündniß und Gastfreundschaft mit Amasis, dem Könige von Aegypten. Als nun dieser hörte, daß dem Polykrates alles nach Wunsch gelinge und er in keiner Hoffnung jemals getäuscht worden sei, freute er sich zwar über das Glück des Freundes, fürchtete aber doch zugleich, daß so günstige Verhältnisse nicht dauernd sein könnten. Aber fast an jedem Tage kamen neue Nachrichten, daß Polykrates neue Siege errungen und seine Feinde bezwungen habe. Da hielt es Amasis für seine Pflicht, den Freund zu warnen, auf die Dauer einem so großen Glücke zu vertrauen, und schickte ihm folgenden Brief nach Samos.

Es gereicht mir zwar zur großen Freude, daß es dir wohl ergeht, allein deine vielen und großen Glücksfälle gefallen mir nicht, da ich weiß, daß ein allzugroßes Glück der Menschen von den Göttern beneidete wird. Daher wünsche ich, daß sowol ich selbst als meine Freunde in den meisten Dingen ein günstiges, in einigen aber ein ungünstiges Schicksal haben möchten. Ich bin überzeugt, daß dasjenige Leben besser ist, in welchem ein Wechsel des Glücks stattfindet, als in welchem Alles nach Wunsch gelingt. Denn von keinem Menschen habe ich jemals gehört, der nicht, nachdem er sein ganzes Leben hindurch in allen Dingen glücklich gewesen, am Ende seines Lebens durch ein plötzliches Unglück zu Grunde gegangen wäre. Wenn du mir also folgen willst, so bediene dich zur Vermeidung

eines größern Unglücks folgenden Rathes: Denke sorgfältig darüber nach, welches Ding dir von Allem, was du besitzest, das theuerste ist und dessen Verlust dir den größten Schmerz machen würde, und wenn du dieses gefunden, so wirf es weg in solcher Weise, daß es niemals wieder in die Hände von Menschen gelangen kann. Wenn dein Glück nicht durch einen Unfall gestört wird, so bediene dich des von mir empfohlenen Mittels, um deine Angelegenheiten vor der Mißgunst der Götter zu bewahren.

§ 130. Polykrates befolgte den Rath des Amasis; er bestieg ein Schiff und fuhr auf die hohe See. Dort warf er vor vielen Zeugen einen Siegelring, der unter allen kostbaren Dingen, deren er viele besaß, bei Weitem am theuersten war, ins Meer hinab und kehrte betrübt nach Hause zurück.

Etwa am sechsten Tage nachher kam ein Fischer in die Königsburg des Polykrates und brachte einen Fisch von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, den er dem Könige zum Geschenk anbot. Polykrates war sowol über das Geschenk als über die Gesinnung des Schenkenden hoch erfreut und lud den Fischer zur Tafel. Als die Köche nun den Fisch zerschnitten, fanden sie — wunderbar zu sagen — in dem Bauche desselben den Ring des Polykrates und brachten ihn mit der höchsten Verwunderung zu ihrem Herrn.

Er selbst über dieses Wunder erstaunt, zweifelte nicht, daß es durch den Willen der Götter selbst geschehen sei, und schrieb Alles, was sich zugetragen, an den Amasis. Dieser aber erschrak über eine so große Beharrlichkeit des Glückes, schickte Gesandte an den Polykrates und ließ ihm sagen, daß die Gastfreundschaft, die er mit ihm gehabt, von dieser Zeit aufgelöst wäre, denn jetzt hielt er sich überzeugt, daß dem Polykrates irgend ein großes Unglück drohe, und er fürchtete, wenn er sein Freund bliebe, daß er auch selbst von jenem Unglück werde leiden müssen.

§ 131. Die Macht des Polykrates wuchs von Tag zu Tag, so daß er selbst mit Kambyses, dem Könige von Persien, Freundschaft

und Bündniß schloß. In Sardes war aber in jener Zeit Statthalter Oroetes, der im Sinne führte, den Polykrates zu Grunde zu richten, obschon er von ihm weder durch ein Wort, noch durch eine That verletzt war, und ihn niemals gesehen hatte. Er suchte ihn heimlich durch Boten zu dem Entschlusse zu bewegen, sich auch der Herrschaft von ganz Jonien zu bemächtigen.

Der herrschsüchtige Polykrates ging in diese Falle, und nachdem mehrere Boten hin und her geschickt waren, beschloß er selbst zum Oroetes zu reisen. Die Seher warnten ihn dies zu thun, denn seine Tochter hatte im Traume ihren Vater in der Luft schweben gesehen, von Zeus gebadet und von Phöbus gesalbt, durch welchen Traum er sehr geängstigt wurde. Aber nichts konnte den Polykrates abhalten zu reisen, und so starb er einen Tod, der eines solchen Mannes durchaus unwürdig war, mit dem an Pracht und Hoheit kein anderer unter den Griechen verglichen werden konnte. Polykrates wurde, sobald er in Sardes angekommen war, ans Kreuz geschlagen. Er erfüllte an diesem den Traum seiner Tochter, indem der Regen des Zeus ihn badete und die Hitze der Sonne ihn salbte.

Am Polarmeere.

§ **132.** Die nördlichsten Theile der Continente, welche das Polarmeer umgränzen, sind unendliche Wüsteneien, deren Boden fortwährend bis zur Tiefe von einigen hundert Fuß unter der Oberfläche gefroren ist. Unabsehbare Schneegefilde und eisbedeckte Felsen schließen den Horizont von allen Seiten ein, die Erde liegt in ewigen Winter eingehüllt. Das Leben ist ein beständiger Kampf mit den Schrecknissen der Kälte und des Hungers; man glaubt das Grab der Natur zu sehen, welches nur die Gebeine einer andern Welt bewahrt.

Die Menschen und selbst der Schnee dampfen, und augenblicklich verwandelt sich die Ausdünstung in Millionen Eisnadeln, welche ein eigenthümliches Geräusch in der Luft verursachen. Die Rennthiere be-

geben sich in die Wälder oder drängen sich an einander, um Schutz vor der Kälte zu finden, und nur der Rabe, der schwarze Wintervogel, theilt noch die eisige Luft mit trägem Flügel, eine lange Linie feinen Dunstes hinter sich lassend, die den Pfad seines einsamen Fluges bezeichnet. Die Stämme der dicksten Bäume zerbersten mit lautem Krachen, Felsmassen lösen sich von den Abhängen los. Der Boden der Thäler klafft in weiten Spalten auf, aus welchen unterirdische Gewässer aufsteigen und Dampfwolken ausstoßen, die alsbald zu Eis erstarren. Die dicke Atmosphäre verdunkelt die Sterne. Vor den menschlichen Behausungen graben sich die Hunde in den Schnee ein und unterbrechen von Zeit zu Zeit durch ihr Geheul die allgemeine Lautlosigkeit des Winters.

§ 133. Glücklicher Weise sind heftige Stürme nicht sehr häufig, wenn sie sich aber einstellen, so wagt kein lebendes Wesen seinen bergenden Versteck, sei es eine elende Hütte oder eine Grube in der Erde oder im hohen Schnee, zu verlassen. Lange Zeit bleibt diesen traurigen Gegenden die Sonne fern, doch sind sie nicht der äußersten Dunkelheit preisgegeben. Der außerordentliche Glanz der Sterne und das strahlende Schneelicht bringen eine nicht geringe Dämmerung hervor, welche durch den Schimmer des Nordlichtes noch erhöht wird.

So ist auf der weiten Erde nicht nur ein Paradies geschaffen wo der Mensch an den reichen Spenden der Natur seines Lebens sich erfreut, die Vorsehung hat ihm auch eine Stätte angewiesen, wo er im steten Kampfe mit furchtbaren Naturkräften in gleicher Demuth und Verehrung zu dem Schöpfer der Welten hinaufblicken kann.

Die Wandervögel.

§ 134. Lange bevor Griechen und Römer und andere am Mittelmeere wohnende Völker Europas den afrikanischen Continent

besuchten, war dieses Land das allgemeine Wanderziel unzähliger Scharen leichtbeschwingter Reisender, denn mit Recht kann man die Wandervögel die ältesten Afrikareisenden nennen. Klima und Bodenbeschaffenheit des Landes gewähren ihnen ein erwünschtes Asyl, dem sie mit dem Beginne jedes Winters zueilen. Mehr als die Hälfte unserer Vogelarten verläßt uns im Winter, oder richtiger gesagt im Herbste. Doch ist nicht Aller Reiseziel dasselbe. Die einen bleiben im Norden Afrikas, hauptsächlich am Nil und in Algier, ein anderer Theil dringt bis in's Innere des Landes vor, wo die Wälder eine gute Freistätte bieten, einzelne Arten wiederum dehnen ihre Reise über ganz Afrika bis in die Gegend des Kaps der guten Hoffnung aus.

Ebenso wandert ein Theil der Vögel aus dem nordwestlichen Asien nach dem afrikanischen Continente, der somit alljährlich der Sammelplatz eines großen Theils der Vogelwelt dreier Welttheile wird. Insgesammt besuchen von den 400 europäischen Vogelarten ungefähr 80 die westlichen Gebiete Afrika's, während 70 im Osten und im Süden überwintern. Weitaus die größte Anzahl bilden die Schwimm- und Strandvögel. Daß diesen Zügen die gierigen Raubvögel folgen, ist bei dem im gesammten Naturreiche herrschenden Kampfe um's Dasein etwas Selbstverständliches.

§ **135**. Wie reisen nun aber die Vögel? Mit dem scheidenden Sommer beginnt der Reisetrieb unter den Schwalben rege zu werden. Die Eingeborenen einer Gegend versammeln sich an einem weithin sichtbaren Orte, locken einander herbei und erfüllen die Luft mit ihrem Gezwitscher. Immer unruhiger wird die Gesellschaft und endlich wird die Reise in geordnetem Zuge angetreten. An der Spitze fliegt das kräftigste Thier und sobald es ermüdet ist, wird es von einem andern abgelöst. In ähnlicher Weise rüsten sich die Störche zur Abreise, stellen aber eine vorherige Musterung der Gesellschaft an und schließen jeden Schwächling aus, indem sie ihn mit ihren Schnäbeln und Flügeln unnachsichtlich zu Boden schlagen. Ist nun die Reisegesellschaft marschfähig, dann erhebt sie sich in die Lüfte, führt noch einige Reigen aus

und fort geht es südwärts. Die Züge nehmen meist die Richtung von Nordost nach Südwest und wählen dabei gern Flußthäler oder Gebirgsketten zu ihrer Heerstraße. In der Regel finden die Reisen am Tage statt; nur Schwächlinge und Furchtsame warten die Nacht ab, um zu wandern.

§ 136. Nicht alle Wandervögel legen die Reise nach Afrika in einem Zuge über das Meer zurück. Manche derselben, z. B. die Wachteln, ruhen unterwegs aus, indem sie sich platt auf die Meereswellen legen. Ihre Wohlbeleibtheit und ihr gefettetes Gefieder läßt sie dieses Bad recht gut vertragen. Nach einer Weile fliegen sie auf, schütteln das Wasser ab und setzen ihren Weg fort. Wenn dem Zuge der Wachteln der Wind entgegen weht und die See ruhig ist, dann geht die Reise ohne Ungemach von statten. Bläst aber der Wind in die Federn oder herrscht stürmisches Wetter, dann fallen viele Tausende zum Opfer. Winkt endlich die Nordküste Afrika's, so eilt ihr die graue Vogelwolke in rasender Schnelle zu. Auf ungeheure Strecken bedecken Wachtelheere den pflanzenlosen Strand. Die Flügel sind auf das Aeußerste ermattet, aber die Beine thuen ihren Dienst. Die Wachtel setzt nunmehr ihre Wanderung zu Fuß fort, aber nicht lange dauert es, so ist die Strecke, auf der noch eben ein wirres Gewimmel geherrscht, von ihm gänzlich befreit.

Den Gegensatz zu dieser langsam vordringenden Wachtel bildet die Schwalbe, die mit einer erstaunlichen Schnelligkeit das Luftmeer durchfliegt, so daß sie in ungefähr acht Stunden von der europäischen Küste zur afrikanischen gelangt. Mit angeborener Pünktlichkeit erscheint sie im mittlern Europa gewöhnlich in den ersten Tagen des Mai und verläßt den Ort ihres Sommeraufenthaltes ebenso pünktlich beim Beginne des August. Nach fünf Tagen ist sie bereits in der Mitte von Afrika angelangt, und nach weiteren fünf oder sechs Tagen erscheint sie schon in der Gegend des Kaps.

§ 137. Es kommt auch vor, daß einzelne Vogelgattungen unter fremder Führung reisen, namentlich sind es kleinere Vögel, die sich in

bunter Gesellschaft der Leitung von größeren und stärkeren anvertrauen. Stets suchen die Wanderer einen der Heimathsstätte möglichst entsprechenden Ort in Afrika aufzufinden, an welchem sie sich niederlassen. Finden sie jedoch keinen passenden, so ändern sie ihre heimathlichen Gewohnheiten und begnügen sich mit Winterherbergen, die nicht wenig von der Natur ihrer Wohnungen in Europa verschieden sind. Am liebsten werden die ägyptischen Strandseen aufgesucht, denn diese gewähren in der That den Ankömmlingen durch ihre Größe wie durch Reichthum an Fischen und durch zahlreich vorhandene Inseln mit ihren gastlichen Palmenhainen einen wahrhaft paradiesischen Aufenthalt. Schade nur, daß hier auch Raubvögel hausen, deren Zahl während der Anwesenheit der fremden Gäste sich mit jedem Tage vermehrt.

Während der Winterjahreszeit bieten diese Gewässer ein ungewöhnlich reizvolles, belebtes Bild dar. Die reichen Buchten sind von unzähligen Schwärmen der verschiedensten Vogelarten bedeckt; hier suchen Enten, Möven und andere Schwimmvögel mit lautem Geschrei ihre Nahrung, dort schwimmt ein Corps rother Löffelreiher in langen Zügen umher, und plötzlich rückt wieder ein Regiment Pelikane herbei. Ein Haufen drängt auf den andern und jagt seiner Beute nach. Dazu kommen die Tausende von Störchen, Kranichen, Seeschwalben, Ibissen, Falken, Adlern und Reihern, die vereinzelt oder in kleiner Gesellschaft sich allenthalben einmischen.

Ein gleiches Leben herrscht in den Wäldern. Die Bäume prangen im herrlichsten Laubschmuck und in ihren Zweigen hausen unsere Nachtigallen, Amseln, Grasmücken, überhaupt alle jene reiselustigen Vögel, denen unsere Gegenden zur Sommerwohnung dienen. Denkt man sich noch dazu die prachtvollen eingeborenen tropischen Vögel, die Unmassen der Elephanten, Nashorne, Flußpferde und der übrigen Thierarten, die hier ihre beständige Heimath haben, so wird man sich annähernd eine Vorstellung von der belebten Scenerie der afrikanischen Wälder und Gewässer machen können.

Die Besetzung Kurlands durch die Franzosen und Preußen 1812.

§ 138. Um den linken Flügel der nach Moskau vorrückenden französischen Armee zu decken, und falls diese sich gegen Petersburg wenden sollte, auch Livland und Estland zu besetzen, ließ Napoleon ein Corps von 20,000 Franzosen, Preußen und Polen in Kurland einrücken. Schon im Anfange des Juni, wo der heranziehende Feind die Grenzen Kurlands noch nicht erreicht hatte, gerieth hier Alles in Furcht und Bestürzung. Wer irgendwie konnte, flüchtete nach Riga und tiefer nach Livland; Handel, Ackerbau und Gewerbe geriethen in Stocken, Niemand zahlte mehr dem Andern, man wollte abwarten, was die Zukunft bringen würde. Aus Lithauen wurden die Kronskassen und Archive durch Mitau nach Riga gebracht und zugleich zogen sich dahin die russischen Truppen unter Verübung vieler Gewaltthätigkeiten zurück, indem sie sich selbst zu verproviantiren und dem Feinde die Subsistenzmittel zu entziehen suchten.

Erst am 7. Juli kam es bei Eckau, einem Gute an der Landstraße von Mitau nach Friedrichstadt, zu einem Zusammenstoße der russischen Truppen mit dem Feinde. Hier wurde der General Löwis von dem preußischen General Grawert nach hartem Kampfe geschlagen und gleich darauf bei seinem Rückzuge nach Riga auch bei Keckau an der Düna mit Uebermacht angegriffen. Jetzt verließ der Gouverneur Sivers mit allen Behörden die Stadt Mitau, nachdem er mehrere in den Kerkern gehaltene schwere Verbrecher hatte erschießen lassen. Unmittelbar nach seinem Abzuge erstürmten aber Banden niedrigen Volkes, die plündernd umherzogen, die Kornmagazine der Stadt und geriethen mit der Bürgerschaft in arge Schlägereien, bis endlich die Preußen erschienen und sofort Ruhe und Ordnung herstellten. Am 1. August erließ der Marschall Macdonald, der Oberbefehlshaber der in Kurland befindlichen Armee, eine Bekanntmachung, daß auf Befehl des Kaisers Napoleon diese Provinz von Rußland losgelöst sei und der französische

General Campredon zum Gouverneur von Kurland ernannt und demselben eine aus Kurländern zusammengesetzte Commission zur Verwaltung des Landes beigegeben worden. Die mit vielen Polen untermischten französischen Truppen besetzten den östlichen, an der Düna liegenden Theil von Kurland, das sogenannte Oberland, während die Preußen die übrigen Theile Kurlands einnahmen und sich in einer Kette von Positionen von Dahlen an der Düna quer durch das Land über Olay bis Schlock aufstellten, so daß Kurland von Livland gänzlich abgeschnitten wurde.

§ 139. In Riga hielt man das Heranrücken der Preußen sofort für eine beabsichtigte Belagerung der Stadt, daher ließ der dortige Kriegsgouverneur Essen gleich nach dem unglücklichen Treffen bei Eckau die Mitausche Vorstadt, und in der Nacht auf den 13. Juli, als sich einige preußische Posten in der Nähe zeigten, auch die Petersburger und Moskauer Vorstadt niederbrennen, um dem Feinde bei einer Belagerung der Festung jeden Schutz in den Häusern zu entziehen. Die Preußen aber beabsichtigten gar nicht einen Angriff auf Riga, indem sie vielmehr nur für die eigene Sicherheit und die Abwehr von Ueberfällen in ihrem Rücken Sorge trugen.

Zu Anfange des August hatte der General York das Oberkommando der preußischen Truppen übernommen und seine Artillerie von etwa achtzig Kanonen, die noch aus den Zeiten Friedrichs des Großen stammten und seinen Namenszug führten, unweit Bauske bei dem Schlosse Ruhenthal aufgestellt. Der Kriegsgouverneur Essen hatte es auf diesen Artilleriepark abgesehen, und wollte eine glänzende Waffenthat ausführen; er ließ Truppen zugleich auf Mitau und auf Ruhenthal vorrücken, um die Preußen zu überfallen. York jedoch zog mit Schnelligkeit mehrere seiner Regimenter vor Ruhenthal zusammen, um das Belagerungsgeschütz zu retten, und wehrte in einem siegreichen Treffen (am 17. September) die Russen ab, die sich mit großem Verluste schleunigst nach Riga zurückziehen mußten. Gleich nach dem Eindringen der russischen Truppen in Mitau hatte Essen die alten Regierungs-

behörden wieder eingesetzt und den Geheimrath Offenberg zum Gouverneur von Kurland ernannt. Die Russen mußten aber nach der unglücklichen Expedition auf Ruhenthal abermals Mitau räumen, worauf die Preußen alle ihre früheren Positionen einnahmen und die von den Franzosen eingeführte Regierung wieder herstellten.

§ 140. Während die Preußen im Allgemeinen eine strenge Disciplin beobachteten, hausten die übermüthigen Franzosen und Polen nicht selten nach altem, rohem Kriegsbrauche im kurischen Oberlande. Daß sie sich doch dabei auch der Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe nicht wenig angelegen sein ließen, zeigte unter Anderem folgender Vorfall.

Ihre häufigen Streifzüge über die Düna nach Proviant und sonstiger Beute hatten auch dort überall Furcht und Schrecken verbreitet. Die Besitzer mehrerer großer Güter von Kreuzburg an oberwärts der Düna waren sammt ihrem Gesinde flüchtig geworden und hatten ihre Höfe der Obhut eines ehemaligen preußischen Hauptmannes (W. H.) anvertraut, der einst von der russischen Regierung für seine ausgeführten Vermessungen mehrerer Theile von Lithauen außer dem Wladimir-Orden mit einem Besitzthum im Oberlande belohnt worden war, jetzt aber schon als Preuße durch seine Stellung zu den französischen Befehlshabern manchen Streifzügen und Plünderungen der Feinde Einhalt thun konnte. Mehr jedoch als der Feind machte ihm das widerspenstige Landvolk selbst zu schaffen, welches bei der Auflösung aller gesetzlichen Bande jegliche Arbeit für die Herrschaft verweigerte und in dem Glauben, daß der Krieg Jahre lang dauern werde, selbst die Bestellung der eigenen Aecker unterließ. Die großen Kornfelder standen in vollster Reife und bedurften des Schnitterwerkes, aber der Aufstand des Bauernvolkes wuchs mit jedem Tage und damit die Gefahr des Verlustes der reichen Jahresernte. Um diese Zeit plötzlich zum Kriegsdienste in seine Heimath abberufen, mußte der Schutzherr der herrschaftlichen Höfe die fernere Verwaltung derselben seinem Sohne (F. W. H.), einem noch jungen Manne überlassen. Dieser befand sich in einer äußerst

schwierigen Lage den aufrührerischen Bauern gegenüber. Da kein russisches Militär in der Nähe war, welches die Widerspenstigen zum Gehorsam hätte zwingen können, so wandte er sich endlich an einen französischen Oberst, schilderte ihm die drohende Gefahr, welche die Unterlassung der Feldarbeit auch für die Verproviantirung der Truppen zur Folge haben müßte, und erbat sich seinen Schutz gegen das revoltirende Volk. Dieser Schutz ward ihm gewährt. Auf mehreren Höfen wurden sofort die Widerspenstigen von abgesendeten französischen Soldaten mit der blanken Waffe gezüchtigt, einige Haupträdelsführer erschoßen, andere als Geisel davongeführt. Und schon nach acht Tagen war die so nothwendige Feldarbeit beendigt und die ergiebige Ernte von den weiten Landstrecken in Sicherheit gebracht.

Die Franzosen hatten bei dieser Hilfsleistung den Kriegsfuß zu den Russen für eine kurze Zeit aufgelöst und blos im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt, mehr zum Nutzen ihrer Feinde, als für den eigenen Vortheil gehandelt, denn die großen Ernten kamen nur dem an der oberen Düna stehenden Truppencorps des Grafen Wittgenstein zu Gute. Obschon aber der Verwalter für seine Entschlossenheit, welcher allein die Unterdrückung des gefährlichen Bauernaufstandes und die Rettung der ganzen Jahresernte so vieler großer Höfe zu verdanken waren, von Seiten der Regierung reich belohnt wurde, so sah er sich doch sehr bald genöthigt die Gegend des rachsüchtigen, sein Leben bedrohenden Landvolks zu verlassen. Er starb hochbetagt in Walk im Jahre 1863.

§ 141. Waren auch die Franzosen und Preußen gerade nicht die schlimmsten Feinde, die jemals den Boden Kurlands betreten hatten, so wurde doch die Provinz äußerst schweren Leiden ausgesetzt, zumal Napoleon eine Contribution von zwei Millionen Rubeln anbefohlen hatte und überdies der Marschall Macdonald eine kaum erschwingliche Anzahl von Kleidungsstücken, Pferden und Trainwagen für seine Truppen von dem Lande forderte. Die Bauern wurden fortwährend zu Schanzarbeiten und zur Anfuhr von Lebensbedürfnissen in Anspruch genommen, Felder und Wiesen blieben unbestellt, die Kräfte der Menschen und

Thiere erlahmten. Kurland wäre unrettbar einem gänzlichen Ruin verfallen gewesen, wenn die Occupation noch länger als jene fünf Monate gedauert hätte, während welcher der Feind sich im Lande befand.

Am 26. August wurde die Schlacht bei Borodino geschlagen. Dunkle Gerüchte circulirten davon alsbald in Mitau und Riga. Dort war schon die Nachricht von der Einnahme Moskaus bekannt geworden, hier dagegen feierte man die Schlacht als großen russischen Sieg, so daß der General Essen, welcher in einer persönlichen Zusammenkunft mit York diesem Vorstellungen darüber machte, wie durch die Vernichtung der französischen Armee bei Borodino der günstige Moment zum Abfall der Preußen von dem Bunde mit Napoleon eingetreten sei, erst durch jene Unterredung erfuhr, daß Napoleon als Sieger am 2. September in Moskau eingezogen war. — Nach dem Abzuge eines großen Theiles der Truppen aus Riga zum Corps des Generals Wittgenstein sah sich auch die Stadt als aufgegeben an und bereitete sich stündlich auf eine Belagerung vor. Um dieser zuvorzukommen, griffen um die Mitte des Octobers die russischen Truppen, unterstützt durch englische Kanonenböte, die unweit Mitau an der Aa concentrirten Preußen an, wurden aber von ihnen zurückgeschlagen. Indessen wiederholten die Russen ihre Angriffe, als der Marquis Paulucci an die Stelle Essens getreten war. Bei Dahlen an der Düna unterlagen sie abermals in einem Treffen, aber am 3. November siegte Löwis im Angesichte Riga's selbst über die vordringenden Preußen, und zwang sie zum Rückzuge. Nach der Versicherung des Generals wären Freunde und Feinde zugleich vor Riga's Thoren erschienen und in die Stadt eingedrungen, wenn die Preußen in diesem Kampfe noch einige Hundert Mann geopfert hätten.

§ 142. Das Mißgeschick der Armee Napoleons in Moskau hatte auch für Kurland den Erfolg, daß schon im November der Rückzug der Franzosen und Preußen seinen Anfang nahm. Am 7. December zogen durch Mitau die letzten preußischen Truppen, denen sich auch der französische Gouverneur mit den höheren Officieren anschloß. Die nächste

Nacht brachte aber noch den Einwohnern Mitaus eine schwere Heimsuchung. Den Preußen folgten Baiern und Polen, die plündernd in die Häuser eindrangen, Gewaltthätigkeiten aller Art verübten und Pferde und Fuhrwerke davonführten. Noch am 8. December, als bereits der Feind verschwunden war, hielt man sich aus Furcht vor neuen Ueberfällen verbarricadirt in den Häusern, bis sich endlich Kosaken zeigten, welche durch Mitau dem Feinde nachsprengten.

Konnte auch nicht mehr der größte Theil der Kriegscontributionen, welche Kurland auferlegt worden waren, erhoben werden, so hatte doch Stadt und Land schwer gelitten. Besonders waren Friedrichstadt, Eckau und das Schloß Ruhenthal hart mitgenommen. Am 9. December erschien die Mitausche Zeitung, in welcher alle Erlasse während der Occupation des Landes im Namen Napoleons, des Kaisers der Franzosen, ergangen waren, wiederum in ihrer früheren Art und verkündete die Wiedereinsetzung der russischen Regierung. An diesem Tage war auch der Generalgouverneur Paulucci mit dem Gouverneur Sivers in Mitau eingetroffen, wo von allen Autoritäten und der Bürgerschaft ein feierliches Gebet abgehalten wurde, um den Dank für die Erlösung von der Zwangherrschaft und Noth zum Himmel zu senden.

Der Brand von Riga 1812.

§ 143. Als die Franzosen und Preußen zu Anfange des Juli Monats in Kurland einrückten, herrschte in Riga schon bei der ersten Nachricht von dem Herannahen des Feindes eine allgemeine Bestürzung, indem man des Glaubens war, daß die Stadt sofort würde angegriffen werden und auch ihre Festung, die nur eine kleine Besatzung enthielt, sich nicht lange halten könne. Aus Kurland und Lithauen wurden die Kronskassen und Archive nach Riga gebracht, alle russischen Truppen zogen sich aus den, vom Feinde besetzten Gegenden hierher zurück und führten täglich eine Menge Uebelthäter aus den dortigen Gefängnissen

mit sich; beständig ankommende Flüchtlinge brachten die verschiedensten, meist sehr übertriebene Nachrichten von dem Vordringen der angeblich sehr zahlreichen Feinde und von den Gewaltthätigkeiten, die sie verübt haben sollten, nach Riga mit. Alle diese Vorgänge mehrten die schon herrschende Angst und Verwirrung unter den Einwohnern noch mehr, so daß es kein Wunder war, wenn selbst dem blindesten Lärm Glauben geschenkt ward und kein Gerücht mehr unglaublich erschien.

Der russische General Löwis wurde am 7. Juli bei Eckau und Keckau von den Preußen geschlagen, und als gleich darauf einige preußische Vorposten sich in der unmittelbaren Nähe Riga's erblicken ließen, wurde die Mitausche Vorstadt sofort auf Befehl des Kriegsgouverneuren Essen niedergebrannt. Auch die Vernichtung der viel bedeutenderen Petersburger und Moskauer Vorstadt war bereits beschloßen, verzögerte sich aber um einige Tage, da die allgemeine Furcht vor einer Belagerung noch immer mit einer gewissen Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand der russischen Truppen im Felde oder gar auf einen Sieg derselben über den Feind abwechselte.

§ 144. Diese beiden Vorstädte bestanden aus hölzernen Häusern und umgaben in einem weit ausgedehnten Halbkreise die Gräben und Wälle der Stadt und der Citadelle, durch einen freien, nur einige Hundert Schritte breiten Platz von ihnen geschieden. Sie konnten bei einer Belagerung dem Feinde ebenso viel Nutzen gewähren, als die Belagerten in ihrer Vertheidigung hindern. Alle Vorbereitungen waren daher auch getroffen, die Vorstädte bei der ersten Nachricht von einer bestimmten Annäherung des Feindes sogleich zu zerstören, und davon waren die Bewohner zeitig unterrichtet worden; aber bei der Menge der mit allerlei Handelsartikeln angefüllten Speicher und Gewölbe stellten sich der Räumung der Vorstädte große Schwierigkeiten entgegen, zumal die innere Stadt mit Flüchtlingen, Truppen, Pferden und Fahrzeugen überfüllt war und selbst die Kirchen als Kornmagazine dienen mußten.

Am 12. Juli brachten reitende Boten von der kurländischen Grenze die Nachricht, daß zwei preußische Kolonnen in der Richtung nach Riga

sich in Bewegung gesetzt hätten. Sogleich ritt der Oberst Tiedemann, der früher in preußischen Diensten gestanden hatte und jetzt Chef des Stabes bei dem Kriegsgouverneur Essen war, zum Recognosciren in die Gegend von Dahlen. Verschiedene Marken, mit einem und mehreren Siegeln bezeichnet, sollten, wenn sie zurückgeschickt würden, den Erfolg der Recognoscirung melden; erst wenn die vierte zurückgesandt worden, — war die Abmachung, — sollte der Befehl zum Anzünden der Vorstädte gegeben werden. Tiedemann konnte den vom Lande eingelaufenen Nachrichten über die Stärke und Bewegung des Feindes gerade nicht widersprechen, und als um 8 Uhr Abends ein kurländischer Edelmann mit einem Bauer ankam, der die Nachricht brachte, daß der Feind mit großer Macht anrücke, faßte Essen den Entschluß, noch in derselben Nacht vom 12. auf den 13. Juli die Anzündung der Vorstädte anzubefehlen, trotzdem am nämlichen Abend kurz vorher durch Trommelschlag die bisherige Ruhe für die Nacht verkündet worden war.

§ **145**. Während nun Alles der Ruhe pflegte, wurden plötzlich und an verschiedenen Orten zugleich durch dazu beorderte Brandstifter die Häuser mit Pechkränzen angezündet, wozu eine Rakete aus der Festung um Mitternacht das Zeichen gab. Durch die dunkle Nacht stiegen von allen Seiten die Flammen empor; die erschreckten Einwohner, kaum mit den nöthigsten Kleidern versehen, stürzten aus den Häusern und irrten umher, nicht wissend ob der Feind oder wer sonst auf diese Weise die Vernichtung herbeiführte. Den ausgesandten Brandstiftern gesellten sich zahlreiche Mordbrenner bei, welche auf eigene Hand brannten und raubten und die Verheerung weit über die abgesteckten Linien hinaus verbreiteten. Nur den Wenigen gelang es ihr Eigenthum zu retten, welche wachsam und mit entschlossenem Muthe sich der Brandstiftung widersetzten. Die Ueberraschung war überall so unverhofft gekommen, daß z. B. die Besucher eines vorstädtischen Klubs (Euphonie) von den Karten- und Speisetischen aufgescheucht wurden. Hier setzte man sich aber den Brandstiftern entschlossen entgegen und es blieb dieses Klubgebäude ebenso wie das Richtersche Haus, eines der größten

der St. Petersburger Vorstadt, erhalten, da die vielen Bewohner des umfangreichen Gebäudes sich vereint entgegenstellten.

Die Thore der Stadt waren verschlossen und vergebens suchten die halbnackten unglücklichen Abgebrannten eine Zufluchtsstätte; sie irrten verzweifelt in der dunklen, stürmischen Nacht umher, sich bald vor der unerträglichen Glut, bald vor dem tobenden Sturme bergend. Als die Flammen überall hoch aufloderten, gerieth selbst die Stadt und die Citadelle in Gefahr, von der Glut und Menge der entzündeten und wild herumfliegenden Brennstoffe erfaßt zu werden. Auf der Esplanade zwischen der eigentlichen Stadt und der Vorstadt lagen ungeheure Strohhaufen und geborgene Sachen aller Art haushoch aufgeschichtet; wenn auch dieses Alles in Brand gerathen wäre, so würde die Stadt ebenfalls zerstört worden sein. Allein der Wind wandte sich plötzlich und die Feuersgefahr für die eigentliche Stadt war vorüber. — Die heimgesuchten Bewohner der Vorstädte hatten all' ihre Habe und Gut verloren, viele Menschenleben waren zu beklagen, Jammer und Elend überall verbreitet, zu dessen Abhilfe alle Mittel im Augenblicke fehlten.

§ 146. In jener Nacht war auch die Befürchtung nicht gering, daß der Feind, die allgemeine Angst und Verwirrung benutzend, die Stadt angreifen und einnehmen werde. Allein, wie das Tagebuch eines preußischen Offiziers berichtet hat, dachten die Preußen damals gar nicht an einen Angriff auf Riga; ihnen war anfangs der helle Brandschein am Horizonte unverständlich gewesen, bis nähere Nachrichten über die Ursache eintrafen. Hätten die Russen die Schwäche des anrückenden, zerstreut placirten preußischen Corps gekannt, so würde der Gouverneur gewiß mit einer Maßregel angestanden haben, die beim Eintritte einer Belagerung allerdings nothwendig werden mußte, hier aber zu früh kam.

Der Oberst Tiedemann wurde von der öffentlichen Stimme als die Veranlassung zu dem voreiligen Abbrennen der Vorstädte bezeichnet; er blieb vier Wochen später auf dem Schlachtfelde bei Keckau. — Essen wurde nach einigen Monaten seines Amtes entsetzt und starb im folgenden Jahre im Badeorte Baldohn. An seine Stelle trat der Marquis

Paulucci, der durch seine Fürsorge für die verunglückten Einwohner und den Wiederaufbau der Vorstädte, zugleich aber auch als der eigentliche Schöpfer der schönen Anlagen und bepflanzten Promenaden der Stadt sich ein unvergeßliches Andenken in Riga erworben hat.

Die Russen im Auslande.

§ 147. Zu den vielen neuen Erscheinungen, die in Rußland im socialen Leben während der beiden letzten Decennien hervorgetreten sind, gehört auch die unter den wohlhabenden Gesellschaftsklassen so beliebt gewordene Emigration aus der Heimath zur zeitweiligen Niederlassung im Auslande. Die Zahl der russischen Familien ist eine sehr bedeutende, die ihren Wohnsitz in Deutschland, Frankreich, Italien und in der Schweiz aufschlagen und sich in der Fremde auf längere oder kürzere Zeit ganz häuslich und wirthschaftlich einrichten. — Die Gründe zu dieser Auswanderung sind äußerst verschiedener Art. Abgesehen von den Touristen, welche zur Erweiterung ihres Ideenkreises eine Zeit lang die Welt durchstreifen, suchen Viele die Heilquellen oder das milde Klima des Auslandes auf, um ihre Gesundheit herzustellen und zu kräftigen. Bedeutend größer ist die Zahl derjenigen, die des wohlfeileren Lebens wegen, oder auch um ihre Kinder ausländische Schulen besuchen zu lassen, sich draußen aufhalten.

Der Luxus, der jährlich seine Forderungen steigert, zwingt viele Familien hinauszureisen, um zu sparen, weil sie zu Hause nicht mehr mit dem leben können, was sie besitzen. Die menschliche Natur ist schwach und man denkt so: Ich gehöre mit Jenem zu demselben gesellschaftlichen Kreise, und was er thut, muß ich auch thun, sonst schadet es meiner Stellung. Viele von den Tonangebern sind jetzt selbst im Auslande, weil sie es nicht länger durchführen konnten. Schon der ganze Zuschnitt des Lebens ist dort ein anderer als in der Heimath, wo Manchem seine gesellschaftliche Stellung nicht erlaubt, schonend mit seinem Säckel umzugehen.

Und obschon die Russen selbst an einigen Orten des Auslandes, wo sie besonders zahlreich sind, in nicht geringem Grade dazu beigetragen haben, den Aufenthalt viel theurer zu machen, als er ehedem war, so finden sie doch ihren Vortheil dabei. Als Fremde können sie sich einrichten wie sie wollen, und die Ueberzeugung, der Sorgen los zu sein, die ihnen zu Hause der gesteigerte Luxus bereitet, erhöht die Gemüthlichkeit, die überall zu Tage tritt, wo sie sich versammeln und auf dem gastlichen fremden Boden russisch sprechen.

§ 148. Mit der Erziehung der Kinder in der Fremde ist es nicht anders. So viele gute Schulen es auch in Rußland giebt und soviel zu ihrer Verbesserung noch immer geschieht, so muß doch ein Vergleich in dieser Beziehung im Allgemeinen zum Vortheile des Auslands, das Jahrhunderte lang Erfahrungen gesammelt hat, ausfallen, und der Vater, der den Kenntnißen seines Sohnes eine tüchtige Grundlage geben will, greift nach dem Wanderstabe.

Die russische Jugend schwebt auch nicht in Gefahr, durch ihren Aufenthalt draußen der Heimath entfremdet zu werden und ihren Patriotismus einzubüßen, und das gerade, weil sie in den ausländischen Schulen, wenigstens an einzelnen Orten, sehr zahlreich vertreten ist. Noch vor etwa fünfundzwanzig Jahren war das Reisen mit ungleich größeren Kosten und Mühen verbunden. Der blasende Postillion kutschirte mit seinem Viergespann größtentheils nur Fürsten und Grafen, und selten ertönten die Laute der russischen Sprache in dem gemüthlichen Raum des jetzt zu Grabe getragenen Eilwagens. Wurde damals ein russischer Jüngling in eine ausländische Erziehungsanstalt gegeben, so stand er vereinzelt da und so mancher junge Russe hat wol den Pariser Jargon mit allen seinen Schattirungen erlernt, die russische Sprache aber gründlich darüber vergessen. Das kann nicht mehr heut zu Tage vorkommen, wo die Gränzen aller Länder offen liegen und die ungeduldige Locomotive dem Beamten des Paßbureau's den Schweiß der Verzweiflung auf die Stirne treibt.

Der jungen Russen, die der Wissensdurst in's Ausland treibt, giebt es jetzt äußerst viele, und eine Erziehungsanstalt, die ihren Vortheil versteht, ermangelt nicht, auch für einen regelmäßigen Unterricht in der russischen Sprache Sorge zu tragen. Die Knaben unterhalten sich in der Muttersprache, die ferne Heimath erscheint ihnen in der Rückerinnerung im schönsten Licht, die künftige Rückkehr in dieselbe ist ihre süßeste Hoffnung. Das Gefühl der Nationalität lebt in ihnen fort und wird sogar geweckt, wo es vielleicht schlummerte: es kommen Angriffe vor, die zu Hause nie vorgekommen wären, und die eine Abwehr erheischen. Hoch lodert der Patriotismus auf bei solchen Gelegenheiten.

Einst fand ein Krieg zwischen Rußland und Nordamerica innerhalb der Wände einer Erziehungsanstalt statt. Die jungen Russen und Americaner fochten einen Kampf der Nationalitäten aus, trotz der friedlichen Beziehungen ihrer vaterländischen Regierungen zu einander. Die Knaben beider Nationen waren seit Jahren fern von ihrer Heimath, aber sie brachten sich aus Patriotismus blaue Flecken bei.

§ **149.** An manchen, vorzugsweise beliebten Aufenthaltsorten der Russen, wie unter anderem in Dresden, existirt sogar eine russische Kapelle mit einem von der wechselnden Gemeinde besoldeten Priester. Daß ein solches Unternehmen ohne einen pecuniären Beitrag von der Kaiserlichen Regierung in's Leben treten konnte, beweist einerseits, wie zahlreich die nordischen Gäste an der Elbe sich einzufinden pflegen, andererseits aber auch, wie gern sie ein Opfer bringen, um das ganze Wesen der heimischen Existenz in die Fremde mitzunehmen. Und in der That, — die Russen sind hier ebenso russisch, wie in Petersburg und Moscau; sie reisen größtentheils als wißbegierige Touristen, aber ihre Individualität geht in den Bildergallerien nicht zu Grunde. Sie nehmen gleichsam den häuslichen Heerd überall mit, wo sie sich niederlassen.

Andererseits tragen auch nicht selten die Ausländer in zuvorkommender Weise dazu bei, den fremden Gästen die Illusion zu erleichtern. Einzelne Kaufleute halten es für eine Pflicht der Gastfreundschaft, ihre

Aushängeschilder mit russischen Inschriften zu verzieren, und besondere Anzeigen locken in unorthographischen heimathlichen Tönen den Russen zum Ankauf von Producten aus dem fernen Osten, wozu Astrachan seinen Kaviar, Sarepta seinen Senf, Petersburg seine Papyros u. s. w. zu liefern pflegt.

§ 150. Zu dem Bilde, wie die russischen Familien sich in der Fremde gemüthlich einzurichten wissen, gehören auch die von ihnen veranstalteten Vorlesungen, — nicht über wissenschaftliche Gegenstände, sondern im strengsten Sinne des Worts Vorlesungen von Gedichten, dramatischen Scenen, Romanen u. dergl. in der Sprache der Heimath.

Eine deutsche Abendunterhaltung dieser Art würde kaum denkbar sein. Denn wollte Jemand etwa Göthes, Schillers, Uhlands Gedichte öffentlich vorlesen und dem deutschen Publicum zumuthen, den Platz durch ein Eintrittsgeld zu bezahlen, — er hätte gewiß außer dem glänzenden Kreise der Gaslampen keine Zuhörerschaft zu erwarten. Nur ein großer dramatischer Künstler darf irgend ein bekanntes Meisterstück vortragen, eine große dramatische Künstlerin allenfalls durch Declamation Abwechselung in ein Vocal- oder Instrumental-Concert bringen. Sonst behält man in Deutschland mit weiser Sparsamkeit die Eintritts-Groschen in seiner Tasche und liest seine Dichter selbst, was gar nichts kostet.

Die russischen Vorlesungen werden aber stets von einer zahlreichen, eleganten Gesellschaft besucht. Die Versammlung vergißt, daß sie sich für ihr Geld eingefunden hat; aus dem öffentlichen Local wird ein Salon, und man geht endlich auseinander mit dem Ausruf: Quelle charmante soirée!

Es ist ein gewisses Heimweh, das fast unbewußt in dem Herzen der russischen Emigranten sich bei dem Vortrage von Dichtungen regt, die neben der Freude am Inhalte auch manche süße Erinnerung wachrufen aus einer freundlichen oder wehmüthigen Vergangenheit. Die Zuhörer sind in der Fremde und die Zauberklänge der Poesie tönen ihnen wie ein Gruß aus der fernen Heimath.

Das ist es aber nicht allein. Auch in Rußland, wo das versammelte Publicum den Boden des Vaterlandes gleich hinter der Saalthüre betritt, finden dergleichen Vorlesungen Anklang. Das Gemüth der Russen ist empfänglich für derartige Eindrücke; sein Enthusiasmus für die Poesie ist noch frisch und lebhaft und bedarf keiner ungewöhnlichen Anregung, um einmal aufzulodern. Der Wohlklang eines elegant gebauten Verses entzückt den Russen, der Deutsche sucht nur den Gedanken darin; jener pflückt die Blume am Wege, um sich an ihr zu ergötzen, dieser pflückt sie auch, aber um zu untersuchen, zu welcher Pflanzenfamilie sie gehört. Und so verdirbt sich der Deutsche eine Freude, die auch ihn ergötzen könnte, und muß den Russen um einen Genuß beneiden, der ihm vollkommen unbekannt ist.

Reiselust und Lustreisen.

§ 151. Von der großen Zahl Derjenigen, die wir in jedem Jahr die Heimath mit dem Auslande für eine gewisse Zeit vertauschen sehen, verfolgt nur ein kleiner Theil durch seinen Aufenthalt in der Fremde feste, schon im Voraus bestimmte Zwecke, wie etwa Geschäfte irgend welcher Art auszuführen, oder gewisse Studien zu betreiben, oder seine Gesundheit herzustellen u. d. m. Die Meisten führt blos Reiselust, die jedem Menschen angeboren ist, über die Grenze; man will seine freie Zeit und erübrigte Baarschaft auf eine gute Art benutzen und sich Erholung und ein angenehmes Vergnügen verschaffen, indem man sich draußen die Welt ansieht.

So lange wir in der Heimath bleiben, lassen wir Andere für uns sehen und hören und uns erzählen, wie es anderswo beschaffen ist und was dort vorgeht. Selbst die fremden Menschen, die zu uns kommen, bleiben uns in vielen Beziehungen unbekannt, denn wir müssen zu ihnen gehen, um sie näher kennen zu lernen. Die Welt selbst zu sehen, dazu kommen wir erst, wenn wir die verlassen, die uns bisher vorgesprochen und vorgedacht haben. Was man von jeder Reise erwartet, ist Bekanntschaft mit vielem Neuen oder auch viel neue Bekannt-

schaften, und in der That sehen wir Vieles in der Fremde, wovon unsere Vorerzähler keine Ahnung hatten; wir bereichern unsern Geist durch eigene neue Wahrnehmungen und berichtigen und erweitern unsere Ansichten und Urtheile im Gespräche und im Umgange mit Leuten, die wir bisher nicht gekannt haben. Das Alles ist von wohlthätigem Einflusse auf uns, und daher ist auch das Reisen von jeher als ein vorzügliches Bildungsmittel betrachtet worden und gewährt als solches den edelsten Genuß.

§ 152. Am erfolgreichsten wird dem Jünglinge das Feld erschlossen, wo die Ansichten reifen. Der Jugend ist besonders das Verlangen eigen, sich von dem Alltäglichen zu befreien, weil sie sich dadurch gebunden und gefesselt fühlt; sie bringt auf die Reise einen Geist mit, der noch nicht unempfindlich geworden, sondern jeden leisen Eindruck aufzunehmen vermag. Alles, was den Menschen bilden kann, vereinigt sich auf einer Jugendreise, und schon Mancher ist nicht nur mit gebräunten Wangen, sondern auch mit erweitertem Gesichtskreise und ausgebildetem Urtheile von derselben zurückgekehrt.

Zum wahrem Genuße der Freiheit kommt man erst, wenn man sich nicht den Reisekaravanen anschließt, die zu manchen Zeiten durch das Land ziehen. Die ächte Lustreise besteht eben darin, daß man nicht sklavisch der ausgetretenen Landstraße folgt, sondern bald rechts, bald links abbiegt, Dieses und Jenes, was sehenswerth ist, mitnimmt, und auf schattigen Waldwegen und anmuthigen Fußpfaden die Wanderung fortsetzt. Wer seine Gesellschaft mit sich führt, der sucht keinen Fremden kennen zu lernen und bindet mit keinem an, der ihm begegnet. Gewöhnlich wird Einer für den Andern der Beobachter, der Vorsprecher oder auch der Vermittler der Reisebedürfnisse und entzieht ihm dadurch die unmittelbare Berührung mit den überall entgegentretenden neuen Erscheinungen, und so geht das eigentlich bildende Element der Reise verloren. Besser ist es, sich entweder allein oder doch nur mit möglichst Wenigen auf den Weg zu machen, wenn man nicht einem Käfer am Faden, sondern der Lerche am freien Himmelszelte gleichen will.

Freier sind wir nirgends als da, wo uns weit und breit Niemand kennt und nur die Rücksicht auf Gewissen und Ehre unsere Handlungen beeinflußt. Daher reisen berühmte Personen häufig unter fremden Namen und auch Andere, die unter eigenem Namen am meisten incognito bleiben, suchen mit Recht alle Merkmale ihres Berufes zu verwischen. Der Beamte legt Orden und Cocarde bei Seite, der Offizier reist im Civil, der Kanzelredner zieht einen kurzen Reiserock an, ein Anderer vermeidet ängstlich das Fremdenbuch und flieht alle Gespräche über die Art seiner Beschäftigung. Und die Freude rechtfertigt sich dabei durch das Bewußtsein, daß wir noch nicht vollständig durch unseren Beruf gefesselt sind und nicht jede unserer Bewegungen den Stand und die Beschäftigung verräth, wie die Livrée den Lakaien.

§ 153. Betrachten wir unser Touristenwesen jetzt und vor etwa fünfzig Jahren, so tritt uns ein gewaltiger Unterschied in der Art zu reisen und die Reise zu genießen, entgegen; denn leider haben die Touristen unserer Zeit allzuhäufig das deutsche Eile mit Weile mit dem englischen Zeit ist Geld vertauscht. Nicht mehr nimmt man wie ehedem den Wanderstab in die Hand, um als Fußgänger das Leben und Treiben der Menschenwelt eingehend beobachten zu können, geschweige denn, daß man sogar mit dem Schiff der Wüste durch den glühenden Sand, oder im Ballon durch die leichten Lüfte segeln sollte, oder vor seinen Schlitten Rennthiere oder Hunde spannen ließe. Nur von der Eisenbahn will man etwas wissen und auch hierin ist man schon so weit gekommen, Courierzüge von Personen- und Bummelzügen sorgfältig zu unterscheiden.

Früher wandte man Zeit an, um zu sehen, jetzt spart man Zeit, sieht aber nichts! Man scheut alle Umwege und folgt einem sichern Führer, der es unmöglich macht, daß Einem etwas Unerwartetes begegnet, der sogar vorher anzeigt, ob man sich sehr zu freuen habe oder nicht! Auch der erfrischende Umgang mit Fremden wird immer mehr verkümmert. Während man früher im Wirthshause eine lebendige Unterhaltung antraf und willkommen hieß, lebt man jetzt mit Jedem, den

man nicht schon kennt, fast wie auf dem Kriegsfuße, selbst bei dem gemeinschaftlichen Mahle, und wendet im Coupé alle Künste an, um allein zu sein. Uebertriebene Höflichkeit verbietet, an der Tafel und auf der Fahrt, wo der Zufall die Menschen zusammenführt, mit Unbekannten ein Gespräch anzuknüpfen, obschon ein solches sehr bildend wirken kann; — aber man ist ja nicht so ungebildet, sich bilden zu wollen! Vor lauter Bildung spricht man nichts, vor lauter Eile erlebt man nichts, vor lauter Reisehandbüchern, Fahrplänen und gedruckten Katalogen des Sehenswerthen sieht man nichts, und kommt von der Reise mit dem alten Gesichtskreise, mit denselben Ansichten und Urtheilen in die Heimath zurück.

§ **154.** Bei den heutigen Touristen von Freiheit zu sprechen, wäre Ironie. Niemand ist mehr Sklave als der sich für frei hält, ohne es zu sein! Gehorsam folgt der Herr der Schöpfung der Pfeife, die ihn in den engen Behälter des Schnellzuges treibt, und ist er endlich allen Unbilden der Fahrt entronnen, so beginnt erst recht keine Freiheit, denn er verfällt seinem Rathgeber, dem Buche, welches jeden Schritt und Tritt vorschreibt, und wird mindestens für einen Sonderling gehalten, wenn er dessen Vorschriften zuwider handelt. Während man früher die freie Wahl des Gasthauses hatte und der Wirth bei der Abreise bat, ihn zu empfehlen, wird jetzt umgekehrt jedem Zimmer der Gast zugewiesen, der für dasselbe convenirt, und hat der Reisende sich so geführt, daß Wirth und Kellner zufrieden sind, so klebt man ihm nicht selten Marken auf's Gepäck, um ihn anderen Gasthäusern zu recommandiren. Einst gewann man so viel auf einer Reise, daß die Fähigkeit zur Arbeit lebhaft angeregt und selbst in kurzer Zeit ein Material gesammelt wurde, das Jahre lang den Gedankenkreis beschäftigen und zu neuer Productivität anregen konnte. Wenn aber heute Jemand von einer Reise zurückgekehrt, athmet er in seinem Zimmer auf und ist froh, daß die Sklaverei ein Ende hat und daß er nicht mehr vom Hausknecht und Sonnenaufgang belästigt wird. Er fühlt sich weniger arbeitsfähig und

mehr Sklave als sonst, denn alle Maßregeln waren getroffen, um jede neue Idee im Keime zu ersticken.

So verbittert man sich durch die Verkehrtheiten der modernen Art zu reisen den schönsten aller Genüsse. Die Reiselust ist geblieben, aber die wahren Lustreisen haben aufgehört!

Die Olympischen Spiele.

§ 155. In Elis am Jonischen Meere, einer Provinz des alten Griechenlandes, lag eine anmuthige Gegend mit der kleinen Stadt Olympia, von der einen Seite durch den Fluß Alpheus, von der andern durch einen Hain eingeschlossen, welcher dem Zeus, dem obersten der Götter, geheiligt war. Die ganze Gegend war mit Bildsäulen, Altären und Tempeln geschmückt. Aber alle Pracht der Gebäude wurde übertroffen durch die berühmte Bildsäule des Gottes selbst, welcher nach dem Ausdrucke des Dichters durch einen Wink seiner Augenbraunen den ganzen Olymp erzittern machte. Der Athener Phidias hatte diese Bildsäule aus Gold und Elfenbein mit so großer Kunst gebildet, daß kein anderes Kunstwerk im ganzen Alterthume einen gleichen Ruhm erlangt hat.

Seit uralten Zeiten waren auf der Ebene von Olympia Spiele gefeiert worden und darauf eine lange Reihe von Jahren wieder unterblieben, bis endlich Iphitus, ein König von Elis, sie im Jahre 888 vor Christi Geburt auf Anrathen des Delphischen Orakels erneuerte. Die Olympischen Spiele nahmen unter allen griechischen Festen den ersten Platz ein und wurden alle vier Jahre im Monate Juli gefeiert. Seit dem Siege des Koröbus im Jahre 777 wurde der Name des Siegers jedesmal aufgezeichnet, und es begann bei den Griechen selbst die Zeitrechnung nach Olympiaden, welche immer den Zeitraum von dem einen Feste bis zu dem andern, also vier volle Jahre bezeichneten. Die Feier selbst währte fünf Tage, und nur der freie Grieche durfte an derselben Theil nehmen; Fremden war Zutritt und Theilnahme versagt. An jenen

festlichen Tagen kam eine unermeßliche Menschenmenge aus allen griechischen Staaten und sogar aus Sicilien, Asien und Aegypten nach Olympia zusammen. Aller Herzen waren die Tage der Spiele hindurch zur Freude und Heiterkeit gestimmt. Es war ein allgemeiner Friede; Uneinigkeiten und Feindschaften ruhten. Alte Freunde und Gastfreunde sah man nach langem Zwischenraume wieder, neue Verbindungen wurden eingegangen, Freundschaften zwischen Einzelnen und ganzen Staaten geschlossen, so daß diese Zusammenkünfte in Olympia ein gewisses gemeinschaftliches Band für ganz Griechenland bildeten.

Trefflich sind die Worte des deutschen Dichters, indem er auf die Tausende von Griechen hindeutet, die aus allen Ländern hier als Brüder in trunkener Freude sich versammelten.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entleg'ner Küste,
Von allen Inseln kamen sie.

§ 156. Vor der Eröffnung des Festes wurde durch Abgeordnete eine geheiligte Waffenruhe ausgerufen, so daß alle Feindseligkeiten eingestellt werden mußten, damit Zeit wäre, sich zum Feste zu begeben und von demselben heimzukehren. Die Provinz Elis selbst wurde als ein heiliges Gebiet betrachtet, das unter dem besonderen Schutze der Götter stand. Niemand durfte bewaffnet durch dasselbe ziehen, und inmitten der kriegerischen Volksstämme des Peloponneses genoß dieses stille Land mit seinen zahllosen Monumenten und Statuen fast immer eines glücklichen Friedens.

Die Olympischen Festlichkeiten gehörten vorzugsweise der Religion an; man brachte Opfer und verehrte die Götter durch Reihentänze und Gesänge. Von den Wettkämpfen gab es fünf verschiedene Arten, den Sprung, den Lauf, den Speerwurf, das Scheibenwerfen und das Ringen. — Zu dem Laufe gehörte auch das Pferderennen und das Wagenrennen. Der Kampfplatz für die Wettspiele war durch eine Mauer getheilt, und

der eine Raum für das Wagenrennen, der andere für die übrigen gymnastischen Künste bestimmt. Ringsum saßen auf terrassenartig sich erhebenden Sitzen die zahllosen Zuschauer.

Jedoch nicht Proben der körperlichen Geschicklichkeit allein wurden hier abgelegt, man wettkämpfte auch durch Künste und Werke des Geistes; auch Dichter, Redner und Geschichtsschreiber wurden zum Vortrage ihrer Werke eingeladen. Sappho soll dort ihre Lieder gesungen haben; Herodot las einzelne Theile seines berühmten Geschichtswerkes vor (455), und es wird erzählt, daß Thucydides, der damals als Knabe anwesend war, gerade hierdurch zur Nacheiferung des Herodot entflammt worden sei. — Auf diese Weise wurde alles Große, Schöne und Edle, was die Stille der Einsamkeit geschaffen hatte, in die lebendige Mitte des Volkes gebracht.

§ 157. Nach Beendigung des Festes wurden die Sieger von den Kampfrichtern, die selbst nicht mitkämpfen durften, feierlich ausgerufen und ihre Namen im Jubel von allen Anwesenden wiederholt. Die Sieger erhielten als Belohnung einen Kranz von Oelzweigen und eine Palme; bekränzt und mit Prachtkleidern geschmückt hielten sie einen Festzug in's Theater, umringt von dem frohlockenden und glückwünschenden Volke.

Ein Sieg in den Wettkämpfen wurde bei den Griechen für ruhmvoller gehalten, als zu Rom das Consulat oder ein Triumph; er überstrahlte an Ruhm den Glanz einer Königskrone und verherrlichte nicht blos den Sieger, dessen Namen sorgfältig verzeichnet und durch Gesänge und Lieder in Aller Gedächtniß bewahrt wurde, sondern auch seine Familie, ja selbst seine Vaterstadt. Der Einzug in dieselbe glich einem Triumphzuge. Von der ganzen Bürgerschaft feierlich abgeholt, fuhr der Sieger, festlich geschmückt, unter dem Gesange und dem Jubel seiner Mitbürger in die Stadt, gewöhnlich durch eine in die Mauer gebrochene Oeffnung, wodurch angedeutet ward, daß eine Stadt, die sich eines solchen Mannes rühmte, keiner Wehrmauer bedürfe. Für ihn wurden

neue Feste angeordnet; er führte den Vorsitz bei den Schauspielen des Volkes, oft auch wurde er auf öffentliche Kosten unterhalten.

Man kann sich daher nicht wundern, daß selbst Könige und ganze Staaten Kämpfer und Rosse nach Olympia sendeten, um den Sieg zu erringen. Noch jetzt lesen wir mit Bewunderung die begeisterten Hymnen, in denen Pindar das Lob vieler Sieger besungen hat, und unter diesen werden auch die Könige Theron von Agrigent, Gelon und Hiero von Syracus genannt.

Als einst Diagoras von Rhodus, selbst ein gefeierter Sieger, an Einem Tage seine zwei Söhne als Sieger zu Olympia gesehen hatte und diese ihre Kränze auf ihres Vaters Haupt setzten, sank er vor Uebermaß der Freude leblos nieder, während ein Lakonier an den Greis herantrat und ihm zurief: „Stirb, Diagoras, denn du willst doch nicht in den Himmel hinaufsteigen!“ — Es schien dem Lakonier, daß drei Olympia-Sieger, aus einem Hause hervorgegangen, fast ein größerer als ein menschlicher Ruhm seien, und daß Diagoras nichts mehr zu wünschen übrig habe.

§ 158. Von großer Bedeutung war der Einfluß, den die Olympischen Spiele auf alle griechischen Volksstämme ausübten. Hier wurden alle Griechen, soweit sie auch durch Meere und Berge getrennt sein mochten, an ihre gemeinsame Abstammung erinnert, so daß auch der Name Hellenen der Gesammtname aller Griechen wurde im Gegensatz zu den Nichtgriechen, welche man ohne Unterschied als Barbaren zu bezeichnen pflegte. Hier fanden sich entfernte Verwandte und Freunde wieder, hier wurden Handelsverbindungen angeknüpft, die Angelegenheiten des Staates wie der Familie besprochen und durch den gegenseitigen Austausch der Ideen und Erfahrungen der Samen zu vielen und mannigfaltigen Verbesserungen ausgestreut. Durch jene Spiele wurde ein edler Wetteifer in jeder Art der Auszeichnung, sowol der körperlichen wie der geistigen, unterhalten und zugleich durch alle Volksklassen ein Streben nach Ruhm verbreitet, der seinen Lohn nicht in Gold und Edelsteinen, sondern in dem öffentlichen Urtheile der Menschen suchte.

Der Kaukasus.

§ 159. Wenn die Rostow-Wladikawkaser Eisenbahn den Reisenden durch die Steppen des Donschen und Kubanschen Kosakengebiets gebracht hat, tauchen endlich seinem Blicke in der Nähe von Wladikawkas die ersten Schneegipfel des Kaukasus am Horizonte auf. Das Auge erklimmt sie entzückt nach Tage langer Einförmigkeit und hat kaum Zeit, sich an den Anblick zu gewöhnen, denn ohne Vorbereitung, ohne einleitende Anhöhen und Vorberge erhebt sich plötzlich wie ein Felsen aus einem wellenlosen Meere das Hochgebirge aus der unendlichen Steppe.

Von Wladikawkas, am Eingange des einzigen fahrbaren Passes durch das Gebirge, ist die Aussicht auf die lange Reihe der weißen Gebirgsriesen unbeschreiblich großartig. Hier am reißenden Terek sieht man ein echt orientalisches Bild, untermischt mit moderner Cultur. Eine schöne Brücke mit gußeisernem Geländer und Laternenpfosten führt über den Bergstrom, aber darüber rollen Fuhrwerke, wie sie wol schon die Urväter gleich nach Erfindung des Rades gebraucht haben, welches nur entfernt an einen Kreis erinnert, indem es in Wirklichkeit ein eckiger Klotz ohne Speichen ist, mit einem Pfahl zur Achse. Die Zugstiere, mit mächtigen weit nach hinten gebogenen Hörnern und mit einer langen Mähne auf dem Rücken, ziehen ihre Last mit seltener Ruhe und Gleichmäßigkeit über die umwegsamsten Straßen. Dabei heult das Fuhrwerk so herzzerreißend, als bejammerte es sein und seiner Vorväter Jahrtausend langes Elend. Die Treiber in topfartiger Filzmütze und langem harigem Hemde lenken ihre Thiere durch unartikulirte Töne oder auf handgreifliche Weise von ihrem Sitze aus auf einem Querholze der Deichsel.

§ 160. Die Regierung hat den Bewohnern des Kaukasus das Recht des Waffentragens gewährt, und man muß ihnen die Gerechtigkeit lassen, daß sie ihre Kinschals und Tschasken nie gegen Europäer, sondern nur unter einander gebrauchen. Bei ihren Trinkgelagen oder bei der Gewohnheit der Blutrache wird von einigen Dolchstößen wenig Auf-

hebens gemacht. Stolz geht der Kaukasier einher, stets bis an die Zähne bewaffnet, den langen Dolch quer vor sich, an der Seite den krummen Säbel im Lederfutterale, und wenn es sein kann, mit Silberbeschlag geschmückt. Die Kosaken unterscheiden sich außer der Regimentsnummer auf der Schulter durch nichts in der Kleidung von den übrigen Einwohnern; nur bei Paraden tragen sie gleichmäßige Uniformen. Sie verrichten im ganzen Kaukasus den Polizeidienst, begleiten die Kronsposten und bewachen die Straßen, so daß der Anblick eines kleinen Piquets auf einer Anhöhe dem Reisenden die Erfüllung eines Gebets gegen böse Nachbaren bedeutet.

Die menschlichen Behausungen in Wladikawkas machen den Eindruck, als wäre ihr Bau nach den strengsten Regeln der Geschmacklosigkeit ausgeführt. Die Händler auf dem Markte mit den unendlichen Massen von Arbusen, Melonen und anderen Arten von Früchten sind trotz ihres Elends und Schmutzes doch ein ungleich schönerer Volksstamm als die eingewanderten Europäer. Mit unverrückbarer Würde vertheidigen sie den geforderten Preis, und nicht fällt es ihrem orientalischen Stolze ein, durch Anrufen oder Zureden Käufer herbeizulocken. Vor einer Bude war ein mächtiges Schwein ausgestellt, welches durch seine Größe an Englands Mastriesen erinnerte. Es war aber hohl und gar kein Schwein, sondern eine Flasche Rothwein, denn hier wohnte kein Schlächter, sondern ein Weinhändler, und das war die gewöhnliche Art, den Kachetiner aufzubewahren. Ein Vorderfuß des mit Theer oder Petroleum ausgeschmierten Felles war als Spundloch eingerichtet. Diese Emballage bleibt nicht ohne Einfluß auf den Geschmack des Weines, aber trotzdem ist derselbe bei seinem geringen Preise ein nicht zu verachtendes Getränk.

§ **161.** Auf der Strecke von Wladikawkas nach Tiflis, 207 Werst, entbehrt der Reisende schmerzlich die Eisenbahn mit ihrer Präcision, ihrem stets fahrbaren Gespann und den bequemen Coupées; es beginnt für ihn die böse Zeit der rüttelnden Teleggen und des unbegränzten Wartens auf ausbleibende Pferde. Anfangs scheint die Grusinische

Heerstraße gerade in die himmelshohe Mauer des Kaukasus hineinzuführen, bald aber windet sie sich und führt längs dem brausenden Terek allmählig steigend in die furchtbare Felsenschlucht des Dariel hinauf. Von der dritten Station Kasbek verengert sich das Thal des Terek so sehr, daß die Straße innerhalb einer Werst drei Mal den Fluß überschreiten und in die ausgehauenen Felswände eindringen muß. Die Felsenmauern thürmen sich über ihr Tausende von Fuß und gestatten dem schwindelnden Auge kaum den Anblick eines kleinen Streifens des blauen Himmels. Das Brüllen des nach Luft ringenden Tereks, die von jeder Vegetation verlassenen Steinmassen, der Blick in die immer engere Umklammerung der Felsen, die den Ausweg zu versperren scheinen; Alles macht die Gegend des Dariel zu einer grausigen, schrecklichen Wildniß.

Hinter der Schlucht erblickt man die erste Ruine der im Kaukasus so häufigen alten Burgen auf den hohen Felsen. Hier ist es die zerfallene Königsburg der Tamara, einer vorhistorischen Nationalheldin des Kaukasus. Die zweckmäßige Anlage derselben zur Beherrschung der Thalstraße haben die Russen ebenso richtig wie jene Königin erkannt und daselbst ein Castell mit Schießscharten angelegt, denn hier mündet von Osten her auch das Thal der Kistinka, das von den noch heute sehr unruhigen Tschetschenzen bewohnt wird.

Man kann sich bei dem Anblicke dieser Engpässe und Felsenverstecke einen ungefähren Begriff davon machen, welche Mühsale und Verluste die Eroberung der unwegsamen Gebirgsgegend gekostet hat. Aus ihren verborgenen Schlupfwinkeln brachen die Bergvölker immer auf's Neue hervor, stürzten zuerst auf die heranziehenden Truppenabtheilungen Felsstücke herab und fielen dann in der entstandenen Verwirrung mit Dolch und Säbel über sie her. Und jetzt führt durch diese Wildniß eine ungefährdete schöne, breite Chaussée! Hat doch auch ihre Anlegung auf dem etwa 8000 Fuß hohen Gebirge wegen der Entfernung von allen Hilfsquellen und durch die Schneelawinen mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Nur durch die Grusinische

Heerstraße ist die Civilisirung des Kaukasus ermöglicht worden; hier haben die Russen die geistige Ueberlegenheit bewiesen, die dem Eroberer erst das moralische Recht zur Besitzergreifung ertheilt.

§ 162. Einen herrlichen Anblick gewährt der 16500 Fuß hohe, schneebedeckte Kasbek bei der gleichnamigen Station. Von dieser steigt die Straße auf 30 Werst um 2200 Fuß und erreicht beim rothen Kreuz die geographische Grenze zwischen Europa und Asien, worauf sie bis zur nächsten Station in kunstvollen Schlingungen über einer Reihe von Terrassen auf 15 Werst mehr als 3000 Fuß abfällt. Die Postknechte pflegen solche abschüssige Strecken mit mißverstandenem Diensteifer in voller Carriere hinabzujagen, so daß man alle Balancierkünste nöthig hat, um nicht bei einer der scharfen Straßenwindungen seitwärts liegen zu bleiben.

Nach dem Ueberschreiten der kaukasischen Wasserscheide sieht man die Aragwa zur Rechten in einem tiefliegenden Thale. Es ist jedesmal ein mit Grauen gemischter Genuß, wenn man dicht neben sich in die schwindelnde Tiefe der Felsenwände und den weit unten schäumenden Strom hinabblickt. Eine Menge alter Burgen zieren die Felsen, und sobald die erste Vegetation sich wieder zeigt, beginnt der menschliche Fleiß, — die Heuernte; an den steilsten Abhängen kämpfen hier die Menschen mit der Wildniß um jeden Grashalm. Die Passage ist in dieser Gegend im Winter wegen der häufigen Schneelawinen eine sehr gefährliche. An zwei Stellen sind verdeckte Gallerien erbaut worden, aber auch diese werden leicht durch einen Schneesturz eingedrückt und häufig geschieht es, daß Tiflis wochenlang ohne Postverkehr mit Rußland bleibt.

§ 163. Auf der Grusinischen Heerstraße herrscht ein ungemein lebhafter und an Wechsel der Gestalten reicher Verkehr. Eine Begegnung mit den häufig in größeren Trupps einherziehenden vierspännigen Büffelfuhrwerken ist für den Reisenden eine schwere Geduldprobe. Die Thiere, ebenso stumpfsinnig wie ihre Führer, haben vom Auskehren keinen Begriff, und trotz lebhaften Austausches von Schimpfworten

kommen weder Posttelegge noch Büffelkarawanen geraume Zeit von der Stelle. Dann ziehen in langen Heerden die Kameele dahin, auf welchen der ganze Waarenverkehr zwischen Persien und Europa bewerkstelligt wird. Auf unglaublich schmalen Pfaden und steilen Abhängen verfolgen sie ihren Weg langsam, aber sicher, und steigen sie auf die Poststraße hinab, so bekunden sie bei jeder Begegnung mit Pferden einen unverkennbaren Racenhaß. Dumpfe Glocken am Halse, mit phantastischem Kopfschmuck decorirt, ziehen die Kameele, oft über tausend Stück stark, wie die leibhaften Gestalten sinnlich combinirter Häßlichkeit dem Reisenden vorüber.

Wie belebt die Straße ist, läßt sich schon daraus schließen, daß keine Werst vergeht, ohne daß man am Wege ein verendetes Pferd oder Kameel sieht. Einmal scheuten die Postpferde vor einem Kadaver zurück; „Das ist einer von Unseren," meinte der Postknecht zur Entschuldigung und erzählte, wie ihm unlängst von der über uns liegenden Terrasse das äußerste Pferd seiner Troika in den Abgrund gestürzt sei, der Wagen aber, weil die Strängen rissen, nicht mitgezogen worden.

§ **164.** In den engen Dariel-Schluchten versperren zuweilen Büffelkarawanen und andere Fuhrwerke sich derart den Weg, daß sie selbst nicht mehr aus einander können und die Kronsposten und Diligencen auf der Straße übernachten müssen. Die gehörnten Bestien bilden mit ihren Fuhrwerken und Leibern einen wirren, undurchdringlichen Haufen, und werden zuweilen so zusammengepreßt, daß sie auf die steilsten Terrassen klettern, um sich zu retten. Passagiere, Conducteure und Kutscher ergehen sich in lästerlichem Fluchen und ebenso ertönt von der andern Seite der Büffelmasse das Geläute wartender Postpferde und der gleiche Wortkampf wie diesseits. Sind alle Wortinjurien, Thätlichkeiten und sogar blinde Revolverschüsse gegenüber den rathlos und gleichgültig dastehenden Büffelführern wirkungslos geblieben, dann fangen Reisende und Postillione selbst an aufzuräumen. Oft gelingt es nur mit der größten Anstrengung, auf der von tiefen Abgründen und steilen Felsenmauern eingeengten Straße den zusammengekeilten

Knäuel dadurch zu lösen, daß die schwerfälligen Fuhrwerke und Büffel Stück für Stück weiter geschafft werden, bis sich endlich eine Telegge nach der andern nothdürftig durchwinden kann.

Die Seitenschluchten zwischen den nächsten Stationen sind die Sitze des kaum 5000 Köpfe zählenden Volksstammes der Chewsuren, der conservirtesten Reliquie des Mittelalters, die man heute finden kann. Ihre Tracht ist ein schwarzer, mit rothen Kreuzen bestickter Rock, und darüber ein langer Kettenpanzer und Helm, Schienen an Armen und Beinen und ein kleiner Schild. Man hat sie zu Nachkömmlingen versprengter Theile der Kreuzfahrer erklären wollen, jedenfalls ist aber das Christenthum dieser Ritter bedenklichen Abänderungen im Laufe der Zeit unterworfen worden. Sie erkennen drei Gottheiten in folgender Rangordnung an: zuerst den Gott des Krieges, dann Christus und schließlich Tamara, die Königin des Kaukasus. Die Zinnen ihrer Burgthürme schmücken sie noch heute mit den abgehauenen Händen ihrer Feinde, und über das Fasten lehren sie, daß wer auf Erden fastet, auch später im Himmel nichts bekommen werde, daher sie sich von dieser kirchlichen Uebung möglichst fern halten.

§ **165**. In der Nähe von Tiflis giebt es volkreiche Gebiete Die Dörfer schließen sich eng an einander, dazwischen durchbrochen von großen, mit Mauern umgebenen Plätzen, die einst im Mittelalter Zufluchtsorte vor den herannahenden Feinden gewährt haben. Bei Mchet, der alten Grusinischen Königsresidenz, fällt die Aragwa in die Kura, in deren Thal die Straße jetzt bis Tiflis bleibt. Weinberge, Nußbäume und der ganze Farbenreichthum der Landschaft erinnern lebhaft an Oberitalien. Auf den Spitzen der Berge sieht man eine lange Reihe schwarzer Eisenstangen, die mit Vermeidung jeden Umweges sich kühn über die weitesten Abgründe fortsetzen. Es ist der Telegraph, der London mit Calcutta verbindet und über hundert Meilen durch Transkaukasien geht.

Trotz aller Schönheit des Weges ist die Stadt Tiflis, in einem weiten Thalkessel gelegen, für den Reisenden ein lange ersehntes Ziel.

An den hohen Bergabhängen erheben sich die Häuser in fünf bis sechs Stockwerken übereinander, so daß das Dach des einen Hauses dem nächsten zum Fundamente zu dienen scheint. Ein Blick von einem der vielen Aussichtspunkte auf die Stadt läßt anfangs die kreuz und quer gehenden Dächer, Gallerien und Balkone der Häuser gar nicht trennen und das Ganze wie einen colossalen Ameisenhaufen erscheinen, wo es sich überall bewegt und regt, und die Tausende der auf engen Gassen und steilen Pfaden wimmelnden Menschen ebenso wenig unterscheidbare Einzelwesen sind, wie die Ameisen. Der von Europäern bewohnte Stadttheil hat schöne Straßen und hohe steinerne Häuser. Man trifft dort mehrere vorzügliche Hotels und lange Reihen glänzender französischer Magazine an.

§ **166.** Alles geht im orientalischen Leben auf der Straße oder auf den Höfen vor sich, die häufig mit Gallerien und Säulenhallen von großer Schönheit umgeben sind. Vorne sind die Häuser offen, nur in der Nacht werden Bretter vorgeschoben. Die Handwerker sitzen in dem freien Raume, der zugleich Werkstatt und Verkaufslocal ist, und verfertigen vor Aller Augen ihre Waaren; aber auf den flachen Dächern der Häuser, unter den Strahlen der sinkenden Sonne, hat das gesellige Leben des Orients seinen Sitz, denn dort sammelt sich am Abend die Frauenwelt, um sich in Unterhaltung über alles irgend wie Bemerkenswerthe der laufenden Zeit von der Gluth des Tages zu erfrischen, nach dem alten orientalischen Spruche: „Was heute das Geheimniß deines Herzens ist, wird morgen auf den Dächern ausgerufen."

Der Mittelpunkt des geschäftlichen Verkehrs in Tiflis ist der Bazar mit seinen unzähligen Läden und der unendlichen Mannigfaltigkeit verschiedener Nationalitäten und bunter Trachten. Jede Branche hat ihre eigene Localität. Da giebt es eine Budenreihe der Silberschmiede, der Juweliere, der Teppichwirker, der Waffenschmiede u. s. w. Die Webe- und Eisen-Arbeiten zeigen einen hohen Grad von Kunst und Geschmack und stehen in großem Rufe. Doch findet nicht selten der Käufer, dem der Waffenhändler einen ganzen orientalischen Sagen-

kranz von dem Alter und der Berühmtheit einer Klinge erzählt hat, an dem vermeintlichen Schwerte eines verewigten Chalifen die Marke eines billigen Solinger Fabricats.

Es wäre schlechterdings unerklärlich, wovon die Hunderte kleiner Gewerbtreibender und Ladenbesitzer leben, die in den Bazaren dicht gedrängt bei einander ihr Geschäft treiben, wenn das Räthsel nicht in ihrer unglaublichen Bedürfnißlosigkeit und der Wohlfeilheit aller Lebensmittel seine Auflösung fände.

§ 167. Unter den verschiedenen Nationalitäten sind am zahlreichsten vertreten die Grusinier. Sie waren einst die Herren des Landes, aber Türken und Perser ließen so oft ihre verheerenden Züge über dieses kampfscheue, gutmüthige Volk ergehen, daß es sich endlich (1811) dem russischen Scepter unterwarf. Geringer an Zahl, aber an Intelligenz und Energie dem Grusinier überlegen, ist der Armenier, der den ganzen Handel in Händen hat und dieselbe Rolle in Dorf und Stadt spielt, wie der Jude in Polen und Lithauen. Nächst diesen beiden christlichen Völkern begegnet man am häufigsten dem plumpen, untergesetzten muhamedanischen Tartar in breiter Schaffellmütze. Dann schreitet dort stolz der hagere Perser einher, mit hoher Pelzmütze und rothgefärbtem Barte. Es folgen die vielnamigen Bewohner der Gebirge, die Lesghier, Tscherkessen, Kurden und Minghrelier; und zum Schluß tritt in altväterlichem blauen Rocke und riesigem Mützenschirme der deutsche Kolonist aus Würtemberg auf, — ein merkwürdiger Gegensatz zu der stolzen Haltung und dem imponirenden Auftreten der wilden Söhne des kaukasischen Berglandes. Weitaus die meisten Bewohner Kaukasiens haben die Tracht der Tscherkessen angenommen: den langen, an der Brust mit Patronenhülsen geschmückten Rock und die oben rothbenähte Pelzmütze, wozu noch der jetzt fast in ganz Europa eingebürgerte Baschlik kommt.

So viel es dort der verschiedenen Trachten und Sprachen giebt, so viel Religionen finden daselbst ihre Anhänger, und alle diese sind erst unter russischer Herrschaft zur ungehinderten Ausübung ihrer religiösen

Gebräuche gelangt. Die eigentliche Natur- und Staatsreligion des Orients ist aber noch heute der Muhamedanismus.

In Tiflis giebt es zwei Moscheen, der Perser und der Tartaren. Auf den Teppichen, mit welchen der Boden der Moscheen ausgelegt ist, liegen runde kleine Steine, die Betsteine, welche der Muhamedaner bei seiner Andacht gebraucht, um seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu concentriren. Alles was die Gedanken vor der innern Selbstvertiefung ablenken könnte, wird ausgeschlossen, und daher dürfen auch in die Betstätte der Gläubigen die Frauen nicht eintreten. Bevor aber die Andächtigen sich dem Heiligthume des Propheten nahen, müssen sie ihre Schuhe ablegen und Antlitz wie Hände waschen.

§ 168. Ist es die schwüle Luft des Südens, welche die Phantasie so lebendig macht, oder ist es die Erinnerung an die uralte Heimath des Menschengeschlechts, — aber es liegt ein bestrickender Zauber für den nordischen Fremdling in der ersten Bekanntschaft mit dem Oriente.

Man geht so selbstvergessen einher in den labyrinthischen Gassen, in den menschengedrängten Kaufhallen, in der Stille der Kirchhöfe und Klostergärten; man hört Töne und Laute wirr durcheinander, die man nicht versteht; man sieht Farben und Trachten wie in einem Bilderbuche, das man nicht enträthseln kann, und glaubt in der wirklichen Erscheinung der Wunder zu leben, die uns des Morgenlandes Märchen der Tausend und einen Nacht so anmuthig schildern!

Aus Livlands ältester Zeit.

§ 169. Lange bevor deutsche Ankömmlinge das von den heidnischen Letten, Liven und Esten bewohnte Land betraten, war dieses den benachbarten Russen theils durch friedliche Handelsverbindungen mit jenen Völkern, theils durch kriegerische Unternehmungen gegen dieselben bekannt geworden. Schon Wladimir I. (980 — 1015) hatte seine Herrschaft über Polozk an der Düna bis zu den Sitzen der Letten und Liven

erweitert, und sein Sohn Jaroslaw die unterjochten Esten mit einem Tribute belegt und die Festung Jurgew, das spätere Dorpat, in ihrem Lande gegründet (1030). Bald darauf befanden sich die Russen auch im Besitze der Burgen Kokenois (Kokenhusen) und Gercike mit rechtgläubigen Kirchen und hatten sich noch einige andere Landschaften an der Düna und in dem mittleren Theile des Landes zinspflichtig gemacht.

Seit altersher fanden auch von den scandinavischen Staaten, besonders von Dänemark aus, häufige Raubzüge nach den baltischen Ländern statt, deren Bewohner, kriegslustig und seetüchtig, wie sie waren, wiederum durch ähnliche Streifzüge die westlichen Inseln und Küsten der Ostsee heimsuchten. Fast alle dänischen Könige von Kanut dem Großen an (1016 — 1036) haben theils durch Kriegszüge gegen die Eingebornen, theils durch vorübergehende Besitznahme einzelner Gebiete derselben ihre Namen in der ältesten Landesgeschichte verzeichnet. Unendlich dunkele Zeiten hindurch mögen die rohen Heiden bald die Freiheit der Barbaren genossen, bald den schweren Druck der Sklaverei ertragen haben.

§ 170. Die nach Jaroslaw's Tode in Rußland entstandenen inneren Fehden hemmten für einige Zeit die Fortschritte der russischen Fürsten in Livland und erleichterten die der Dänen, ohne indessen die Beziehungen der Russen zu den Eingebornen des Landes ganz zu unterbrechen. Schon von Wladimir Monomach (1113 — 1125) und den Theilfürsten zu Polozk und Nowgorod wurden die Esten wiederum mit Krieg überzogen und zu erneuertem Tribut gezwungen; der Großfürst Wsewolod (1139 — 1146) nahm das in ihren Händen befindliche Jurgew wieder ein und legte den Besiegten einen Zins auf.

So waren Russen und Dänen die beiden ersten Völker, welche mit den Bewohnern Livlands in nähere Berührung kamen und nicht wenig dazu beigetragen haben, unter ihnen die Einführung des Christenthums anzubahnen. Mehr als die Dänen hatten die Russen ihre Herrschaft über einzelne Landestheile zu befestigen gewußt, und wäre Rußland nicht durch die Streitigkeiten seiner Theilfürsten erschüttert und von

den einbrechenden Tataren heimgesucht worden, so hätten die Ostseeländer das Christenthum zuerst von diesem Staate aus erhalten.

Fremden Ankömmlingen deutscher Abkunft und Sitte fiel die Aufgabe zu, den heidnischen Eingebornen die ersten Keime der Cultur und christlichen Lehre zu bieten, indem sie muthig das gefürchtete Land betraten und von der Heimath durch ein gefahrvolles Meer getrennt, dennoch alles Ungemach blutiger, jahrelanger Fehde übernahmen und in Livland einen deutschen Staat gründeten. Der Seehandel zwischen den Küstenländern der Ostsee war es, der zuerst die Deutschen nach Livland führte. An den Handelsfahrten, die sich auf den baltischen Gewässern bewegten, nahmen besonders die norddeutschen Städte regen Antheil und standen seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts in lebhaftem Verkehr besonders mit der Stadt Wisby auf Gothland, die sich zum Mittelpunkte des ganzen Ostseehandels erhoben hatte. Von hier ging der Seehandel nicht blos nach Norddeutschland, England, Schweden und Dänemark, sondern auch nach den Ostseeprovinzen und den slavischen Ländern, vorzüglich nach Nowgorod, wo sich auch deutsche Kaufleute niedergelassen hatten.

§ 171. Es geschah im Jahre 1159, daß Handelsleute aus Bremen auf einer Fahrt nach Wisby den Entschluß faßten, die Ostküste des baltischen Meeres aufzusuchen, um neue Wege dem Verkehr zu öffnen. Sie steuerten in nordöstlicher Richtung, wurden aber von einem Sturme südwärts getrieben und gelangten in den großen Meerbusen der Ostsee. Hier kannte aber Niemand unter ihnen einen sicheren Ankerplatz. Da folgten sie, in Erwartung einen Hafen aufzufinden, einem Küstenfahrer, der vor ihnen zu fliehen schien, und gelangten so in die Mündung der Düna. Sogleich zeigten sich einige Eingeborne, welche die ungewöhnliche Erscheinung aus der Ferne betrachteten. Bald waren es deren sehr viele in Waffen, und da sie das Schiff für eine sichere Beute hielten, unternahmen sie mit lautem Geheul einen Angriff. Aber von den Ankömmlingen zurückgeschlagen, begannen sie endlich friedlich zu unterhandeln. Man verständigte sich auf irgend eine Art, bekräftigte

den neuen Bund mit Eiden und fing am Ufer des Flusses einen Tauschhandel an. Die Deutschen legten ihre Waaren, wie Messer, Spiegel, Nadeln und dergleichen zum Tausche aus, während ihnen die Eingebornen, welche Liven waren, Pelzwerk, Honig und andere Producte des Landes zutrugen. Sie erlangten die Erlaubniß zur Fortsetzung des begonnenen Verkehrs und segelten heimwärts.

Auf die Kunde von der Auffindung eines bisher unbekannten Landes kamen bald viele Handelsleute aus Bremen, Lübeck, Hamburg und anderen Städten nach der Düna, und fanden dort gute Aufnahme und reichen Verdienst, indem sie Alles vermieden, was den Zorn der Liven reizen konnte. Mit jedem Jahre wurde der Verkehr lebhafter und endlich fuhren die Deutschen sechs Meilen den Fluß aufwärts, wo sie ein großes Dorf, von den Einwohnern Ukeskola (Uexküll) genannt, antrafen. Hier errichteten sie ein starkes wohlverwahrtes Haus, — sich selbst und ihren Waaren zum Schutze.

§ 172. Das Gerücht von dem neuen Lande und seinen Bewohnern war auch zum Erzbischof Hartwich von Bremen gedrungen, und dieser berichtete dem Papste Alexander III. über die erfreuliche Aussicht, durch Bekehrung jener Heiden einen großen Zuwachs für die Kirche zu gewinnen. Der Papst befahl sogleich einen tüchtigen Priester nach Livland zur Bekehrung der Heiden zu senden. In jenen Zeiten der Kreuzzüge war die Neigung zur Auswanderung und zu Abenteuern in der Ferne besonders bei der deutschen Nation sehr stark und wurde von dem Glauben unterstützt, daß man durch Verbreitung des Christenthums sich ein hohes Verdienst im Himmel erwerben könne. Die Erzählungen der Heimkehrenden von dem neuen Lande, durch Abenteuer und Ferne verschönert, verbreiteten immer weiter den Wunsch unter den Deutschen, das entlegene Land selbst zu sehen und Gewinn für Erd' und Himmel dort zu suchen, und so fand sich denn auch ein glaubenseifriger Mönch, der Augustiner Meinhard, sogleich bereit nach Livland zu gehen. Von einer ansehnlichen Schaar deutscher Kaufleute begleitet, segelte er aus Bremen ab und landete im Frühling 1186 glücklich in der Düna.

§ 173. Meinhard konnte anfangs, bis er die Sprache des Landes erlernte, wenig mehr thun als sich das Volk geneigt machen. Da die an der Düna wohnenden Letten und Liven dem Fürsten Wladimir von Polozk zinspflichtig waren und dieser die Burgen Kokenhusen und Gercike in seiner Gewalt hatte, so bat ihn Meinhard um die Erlaubniß zur Bekehrung der Liven und erhielt dieselbe ohne Schwierigkeit. Beim Dorfe Uexküll begann er sein christliches Amt, und als zwei angesehene Männer aus dem Stamme der Liven als die Ersten die Taufe empfangen hatten, folgten viele Andere ihrem Beispiele.

Indessen fühlte Meinhard wol, daß die Kirche allein ohne anderweitige Hülfe ihren neuen Besitz nicht würde behaupten können. Als daher feindliche Lithauer in gewohnter Weise das Gebiet der Liven plündernd durchzogen, stellte er dem Volke vor, wie feste Burgen größere Sicherheit gegen die räuberischen Nachbaren gewähren würden und erbot sich, eine solche bauen zu lassen. Ein Theil des Volkes ließ sich jetzt taufen, die übrigen versprachen ein Gleiches zu thun, sobald das Schloß fertig wäre. Kaum war das Schloß in Uexküll, das erste steinerne Gebäude in Livland, von ausländischen Maurern und Steinhauern hergestellt, da erschien eine Schaar raubsüchtiger Semgallen von der anderen Seite der Düna, und bemühte sich, mit der Natur eines solchen Baues ganz unbekannt, vergebens ab, die neue Burg, die ihnen gefahrdrohend erschien, mit Stricken in den Fluß zu ziehen. Nachdem noch auf einer Insel der Düna eine Kirche erbaut worden war, erhoben sich auch bald zwei neue Burgen, Kirchholm auf dem rechten Ufer und Dalen auf einer Dünainsel. Wegen seines Eifers, den er in der Bekehrung der Liven zeigte, wurde Meinhard vom Papste zum Bischof von Uexküll und später von Livland ernannt (1188).

§ 174. Ein treuer Genosse Meinhards bei der Bekehrung der Liven war der mit ihm aus Bremen gekommene Mönch Dietrich. Dieser durchzog das Land und kam auch in die Burg des Livenhäuptlings Dabrel nach Toreida (Treiden) an der Aa, wo er sich niederließ und ein Stück Land erwarb. Als nun (1189) anhaltender Regen

die Felder der Liven überschwemmt und die Ernten vernichtet hatte, sahen die Heiden in diesem Unglücke den Zorn ihrer Götter über die Lehre des fremden Priesters und erklärten diesen für einen Zauberer, dessen Feld allein verschont geblieben. Das Volk beschloß, Dietrich den erzürnten Göttern zu opfern, wollte aber erst erfahren, ob derselbe ihnen auch willkommen sei. Man setzte ihn auf ein geheiligtes weißes Pferd und ließ dieses über eine Lanze treten. Es stieg zuerst mit dem linken Fuße hinüber, was für Dietrich günstig war. Da behauptete ein livischer Wahrsager, der Christengott sitze vielleicht auf dem Pferde und lenke dasselbe; er wischte daher den Rücken des Pferdes ab und führte es abermals zur Lanze, während Dietrich laut betete und mit hoch erhobener Hand der versammelten Menge den Segen ertheilte. Das Pferd trat wieder mit dem Lebensfuße über die Lanze und Dietrich war gerettet. Dieser Vorgang verschaffte ihm neues Vertrauen und viele der Anwesenden empfingen die christliche Taufe.

Als sich hierauf Dietrich zu den Esten begeben hatte, hielten ihn diese einst für die Ursache einer am Johannistage eingetretenen Sonnenfinsterniß, indem sie meinten, der fremde Priester wäre ein Zauberer und verzehre ihnen die Sonne. Mit Mühe entfloh Dietrich zu den Liven und kam auf die unweit Toreida befindliche Burg Kubbesele des Häuptlings Kaupo, der von einer schweren Wunde durch ihn geheilt, dankbaren Herzens mit vielen Anderen die Taufe annahm und bis an sein Lebensende ein gläubiger Christ blieb.

§ 175. Unterdessen waren viele Liven an der Düna vom Christenthum wieder abgefallen. Die Abtrünnigen stiegen in die Düna, um die erhaltene Taufe von sich abzuwaschen, raubten sogar dem Bischof seine wenige Habe und mißhandelten seine Leute. Meinhard wollte nach Deutschland reisen, um von dort Hülfe zu bringen, das Volk aber, welches seine Absicht merkte, bat ihn zu bleiben und gelobte treu am Christenthum zu halten. Bald kehrte es jedoch wieder zum Hohn gegen die Kirche und den Bischof zurück. Dieser, fast von Allen verlassen und ohne Hoffnung die Widerspenstigen durch Predigt eines

Bessern zu belehren, sandte seinen treuen Mitarbeiter Dietrich nach Rom, um dem Papste Nachricht von seiner gefährlichen Lage zu geben und um Hülfe zu bitten. Dietrich entging den Nachstellungen der Liven, die ihn ebenfalls im Lande zurückhalten wollten, nur dadurch, daß er einen Krankenbesuch vorgebend im Priestergewande mit einem Gebetbuche und dem Weihwasser in der Hand sich auf ein Pferd setzte und die Grenze zu erreichen suchte.

Auf die erhaltene Nachricht von den Drangsalen Meinhards und der Treulosigkeit der Heiden (1193) befahl der Papst Cölestin III., daß die Getauften mit Gewalt der Waffen der christlichen Kirche erhalten werden sollten und ließ einen Kreuzzug nach Livland predigen, wodurch er den Grund zu den nachfolgenden blutigen Kämpfen mit den Eingebornen legte. Bevor jedoch die erwartete Hülfe ankam, starb Meinhard (1196), nachdem ihm Haß und Hohn des feindlichen Volkes seine letzten Lebensjahre vielfach verbittert hatten. Noch auf seinem Sterbebette hatte er den versammelten Aeltesten der Liven Worte der Versöhnung, der Milde und der Treue im Glauben gesprochen. Unter aufrichtiger Trauer ward die Leiche in der Burg selbst bestattet und später nach Riga gebracht, wo noch jetzt ein Denkmal die Ruhestätte des ersten Bischofs von Livland bezeichnet. Ein ehrwürdiger Greis, mild gegen die Schwächen der Heiden, selbst aber unerschütterlich fest im Glauben, hatte er den Samen ächt christlicher Gesinnung in die Herzen der Eingebornen gestreut und den Grund zur Vernichtung des Aberglaubens und der Barbarei in diesen Landen gelegt, bevor die Kirche die Bekehrung mit Blut und Eisen vollführte.

§ 176. Die vom Papste angeordneten Kreuzpredigten hatten den Erfolg, daß schon Meinhard's erster Nachfolger, der Bischof Berthold, eine nicht unbedeutende Schaar deutscher Krieger nach Livland führen konnte. Aber alsbald büßte er in einem unglücklichen Treffen mit den Eingebornen sein Leben ein (1198), worauf auch die meisten im Lande befindlichen deutschen Priester und Kaufleute einem allgemeinen Aufstande der Liven zum Opfer fielen. Der Papst Innocenz III.

behielt jedoch den gemachten Erwerb an der Düna im Auge, und da die Kirche sich zur gewaltsamen Taufe und zur Bestrafung der Abtrünnigen für befugt hielt, so ward fortan in Livland der Glauben nicht blos durch die Kraft des Wortes, sondern auch durch das Schwert verbreitet, welches die Deutschen anfangs zu ihrer eigenen Vertheidigung gezogen hatten.

Der Mann, dem die Ausführung dieses Werkes und die Begründung eines deutschen Staates in Livland zufiel, war Albert v. Apeldern, sonst auch Buxhöwden genannt, der dritte Bischof von Livland (1198—1229). In einer Hand das Crucifix, in der andern das Schwert, betrat er den Boden Livlands, und ward daher der gewaffnete Apostel der Liven genannt.

§ 177. Nachdem Albert die Stadt Riga zum Schutz des Christenthums und zur Regierung des Landes gegründet hatte (1201), zog er Krieger, Priester, Handwerker und Kaufleute von allen Seiten herbei und stiftete zur größern Sicherheit des so weit von Deutschland entfernten Colonieстaates den Livländischen Ritterorden (1202), dessen Glieder sich dem ausschließlichen Dienste der Kirche weihen mußten. Seit dieser Zeit sehen wir die Eingebornen im ungleichen Kampfe gegen die Kirche begriffen und endlich dem mit eisernem Schwerte bewaffneten Christenthum unterliegen.

Bald wurden im Lande zahlreiche Klöster und Kirchen erbaut, deren Diener mit regem apostolischem Eifer überall das christliche Wort predigten und das Volk tauften. Mit den Eroberern kam hierher deutsche Sitte und deutsches Recht; in den Städten und Burgen entwickelte sich ein freies Bürgerthum, der eigentliche Träger der Civilisation, mit allen Einrichtungen, Gewerben und Künsten der deutschen Heimath; kleine Flecken erhoben sich zu wohlhabenden Städten durch den regen Handel, der sich ungehindert nach allen Richtungen hin bewegte und immer lebhafter und gewinnreicher aufblühte. Allmählig gingen Aufklärung und Gesittung auch auf die Neubekehrten über, und Livland konnte die empfangenen Bildungselemente selbst auf seine östlichen Nach-

baren übertragen; es wurde wie in geographischer so in geistiger Beziehung das Band zwischen den Osten und Westen, und nahm in demselben Maße, als abendländische Bildung in ihm selbst tiefere Wurzeln faßte, einen desto wichtigern Antheil an der Cultivirung des großen russischen Reiches.

Die alten Burgen und Schlösser im Ostseelande.

Auf die Hügel will ich steigen,
Auf die grünen Bergeshöhn,
Wo die grauen Burgruinen
Stolz im Morgenlichte stehn.
Droben setz' ich still mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geschlechter
Und versunk'ner Herrlichkeit.

§ 178. In jenen alten Zeiten, wo die heidnischen Völker der baltischen Länder beständige Fehde unter einander übten und durch häufige Raubzüge ihrer Nachbaren, der Lithauer und Russen, heimgesucht wurden, mußte man auf Zufluchtsörter bedacht sein, welche vor der Habgier und dem Blutdurste der Feinde das werthvollste Eigenthum und die Wehrlosen bergen konnten. Zunächst dienten dazu Wälder oder verborgene Höhlen und durch Sümpfe und Moräste geschützte Plätze, dann fing man an, an hohen schon durch die Natur geschützten Stellen Burgen zu errichten, die noch durch Kunst befestigt hölzerne Wohnungen auf den Wällen und kleine Erker enthielten, aus welchen Steine, Speere und Feuerbrände auf die Angreifenden geschleudert wurden. Alle diese alten von den Eingebornen errichteten Burgvesten befanden sich im Besitze der Häuptlinge oder Aeltesten der verschiedenen Volksstämme und wurden nach ihnen benannt.

Als die Deutschen in's Land kamen, wurden die meisten Bauerburgen im Kampfe mit den Eingebornen zerstört und neue stärkere Schlösser und Vesten nach den Mustern Deutschlands erbaut, — riesenhafte Werke, gleichsam die unauslöschlichen Fußstapfen der Siege deutscher

Ritter, welche der Kirche wie dem Orden den Besitz des Landes gegen Aufstände der Eingebornen und gegen Angriffe auswärtiger Feinde zu sichern suchten. Meist an hohen Ufern von Flüssen oder auf steilen, schwer zu erklimmenden Hügeln angelegt, machten nur diese Riesenbauten es möglich, daß die wenigen Deutschen den wilden Trotz der unterworfenen Völker zu zügeln und die ausgedehntesten Gebiete gegen mächtige Feinde Jahrhunderte hindurch zu behaupten im Stande waren. Die größeren Schlösser erhielten außer festen Wohngebäuden besondere Ringmauern mit Thürmen, der ganze Schloßberg aber einen tiefen ihn umgebenden Graben. Hinter diesen, der damaligen Kriegskunst unbezwinglichen Steinmassen boten oftmals nur wenige Ritter und Mannen großen Heeren den kräftigsten Widerstand.

§ 179. Pilger, Ordensleute und Eingeborne legten getreulich Hand an, um jene Werke zu thürmen, in deren Schutz allein man damals ein gesichertes Leben führen konnte, — selbst des Landmanns letzte Zuflucht, wenn die schonungslose Kriegsweise seine Dörfer in Asche legte und ihn wie sein Weib und Kind mit Tod und Gefangenschaft bedrohte. Nicht blos die Menge der Burgen, auch die Schnelligkeit, mit der sie oft vollendet wurden, muß unser Erstaunen erregen. Denn nicht während eines langen Friedens, der Gewerbe und Künste begünstigt und Reichthum schafft, nicht mit großen Hülfsmitteln und drückenden Frohnden, sondern durch die Kraft eines gewaltigen Willens, durch kluge Verwerthung spärlicher Mittel, durch jenen heroischen Geist, der keine Opfer verschmäht, wenn eine große, die Zeit mächtig bewegende Idee es verlangt, haben die deutschen Ritter mitten unter blutigen Fehden und oft durch Niederlagen geschwächt in einem mäßigen Zeitraum das Land mit Bauwerken angefüllt, die noch jetzt durch die Festigkeit ihrer Ueberreste uns Bewunderung abnöthigen, und die gegenwärtig selbst der reichste Staat mit allen seinen Hülfsmitteln auch in längerer Zeit nicht vollenden wurde.

Die Kraft, die wir an den stolzen Thürmen und Mauern mancher zum Theil noch erhaltenen Burgen bewundern, jene Kraft, die ganz

Europa mit unverwüstlichen Baudenkmälern angefüllt hat, scheint wie die Begründer dieser mächtigen Werke von der Erde verschwunden. Sie hat aber, in Wahrheit, an der Humanität gezeitigt nur einen andern Kampfplatz betreten, und während sie früher Steine und Felsen thürmte, schafft sie jetzt unter der milden Herrschaft der Wissenschaften und Künste Riesenwerke im Reiche der Gedanken.

Als die Erfindung der neuen Kriegswaffe, des Schießpulvers, das alte Ritterthum zu Grabe trug und vor der Gewalt der Geschütze die stärksten Mauern fielen, da konnten die Burgen nicht mehr dauernde Sicherheit bieten. Sie sind im Sturme des Krieges untergegangen. Noch krönen ihre verwitterten Trümmer unsere Berge, eine Zierde der Landschaft, und erhalten die Erinnerung an die Kämpfe ritterlicher Pilger wach, welche Glaubenseifer und Waffenruhm einst hierher geführt hat. Die Namen der Burgen sind keineswegs alle einheimische; viele derselben haben die Eingewanderten ihren Stammschlössern in Deutschland entnommen. Aus Rheinpreußen kamen die Namen Dahlen, Ringen, Schwanenburg und Wenden, aus Sachsen und Preußen Ronneburg, Marienburg und einige andere, kleine nordeutsche Ortschaften trugen ihre Namen auf Hapsal, Weißenstein und Bewerin oder Burtneck über, die Schweiz gab der Stadt Goldingen ihre Benennung. Diese aus der alten Heimath verpflanzten Namen, für die Pilger theure Zeichen der Erinnerung, wurden für die Folgezeit Denk- und Gränzsteine germanischer Bildung.

§ 180. Aus den Spuren der Verwüstungen früherer Jahrhunderte ist an so manchen Orten, wo die Ruinen der alten Burgen noch stehen, eine blühende Welt hervorgegangen, die den Vergleich mit den schönsten Thälern von Nord- und Mitteldeutschland aushalten kann. Die Trümmer jener an Kriegen reichen Vorzeit erhöhen jetzt den romantischen Reiz der Natur zahlreicher Landschaften und nöthigen uns die Frage ab, ob es Zufall oder Absicht war, daß gerade die schönsten Punkte des Landes zu Befestigungen erwählt wurden. Es ist außer Zweifel, daß die kriegskundigen Deutschen in der Regel gerade an denselben

Stellen ihre steinernen Schlösser erbauten, wo sie eine ähnliche, von den Landeseingebornen errichtete, wenn auch unvollkommene Befestigung vorfanden. Man muß den Schönheitssinn bewundern, von dem die ersten Erbauer dieser Vesten, Landeseingeborne oder Deutsche, bei der Wahl dieser Punkte sich leiten ließen, falls andere Orte dem Zweck ebenso gut entsprochen hätten, — oder man wird überrascht von dem Zufall der Natur, wenn die schönen befestigten Stellen zugleich zur Beherrschung großer Gebiete und zur Abwehr eines Angriffs die geeignetsten waren.

Wer nur auf der großen Poststraße oder auf dem eisernen Schienenstrang seinen Weg durch das Land nimmt, oder nur die weiten Sandflächen der Ostseeküste kennt, der ahnt nichts von den Naturreizen, die sich östlich vom Meere im Innern des Landes zerstreut finden und sich häufig an Ufern von Flüssen und kleinen Bächen in längerer Ausdehnung hinziehen. Meist sind die Thäler an solchen Orten mit freundlichen, malerischen Landschaften geschmückt, die Felsen mit üppigem Strauch und Laubholz bedeckt. Ulmen, Eichen, Linden und Birken nebst mannigfaltigem Gebüsch steigen an den steilen Abhängen hinauf und bedecken jene Höhen, von welchen herab die Geschichte des Landes aus den zerrissenen Mauern auf uns niederblickt.

§ 181. Wird der Wanderer in seinen Betrachtungen von den ehrwürdigen Ueberresten einer großen Vergangenheit gefesselt, so fühlt er sich auch aufgefordert, die Geschichte der Baudenkmale kennen zu lernen. Nicht nur bietet die malerische Lage mancher noch wohl erhaltenen Trümmer und das frische Grün des umhüllenden Laubholzes dem Auge eine Erquickung dar, sie erregen auch in dem für tiefere Eindrücke empfänglichen Sinne durch den Contrast der grauen Vergangenheit mit der blühenden Gegenwart ein wehmüthiges Gefühl, das sich mit dem Verlangen paart, Kunde zu erhalten von einer längst entschwundenen Zeit, deren vereinsamte Ueberbleibsel dem forschenden Geiste zu redenden Zeugen werden. Man fragt dann wol, aus welcher Zeit das Denkmal stammt, welches seine Bestimmuug gewesen, wann und

wie es zerstört worden, wer innerhalb dieser Mauern gehaust und in die jetzt öden Räume einst Leben und Bewegung gebracht hat? Und so bieten diese Ruinen mit ihren verbürgten Traditionen sowol wie durch die Sagen und Märchen, die sich in Menge an sie zu knüpfen pflegen, eine wichtige Quelle für jene Forschungen dar, welche die dunkle Vorzeit aufzuhellen und die Geschichte des Landes bis an ihre äußersten Grenzen rückwärts zu erweitern und zu berichtigen suchen.

Nur wenige Burgen sind bis auf unsere Tage in wohlerhaltenem oder gar bewohnbarem Zustande geblieben. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts standen manche malerische Ruinen, hohe Mauern und Thürme, die seitdem in Steinhaufen verfallen sind. Mit kleinlicher Eitelkeit pflegt man die Familienwappen überall anzubringen, selbst wo sie nicht hingehören, und diese ehrwürdigen Wappenbilder, die an heldenmüthige Kämpfe und Waffenthaten der edelsten Geschlechter des Landes erinnern, — man läßt sie theilnahmlos in Trümmer und Schutt zerfallen!

Der blaue Berg in Livland.

§ 182. In der Mitte des Landes, eine Stunde von dem freundlichen Städtchen Wolmar und in doppelter Entfernung von jenem See, der das alte Schloß Bewerin (Burtnek) und das Revier zweier Pfarrkirchen umspült, steigt ein Berg mit herumgelagerten Höhenzügen weit über 400 Fuß aus der weithin ebenen Landschaft empor, die nur mit geringen wellenförmigen Erhebungen des Bodens abwechselt. Seine bewaldeten Gipfel, die von Nebel umhüllt oder vom hellen Sonnenschein erleuchtet, in der Ferne mit dem Horizonte verschwimmend dessen Farbe anzunehmen scheinen, haben ihm den Namen des blauen Berges gegeben. Wie als ehemalige heilige Opfer- und Wallfahrtsstätte des heidnischen Lettenvolkes, so ist auch der Berg theils durch seine Sagen und Märchen aus alter Zeit, theils durch die häufigen, von Freunden

der alten Landesgeschichte angestellten Forschungen über seine Vorzeit zu großer Berühmtheit gelangt, wie auch das umwohnende Landvolk noch immer heutigen Tages eine gewisse Verehrung für ihn bewahrt hat.

Die Höhe des Berges war einst viel bedeutender als sie jetzt ist. Auf ihm erhoben sich mehrere Spitzen, die von Eichen und Nadelholz umschattet die Götterberge hießen, da nach der Volkssage die Götter dieselben als die höchsten Stellen des Landes zu ihren Sitzen erwählt hatten, als die Fluthen des Meeres den ganzen Erdkreis bedeckten und nur diese Berge immer höher steigend die Gewässer und Sümpfe allmählig weiter von sich drängten. Kein Frevel der Menschen entweihte je Berg und Hain, denn weder berührte die Axt die alten Bäume noch wagte jemals eine menschliche Hand selbst nur einen Zweig von ihnen zu brechen. Und wo die Götter selbst keinen anderen Tempel als die schattigen Gipfel besaßen, durften auch Menschen keine Hütten sich bauen; die Furcht vor dem himmlischen Feuer, welches einst einen Ansiedler getödtet und seine Hütte versengt hatte, schreckte davon zurück.

§ **183.** Nur kleine Pfade leiteten den Wallfahrer durch wilde Waldesstrecken und Moräste hinauf auf den heiligen Berg, wo er seine Liebesgaben, — Hausthiere und Feldfrüchte, Münzen, Perlen und sonstiges Geschmeide, selbst Haarlocken, Wolle und Garn, — bald dem Perkun, dem Gebieter über Donner, Sonnenschein und Regen, bald dem jugendlichen Potrimp als dem Spender der Fruchtbarkeit und dem Helfer im Kriege, bald wiederum dem Herrscher über die Todtenwelt, dem greisen Pikol, mit versöhnenden Gebeten und Sprüchen darzubringen pflegte. Sah der Landmann seine Saaten im heißen Sommer verdorren, so flehte er um Regen, und wenn dieser wiederum die Felder und Wiesen überschwemmte und die Ernten vernichtete, bat er um Abhülfe und Schutz gegen das Verderben. Im heiligen Hain suchte der Kranke durch Gebete und kleine Gaben seine Heilung wieder zu gewinnen, dorthin wandte sich, wer sein Haus und Vieh durch böse Zauberworte geschädigt sah und der Entsühnung bedurfte, und eben da

wurden die Götter von dem zur Wahl seiner Führer und Aeltesten versammelten Volke der Gauen des Landes angefleht, ihre Entscheidung, wer der würdigste dazu sei, durch das Loos oder das weiße Schicksalspferd zu offenbaren. An dieser Stätte war es auch, wo in grauer Vorzeit das Heidenthum noch blutige Opfer forderte und nicht blos Hausthiere dazu gewählt wurden, sondern auch mancher von Seefahrern erhandelte Fremde, durch schöne Gestalt geeignet die Götter zu erfreuen, oder ein unglücklicher Kriegsgefangener unter den Händen fanatischer Heidenpriester sein Leben aushauchte.

§ 184. Beim Eintritte des Frühlings, zu Johanni und zur Zeit der Ernte fanden auf dem blauen Berge große Versammlungen und Feste statt. Aus weiter Ferne kamen die Landleute hergezogen, um sich mit Freunden und Bekannten an Schmauß und Lustbarkeit zu erfreuen, während große Feuer aufloderten, in die zur Ehre der Götter nach althergebrachter Sitte allerlei Schmucksachen, Wachs, Brod, Wolle und andere Gegenstände hineingeworfen wurden. Sobald auf den Höhen der Schein der Flammen erglänzte, erwiederten ihn die in ihren Hütten Zurückgebliebenen durch ähnliche Feuer, so daß die ganze Landschaft am Feste theilzunehmen schien, indem sie gleichsam einen Gruß von oben empfing und dorthin zurücksandte.

Es war im Jahre 1322, als der mächtige Lithauer-Fürst Gedimin mit einem furchtbaren Heere Livland heimsuchte, Dörfer und Städte plünderte und Tausende ihrer Bewohner nebst unermeßlicher Beute davonführen ließ. Von nur wenigen Gefährten begleitet hatte er in den endlosen, undurchdringlichen Wäldern unter Gefahren aller Art mit Hunger, Durst und Kälte kämpfend lange umhergeirrt, bis er endlich aus der Wildniß einen Ausweg auf den blauen Berg gefunden, von wo er nach kurzer Rast durch wegekundige Führer zu seinem Kriegsheere geleitet wurde. Ein Denkmal auf dem Berge, mit Namen und Jahreszahl versehen, erhielt die Erinnerung an des Fürsten Errettung bis zum Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, wo der Wallfahrtsort einer völligen Zerstörung anheim fiel.

§ 185. Als der Kampf zwischen Peter dem Großen und Karl XII. um den Besitz von Livland begonnen hatte, lagerte ein großer Theil des schwedischen Heeres unter seinem jugendlichen Führer am See von Bewerin, zwei Stunden Weges vom blauen Berge. Die empfangene Kunde vom Anzuge des Feindes zu einem Angriffe auf das offene Lager bewog den König einen festen Platz für sein Heer auf dem blauen Berge herstellen zu lassen. Als Schwedische Krieger dort erschienen, die alten Bäume durch Feuer zerstörten und die Gipfel des Berges abtrugen, eilten die umwohnenden Landleute, von dem großen Feuer auf dem Berge erschreckt, von allen Seiten herbei, um die Zerstörung des heiligen Hains zu hindern. — Noch waren sie im heftigen Kampfe mit den Schweden begriffen, als schon lange Reihen von Geschützen und anderen Gespannen, Fußvolk und Reiter heranzogen. Anhaltender Regen hatte aber die Umgegend des Berges in weite Sümpfe verwandelt, so daß nach vielen vergeblichen Versuchen, den schweren Transport hinüberzuschaffen, das Heer endlich einen andern Weg in der Richtung zur Meeresküste einschlug. Kaum waren die Schweden abgezogen, da errichteten die Bauern auf dem Berge große Freudenfeuer und priesen die Macht der Götter, welche von ihrem Wohnsitze die Frevler fern gehalten hatten, wozu ihr eigener Arm zu schwach gewesen.

§ 186. Dieses Bild bot der blaue Berg mit seinen Wallfahrern noch auf der Schwelle des 18. Jahrhunderts dar, gerade in einer der trübsten Zeiten der livländischen Landesgeschichte. Waren auch zahlreiche Kirchen von den aufeinander folgenden Herren des Landes, Deutschen, Polen und Schweden gegründet worden, und vollzogen nicht wenige Diener derselben überall die Taufe, so verharrte doch der größte Theil des Landvolkes bei seinen heidnischen Gebräuchen und Sitten und bekundete noch immer eine tiefe Verehrung für diejenigen Orte, welche von altersher dem Culte der Götter geheiligt waren. Nachdem ein volles Jahrhundert vorübergezogen war, in welchem das Land drei Mal seine Generationen gewechselt hatte, gewährte der blaue Berg mit der umgebenden Landschaft ein ungleich freundlicheres Bild, das jenen großen

Fortschritt zeigte, den die Cultur des Landes und die Aufklärung der Bevölkerung unter dem Schutze des russischen Scepters gemacht hatten. Aus dieser Zeit berichtet eine Beschreibung des Berges Folgendes.

Die Hand des Menschen hat an der Stelle der dichten Wälder und grundlosen Moräste überall fruchtbare Felder und blühende Wiesen geschaffen. Statt der einsamen Flecken, der kleinen Oasen im wilden Gesträuch mit elenden Hütten und dürftigen Aeckern, eröffnet sich jetzt eine große Scene von nahen und fernen Höfen und wohlgebauten Häusern des Landvolks, überall von blühenden Gärten und Kornfeldern umgeben. Ordentliche Straßen und kleinere Wege durchschneiden das Land nach allen Richtungen, selbst in die Gegend der waldigen Höhen des blauen Berges, auf welchem man besonders von dem Anblicke des nahen Gutes Sternhof angezogen wird, welches in den zwanziger Jahren zur Sommerresidenz der gräflichen Familie Chreptowitsch eingerichtet, mit seinen staatlichen Gebäuden und Gartenanlagen nebst einem darin errichteten Gotteshause zu den anmuthigsten und schönsten Landsitzen jener Gegend gehört. Auch der alte Berg steht noch immer da in grüner Pracht und sieht auf seinen Höhen noch manchen Besucher, den die malerische Aussicht von seinen Gipfeln und die Erinnerung an alte Erzählungen hierher führen. Aber auf ihm sind die alten Bäume durch die Axt gefallen und haben späterem Nachwuchs den Platz geräumt; die alte Verehrung des Landvolkes für den durch Sage und Tradition einst geheiligten Berg ist der zunehmenden Aufklärung gewichen, und selbst seine Lieder und Märchen sind verklungen, so daß der Wanderer auf ihm kaum noch in seinen Betrachtungen von dem Gedanken geleitet wird, daß er sich an der ehemaligen Stätte eines heidnischen Cultus befindet, der schon unter den Urbewohnern des Landes hier seinen vornehmsten Mittelpunkt gefunden hat.

§ 187. Eine der alten Sagen vom blauen Berge und dem Schlosse Bewerin mag hier der Erinnerung in einem engen Rahmen aufbewahrt werden.

Im alten Schlosse seiner Ahnen herrschte ein gewaltiger Fürst, durch Macht und Reichthum über alle Geschlechter des Landes weit erhaben; aber fremd in seinem Herzen aller Gerechtigkeit und Gottesfurcht zog er oft mit zahlreichem Gefolge zum Streite gegen fremde Burgen oder im wilden Jagdtriumphe durch die finsteren Wälder und feierte festliche Gelage, sich ergötzend an der reichen Beute und an dem Weine in goldenen Bechern. Seinem Stamme waren zwei Söhne, durch Stolz und Uebermuth dem Vater ähnlich, und eine Tochter mit Namen Lida entsprossen, die wegen des frommen Sinnes, mit dem sie Pflicht und Tugend an Armen und Kranken in stiller Zurückgezogenheit von dem Hofe übte, als die edelste Perle des ganzen Landes gepriesen wurde. Um ihre Hand zu werben kamen zwei Brüder Turo und Tusco, Zwillinge von täuschender Aehnlichkeit und daher schon von der Mutter nur durch goldene und silberne Fingerringe unterschieden, weit hergezogen, von denen der erstere alsbald Lida's Zuneigung gewann und ihr das Gelübde der Treue gab und von ihr empfing. Nach vergeblichen Versuchen, auch des Vaters Segen zu erlangen, beschließt Turo endlich mit Lida die Flucht, und läßt durch seinen Bruder, dem er vertraut, die Vorbereitungen treffen, während er selbst die Aufmerksamkeit des Fürsten täuschend an einem Gastmahle Theil nimmt, um in später nächtlicher Stunde aufzubrechen. Doch Tusco kommt ihm zuvor, diese Gelegenheit benutzend, mit Hülfe der bestochenen Dienerinnen in Lida's Besitz zu gelangen; denn kaum erglänzen die Kerzen in den festlichen Gemächern, da folgt er den gedungenen Söldnern, die der Fährten des Waldes kundig auf schnellen Rossen mit Lida enteilen.

Die erste kurze Rast findet statt, als eben die ersten Strahlen der Sonne das Land erleuchten. Aus ihrem Zelte auf hohem Berge blickt Lida in weiter Ferne die schimmernden Zinnen des Schlosses und die Gefilde umher, die im Morgenrothe wie im Purpur glänzen. Dieser Anblick und der Gedanke der Trennung ohne die Möglichkeit der Rückkehr erfüllen sie mit tiefem Schmerz, der sich zur Verzweiflung steigert, als Tusco plötzlich vor ihr mit der Mahnung um schleunigen Aufbruch

erscheint und dadurch seinen Betrug verräth, dem sie zum Opfer gefallen. Mit dem Schwerte, das sie ihm entreißt, durchbohrt sie ihre Brust, sterbend Turo's Rache auf des Frevlers Haupt herabbeschwörend. Alsbald sind auch die Verfolger aus dem Schlosse zur Stelle; im blutigen Kampfe, der sich hier entspinnt, fällt Turo wie Tusco durch wechselseitigen Mord und zugleich das ganze Geschlecht des mächtigen Fürsten. Der stolze Name des gefürchteten Herrschers erlischt wie der des Schlosses, welches beraubt und zerstört wird, — aber Lida's Name lebt fort im ganzen Lande und wird gepriesen in segender Erinnerung; ihr Grabmal auf dem blauen Berge schmücken tausend Hände, und zur alten Verehrung der heiligen Stätte kommt die Huldigung, die dem Andenken der edelsten Perle des Landes dargebracht wird.

Es sank das Schloß in Trümmer,
Verschwunden ist sein Ruhm, —
Vergessen wird er nimmer,
Er bleibt sein Heiligthum.
Vom Abendroth beschienen,
Strahlt der Erinnerung Kranz;
Noch zeigen die Ruinen
Der Zeiten Ernst und Glanz!

Das Schloß zu Locarno.

§ 188. Am Fuße der Alpen bei Locarno im oberen Italien befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man von St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht, ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einst eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, aus Mitleid von der Hausfrau auf Stroh gebettet worden war. Der Marchese, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in jenes Zimmer trat, um seine Büchse abzusetzen, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau erhob sich, glitschte aber mit der Krücke

auf dem glatten Boden aus und beschädigte sich auf eine gefährliche Weise dergestalt, daß sie zwar noch mit Mühe aufstand und wie ihr befohlen war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber vor Schmerzen niedersank und unter lautem Stöhnen verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögensumstände gerathen war, fand sich ein Ritter bei ihm ein, der das Schloß seiner schönen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem erwähnten leer stehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunterkam und hoch und theuer versicherte, daß es in dem Zimmer spucke, indem etwas, das seinem Blicke unsichtbar gewesen, mit einem Geräusche im Winkel wie von einem Strohlager aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten langsam über das Zimmer gegangen und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Aechzen niedergesunken sei. Der Marchese, sehr erschrocken ohne selbst zu wissen warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus und sagte, er wolle sogleich aufstehen und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhle in seinem Zimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

§ **189**. Dieser Vorfall, der alsbald in der Nachbarschaft bekannt wurde und Aufsehen erregte, schreckte auf eine dem Besitzer des Schlosses sehr unangenehme Weise alle Käufer ab, und da sich auch unter dem eigenen Hausgesinde aus einem nicht zu begreifenden Grunde das Gerücht erhob, daß ein Gespenst in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde sein Wesen treibe, so beschloß der Marchese die Sache selbst in der nächsten Nacht zu untersuchen, um das für ihn äußerst nachtheilige Gerede der Leute durch ein entschiedenes Verfahren niederzuschlagen. Er ließ beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer

aufstellen und erwartete, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm: Es war, als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging und hinter dem Ofen unter Geseufz und Geröchel niedersank.

Am andern Morgen, als er herunterkam, fragte ihn die Marchese, wie die Untersuchung abgelaufen sei, und da er sich mit scheuen Blicken umsah, und nachdem er die Thür verriegelt hatte, sich für überzeugt erklärte, daß es mit dem Spuck seine Richtigkeit habe, erschrak sie, wie sonst nie in ihrem Leben, und bat ihren Gemahl die Sache, bevor er sie verlauten ließe, noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Beide sammt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, hörten in der That in der nächsten Nacht dasselbe unbegreifliche gespensterartige Geräusch; nur der dringende Wunsch das Schloß, es koste, was es wolle, loszuwerden, vermochte sie das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken.

§ **190**. Am Abend des dritten Tages, da Beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Thür desselben ein. Sie nahmen, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch ein drittes lebendiges Wesen bei sich zu haben, den Hund mit in das Zimmer und zündeten zwei Lichter auf dem Tische an. Der Marchese nahm Degen und Pistolen aus dem Schrank, um sie zur Hand zu haben, und so setzten sich Beide in Kleidern, wie sie waren, gegen eilf Uhr voller Erwartung hin, mit Gesprächen, so gut sie vermochten, sich unterhaltend, während der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, sich in der Mitte des Zimmers niederlegte und einschlief.

In dem Augenblick der Mitternacht läßt sich das schreckliche Geräusch wieder hören. Jemand, dem menschlichen Auge unsichtbar, hebt sich

auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh unter ihm rauschen, und mit dem ersten Schritte, tapp, tapp, erwacht der Hund, springt mit gespitzten Ohren vom Boden empor, und knurrend und bellend, als ob ein Mensch auf ihn zugeschritten käme, zieht er sich zurück und weicht endlich bei dem Ofen zur Seite aus.

Bei diesem Anblick stürzt die Marchese mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer, und während der Marchese, dem auf seine Rufe Niemand antwortet, gleich einem Rasenden mit dem Degen nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, um nach der Stadt zu eilen. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengerafft und das Thor verlassen hat, sieht sie schon ringsum das Schloß in Flammen aufgehen. Der Marchese, längst seines Lebens müde und von Entsetzen überwältigt, hatte das mit Holz getäfelte Zimmer an allen Ecken angezündet. Vergebens suchten herbeieilende Leute den Unglücklichen zu retten; er war elend in den Flammen umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in einem Gewölbe des zerstörten Schlosses, in welchem er die arme Frau aus Locarno von ihrem Strohlager hatte aufstehen heißen.

Die Ströme als Stätten der Cultur.

§ 191. Unendlich vielfach ist das Leben der Menschen an das strömende Wasser geknüpft. Schon das stets sich erneuernde Bedürfniß der Nahrung zwingt den einsamen Naturmenschen seine Hütte am Ufer eines Baches aufzuschlagen. Dasselbe Bedürfniß treibt die Thiere zu den Flüssen, an deren Ufern sie ihre Sammelplätze und Lagerstätten wählen. Den Thieren folgen die Jäger und Fischer, die an den Flüssen auf- und abziehen, um ihre Beute zu verfolgen. Wir sehen schon die uncultivirten Jäger und Fischer Amerikas, denen die Flüsse in den Urwäldern als Wegweiser dienen, gewisse Flußgebiete sich aneignen und ihre Stämme, ihr Gemeinwesen, ihre Besitzungen nach Flußsystemen abtheilen.

Längs der Flüsse in den von ihnen getränkten Niederungen bieten sich in der Regel die schönsten Weiden dar. In regenlosen, wüsten Ländern giebt es oft keine anderen Weideplätze, als an den Ufern der Quellen und Flüsse. Und so wird denn der Mensch auch auf der zweiten Stufe seiner Cultur-Entwickelung als Nomade an das fließende Wasser gebunden. Fast alle Hirtenvölker Asiens haben ihre Heimath an irgend einem Strome, den sie als ihr Eigenthum betrachten, den sie verehren, von dem sie den Namen tragen und an dessen Ufern sie verkehren.

§ **192.** Auch Ceres wurde, wie Venus, aus dem Wasser geboren. Längs der Flüsse, insbesondere bei ihren Mündungen oder da, wo zwei Flüße zusammenkommen, setzen sich die fetten Schlammtheile ab. Es bilden sich fruchtbare Landstriche, so daß auch die ackerbauende Bevölkerung zu ihren Thälern und Niederungen herangezogen wird. Vermehrt sich die Anzahl der Bewohner und ihrer Bedürfnisse, entwickelt sich dann der Handel und Verkehr, so bieten sich wiederum die Flüsse als die bequemsten Straßen zum Transport der Waaren und Reisenden, der Kaufleute, der Pilger, der Krieger dar. Die Flußschifffahrt entwickelt sich und lockt Schiffer und Kaufleute zum Wasser heran. Nun werden Marktplätze und Städte an den Flüssen gebaut. Die größten Niederlassungen erheben sich da, wo zwei mächtige Ströme zusammenkommen, oder durch Veränderung des Flußlaufes die Schifffahrt unterbrochen und eine Umladung der Waaren nöthig wird, oder endlich an den Mündungen der Flüsse, wo alle Gewässer und Waaren des Flußgebietes zusammenströmen und die Meeres-Schifffahrt beginnt. Legt der Mensch, auf einer höheren Stufe der Cultur angelangt, endlich Maschinen und Fabriken an, so lernt er bald die schwache Kraft der eigenen Hand durch die gewaltige Triebmacht der Natur ersetzen. Von Allem, was die Natur ihm hier bietet, ist nichts bequemer als das fließende Wasser, daher drängen sich selbst die Fabrikorte zu den Flüssen hin und beleben die Ufer mit ihren fleißigen Bewohnern.

§ **193.** Wie in ihrem friedlichen Verkehr, so werden auch in ihren feindlichen Bewegungen die Menschen nirgends häufiger als an

den Flüssen zusammengeführt. Mit großen Armeen über Flüsse vorzudringen, ist umständlich und schwierig, erfordert Schiffe und Brücken. Die Flüsse werden daher im Kriege als sehr dienſame Operations-Linien aufgesucht. Sie sind leicht zu vertheidigen, so daß sich bequem Lager und feste Plätze an ihnen aufschlagen und die Krieger an ihren Ufern vertheilen lassen. An ihnen ziehen auch die Heere gern hin, weil sie die eine Seite leicht gegen den Feind sichern können. Die größten Schlachten sind meist an den Ufern der Flüsse geschlagen worden. Aus demselben Grunde wählen die Völker und Staaten gern die Flüsse zu Grenzscheiden zwischen ihren Gebieten. Die Flüsse erlangen daher in militärischer und politischer Hinsicht eine eben so große Bedeutung wie in Bezug auf Ackerbau, Handel, Industrie und alle national-ökonomischen Interessen. Je nach ihrer Größe und Mächtigkeit, nach der Richtung ihres Laufes, je nach ihrer ganzen Gliederung ist diese Bedeutung geringer oder größer.

Diesem Allen nach kann man die Flüsse als die wahren Pulsadern des gesellschaftlichen Lebens bezeichnen. Ihr Lauf deutet die Striche an, welche die Menschen vorzugsweise bewohnen, die Punkte, auf denen sie zu freundschaftlichen Geschäften oder zu feindseligen Kämpfen vorzugsweise zusammenkommen. An den Flüssen liegen die Wiegen der Staaten; sie sind die Wurzeln der großen Städte. Alle Völker haben darum auch ihre Flüsse stets heilig gehalten und im Alterthum sogar als mächtige Gottheiten verehrt.

§ **194.** Die Völker, welche ein und dasselbe Stromgebiet bewohnen, sind durch die verschiedenen Zweige des Flusses verbunden. Sie genießen durch ihren Fluß gemeinsame Vortheile, sie erleiden durch ihn gemeinsame Schicksale. Durch ihre ganze Geschichte zieht sich gleichsam ihr Fluß wie ein leitender Faden hin. Nach den verschiedenen Abtheilungen dieses Flusses zerfällt die Bevölkerung selbst in verschiedene Stämme, Provinzen und Staaten. Noch jetzt, wie vor Jahrtausenden, marschiren die kriegführenden Heere auf denselben Wegen längs der Richtung der Flüsse, stets bewegt sich der Handel, vom Wasser gebannt,

in denselben Kanälen, stets findet er an denselben Punkten seine von der Natur bezeichneten Märkte, seine Tausch- und Auslade-Plätze. Der kühne hochstrebende Geist des Menschen, der sich von dem Naturzwange frei machen und seine eigenen Bahnen gehen will, bleibt doch immer mit seinen Schöpfungen an die Naturbahnen der Flüsse gebunden.

Erinnerungen an Peter den Großen.

§ 195. Einst wurden die Wohlthäter der Menschheit zu Helden einer Sage, die ihre Thaten mit wunderbaren Begebenheiten ausschmückte und dadurch weit über die natürlichen Kräfte der Sterblichen erhob. In unseren Tagen sind die Wunder geschwunden, aber die Bewunderung ist geblieben und eine desto höhere, je mehr sie dem überwältigenden Eindrucke entzogen, den solche Männer auf ihre Zeitgenossen üben, sich auf das Licht historischer Wahrheit zu stützen vermag. Denn wahrhaft große Persönlichkeiten erscheinen in der Entfernnng der Zeiten dem schärfer blickenden geistigen Auge eher größer als kleiner, — gerade umgekehrt, wie räumliche Gegenstände bei zunehmender Entfernung dem leiblichen Auge. Unter diesen Persönlichkeiten ist es besonders der große Reformator Rußlands, an den die Erinnerung sich stets wieder unter uns erneuert, die wir der Schöpfungen aus seiner Hand so viele besitzen und noch immer von seinem Geiste in ungeschwächter Kraft erleuchtet und belebt sehen.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Aufklärung Macht sei, lebte Peter nur dem großen Gedanken, seinem Volke den Weg zur unmittelbaren Verbindung mit den Culturstaaten Europas und damit zugleich zur weiteren Bildung und industriellen Thätigkeit anzubahnen. Um jedoch diesen Gedanken in sich auch nur aufkommen zu lassen und seine Ausführung überhaupt zu ermöglichen, dazu war vor Allem jene Selbstverleugnung nöthig, welche seinem Berufe und seinem Ziele die eigentliche Weihe verliehen hat und sich in dem festen Willen kund gab, einzig und allein dem Vaterlande dienstbar zu sein. Für

diese Selbstverleugnung spricht nicht allein die ganze große That der Regierung Peters, auch seine eigenen Worte haben dieselbe mehr als einmal ausdrücklich bestätigt.

§ **196.** Als er bei Poltawa die versammelten Truppen an die nahende Stunde mahnte, die Rußlands Schicksal zu entscheiden hatte, hob er besonders seinen freudigen Verzicht auf das eigene Leben hervor, wenn nur des Vaterlandes Ruhm und Wohl gemehrt werde, und dann später, als er am Pruth den Untergang seines Heeres und seine Gefangenschaft vor Augen sah, welche Selbstverleugnung aus reiner Vaterlandsliebe verrieth sein Schreiben an den Senat, in welchem er die Erfüllung aller seiner, aus der Gefangenschaft kommenden Befehle untersagte und, falls er umkäme, zur Uebertragung der Zarenkrone an den Würdigsten ermahnte!

Ein Fürst, der so dachte und für sein Volk so fühlte, wie Peter der Große, war wol im Stande, das Schwerste der menschlichen Kraft zu unternehmen und zu vollführen. Bevor er indessen Anderen zu bieten vermochte, was ihm selbst noch fehlte, mußte er sich zu seinem großen Werke erst vorbereiten und das Ausland als eigene Schule besuchen, um ein rechter Lehrer und Organisator seines Volks, ein Muster für dessen nachfolgende Herrscher zu werden. Und welch' ein Schüler war und welch' ein Meister ward er! Mit welchem Eifer und Erfolg machte er von seiner rasch erlangten Meisterschaft Gebrauch! Nur ein gerechtes Selbstgefühl war es, wenn er die ihn umgebenden Russen auf die bereits errungenen Erfolge hinwies und ihnen eine durch Kunst und Wissenschaft verschönerte Zukunft in Aussicht stellte.

Ist nicht in der That das, was er gewollt und geschaffen, maßgebend für die Entwickelung Rußlands geworden, und hat er nicht die fruchtbare Saat europäischer Civilisation auf den Boden des Vaterlandes für alle Zeiten ausgestreut? Sein Geist ist es, der fortlebend und fortwirkend noch immer die Geschicke des Reichs, das er zu einer Großmacht erhob, lenkt und bestimmt, und wer sollte es verkennen, daß selbst die erst unlängst erfolgte Befreiung der Leibeigenen sich in *seinem*

Sinne vollzogen hat, da er schon die persönliche Freiheit der bisher an die Scholle Gebundenen als die erste, dem menschlichen Dasein würdige Bedingung erkannt hatte! Der Baum der Erkenntniß, den er in Rußlands damals noch so wenig gelockerten Boden senkte, sollte seinem Willen gemäß auch von allen Nachfolgern erhalten und gepflegt werden, um immer reichlichere Früchte zu tragen.

§ 197. Dieses Ziel im Auge, erwies sich der große Volksbildner nicht minder als sorgsamer Pfleger der Cultur da, wo er dieselbe, wie in den neu erworbenen Gebieten an der Ostsee, schon auf einer gewissen Höhe der Entwickelung vorfand. Eben weil er diese Provinzen als die geeignetsten Vermittler der Cultur zwischen dem Osten und dem Westen betrachtete, war ihm die Erwerbung derselben für eine gedeihliche Zukunft des weit bis zu den rohesten Bewohnern Asiens hin ausgedehnten Reiches von besonderer Wichtigkeit, und das nicht blos wegen des erweiterten, dem Seehandel und Verkehr zu Gute kommenden Landbesitzes, sondern auch als eine geistige Eroberung und als werthvolles Hilfsmittel zur Förderung seiner Reformzwecke überhaupt. Die geschickten und intelligenten Werkzeuge, die er zur Ausführung seiner schöpferischen Ideen aus dem Auslande herbeizuholen genöthigt war, fand er hier zum Theil schon vor und mogte sich der wohlbegründeten Hoffnung hingeben, es werde das, was die Ostseeprovinzen an Bildung und Gesittung voraus hatten, im Laufe der Zeit auch dem übrigen Reiche zu Gute kommen, welchem das deutsche, im baltischen Lande längst heimisch gewordene Element als Beispiel und Vorbild zu dienen den nicht abzuweisenden Beruf habe.

Die Annahme einer derartigen Erwägung von Seiten eines, jeder Aufklärung und Intelligenz huldigenden Fürsten, schon an sich keine gewagte, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die wohlwollende Gesinnung und Behandlung in Betracht ziehen, welche nach der Eroberung Liv- und Estlands der großmüthige Sieger den Bewohnern dieser Provinzen wiederfahren ließ. Die steigende Befriedigung, welche insbesondere Reval nnd Riga mit ihren treuherzigen Bewohnern dem

Zaren gewährten, können wir aus seinem häufigen Besuche dieser Städte, aus dem verlängerten Aufenthalte daselbst, sowie aus manchen einzelnen Zügen entnehmen, welche gerade durch die Einfachheit der Art, wie sich der mächtige Zar in der Mitte seiner neuen Unterthanen bewegte, an Bedeutung gewinnen und daneben einen Einblick in die Tiefe seines Gemüths gestatten. Ohne hier als strenger Gebieter aufzutreten, traf er überall auf ehrfurchtsvolle Liebe und Dankbarkeit, und konnte, da ihm jede Selbstvergötterung fremd war, an der Biederkeit der Bürger, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, sich in rein menschlicher Weise erfreuen.

§ 198. Im Lande an der Ostsee war es auch, wo Peter der Große den eigentlichen Mittelstand, diesen Träger der modernen Cultur, kennen und schätzen lernte, und von dem deutschen Familienleben angezogen zu seinen neuen Untergebenen wie zu alten Freunden kam, deren Mitbürger er auch sein wollte, indem er sich in Riga und Reval in die Gesellschaft der Schwarzhäupter aufnehmen ließ. Ja der Mehrer des Reichs hegte eine gewisse Vorliebe für jene alten Städte, waren es doch die Siegespreise, die nach langen und schweren Kämpfen endlich zu erringen ihm beschieden war. Die mehr als gewöhnliche Theilnahme und Sorgfalt, die er ihnen schenkte, zeigte sich vornehmlich bei Gelegenheit des Brandes, der die Petrikirche verzehrte und das Leben des menschenfreundlichen, wo er Hilfe leisten konnte, keine Gefahr scheuenden Fürsten selbst bedrohte. „Ich, ein großer Kaiser — und kann nicht helfen!" Dies waren die Worte, die er damals fast unbewußt aus der Tiefe seines Gemüths an sich selbst richtete.

Wie erklärlich war da die Bewunderung und Verehrung, welche die schlichten Bürger einem Monarchen zollten, der mit dem hellen Lichte des Verstandes und mit der ganzen Energie des Willens die wohlthuende Wärme des Herzens in sich vereinte. Jedes gute Wort, das er gesprochen, wurde in treuer Ueberlieferung aufbewahrt, und die Väter erzählten ihren Kindern und Enkeln, wie der große Monarch so einfach gewesen und doch so tiefe Ehrfurcht eingeflößt habe.

Die zahlreichen Andenken, die überall da, wo Peters schaffende Thätigkeit gewaltet hat, der Nachwelt überliefert sind, werden als theure, der Pietät anvertraute Vermächtnisse sorgsam erhalten und bezeugen nebst den vielen, dem großen Zaren errichteten Denkmälern, daß der Geist des Schöpfers von Rußlands Größe in diesem Reiche seinen bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Lomonossow.

§ **199**. Das Leben Lomonossows, des Schöpfers der russischen Literatur, bietet uns ein erhebendes Bild dar, ein Bild sowol des Kampfes mit unglaublichen Hindernissen in seinem Streben und Ringen nach Bildung und Wissen, wie des ruhmvollen Sieges seiner Willenskraft und Ausdauer, die ihm ein unvergängliches Andenken in seinem Vaterlande gesichert hat. Wer hätte voraussehen können, daß die Fortsetzung des von Peter dem Großen begonnen Werkes, die heimische Sprache umzubilden und europäische Wissenschaft auf russischen Boden zu verpflanzen, einem einfachen Manne des Bauerstandes zufallen würde, der am Endpunkte der bewohnten Welt, an den Ufern des Weißen Meeres seine Jugend verlebt hatte; — in einer rauchigen Hütte und im gebrechlichen Fischerkahn auf dem offenen Meere, der aller Mittel zur Erlangung selbst des nothdürftigsten Unterrichts beraubt war, geschweige denn die Aussicht haben konnte, jemals eine wissenschaftliche Laufbahn zu betreten.

Michael Lomonossow wurde 1711 in einem Dorfe bei Cholmogori im Gouvernement Archangel geboren und mußte schon früh seinem Vater, einem armen Kronbauer und Fischer, bei dessen Arbeiten stets zur Hand gehen. Von den unaufhörlichen Gefahren der Stürme und des erstarrenden Frostes auf dem Meere, von all' den wunderbaren Erscheinungen der ihn umringenden Natur des nahen Nordpols, dem klaren Sternenhimmel der langen Winternächte und den Lichtströmungen

des Nordens, wurde die empfängliche Seele des Jünglings mächtig ergriffen; es erwachte in ihm eine lebendige Wißbegier nach den Geheimnissen der Natur, nach dem Ursprung und Zusammenhang jener großartigen Erscheinungen, die sich täglich erneuerten und sein Denken und Sinnen immer wieder anregten.

§ **200**. Hinter dem Rücken seiner bösen Stiefmutter lernte er an den langen Winterabenden bei einem Kirchendiener lesen und schreiben. Der Gesang der Psalmen in der Kirche erweckten in ihm den poetischen Geist, er faßte schon damals den kühnen Gedanken, in Gesängen, gleich denen von David, dem Dichter der Psalmen, die Wunder der Schöpfung zu feiern. Zwei bei einem Nachbar vorgefundene Bücher, eine Grammatik und eine Arithmetik, las er mit gespannter Aufmerksamkeit und erhielt, soweit er sie verstehen konnte, einen Begriff von der einen oder andern Regel. Sie wurden nach seinem eigenen Ausdruck die Pforten seiner späteren Gelehrsamkeit. — Den stärksten Eindruck aber machte auf ihn ein von Simeon Polozki in Versen gebrachter Psalter. Seine Einbildungskraft wurde von dem Wohlklang der Rhythmen so ergriffen, daß ihm die Dichtkunst als eine übernatürliche Gabe erschien. Als er hörte, Simeon sei nicht mehr auf der Welt und seine Kunst könne man nirgend anders als in Moskau oder Kiew lernen, verließ der 17jährige Fischersohn heimlich in der Nacht das väterliche Haus und schloß sich einem Zuge von Fuhren an, die Fische nach Moskau brachten. Tausend Werst legte er mit seinen Wegweisern zu Fuß zurück, Hunger und Kälte erduldend, bis endlich nach drei Wochen mühseliger Wanderung die goldenen Thürme der alten Zarenstadt vor ihm erglänzten.

Wie schlug ihm das junge, feurige Herz! Er hatte sein Ziel erreicht, er war in Moskau, am Born des Wissens. Ermüdet von der Reise, erschüttert von den verschiedenartigsten Gefühlen, verfiel Lomonossow in tiefen Schlaf, unter freiem Himmel, in einer frostkalten Nacht, auf einem mit Fischen beladenen Wagen. Der ungeduldige Jüngling erwachte früh am Morgen, und da wichen seine goldenen

Träume der furchtbaren Wirklichkeit. Er begriff die ganze Hilfslosigkeit seiner Lage, er kannte Niemanden, er besaß nichts. Auf den Knieen flehte er vor der nächsten Kirche Gott an um seinen gnadenvollen Schutz, und sein Gebet wurde erhört!

§ **201.** Auf dem Markte sammelte sich das Volk. Ein Haushofmeister trat an den Zug heran, und als er erfuhr, daß es Leute aus seiner Heimath seien und in welcher Absicht Lomonossow nach Moskau gekommen, nahm er ihn einstweilen zu sich und vermittelte durch einen ihm bekannten Mönch im Saikonospaskischen Kloster, wo eine Schule sich befand, Lomonossow's Aufnahme in dieselbe. Hier machte sich der achtzehnjährige Schüler an das lateinische A-B-C. Die Seminaristen lachten ihn aus und riefen: „Seht den Tölpel, der hergekommen ist, Latein zu lernen!" Aber dieser Tölpel schwieg und lernte so fleißig, daß er schon nach einem Jahre lateinische Verse schreiben konnte. Daneben trieb er Griechisch und hatte in den Freistunden alle Bücher der academischen Bibliothek durchgelesen. Von den drei Kopeken, die er täglich erhielt, verwandte er den einen zu Brot, den andern zu Quas und den dritten zu Papier und sonstigen Bedürfnissen.

Einige Bücher über Mathematik und Physik, die ihm in die Hände fielen, erneuerten in ihm den schon in seiner Kindheit gehegten Wunsch, die Wunder der Natur aufzuklären, mit verdoppelter Kraft. Aber in der Academie war Niemand, der ihm darin eine Anleitung geben konnte, und so ging er nach Kiew, von wo alle moskauschen Lehrer herstammten, indem er hoffte, dort seinen Wissensdurst zu befriedigen. In Kiew war aber damals das Wortgepränge einer nicht begriffenen Aristotelischen Philosophie an der Tagesordnung, und daher kehrte Lomonossow noch in demselben Jahre (1734) nach Moskau zurück.

Um diese Zeit gelangte an die Moskausche Schule eine Aufforderung der Academie der Wissenschaften zu Petersburg, an diesen Ort einige des Lateinischen kundige Seminaristen zu schicken, die dort Physik und Mathematik studiren sollten. Lomonossow ward, — durch die Verwendung des berühmten Erzbischofs Theophan Prokopowitsch, der

ihm ein besonderes Wohlwollen schenkte, einer der Auserwählten und kam, jetzt 24 Jahre alt, nach Petersburg. Hier studirte er die Naturwissenschaften und lernte die deutsche Sprache. In kurzer Zeit legte er solche Fortschritte an den Tag, daß die Academie beschloß, ihn zu seiner Vervollkommnung in's Ausland zu schicken (1736).

§ 202. Es war die Universität Marburg, die seiner Wißbegier eine neue Welt eröffnete und ihm Gelegenheit bot, auch die Vorträge des berühmten Philosophen und Mathematikers Christian Wolff, eines Schülers von Leibnitz, zu besuchen. Während seines fünfjährigen Aufenthalts in Deutschland, wo er auch zu Freiberg sich mit dem Bergbau bekannt machte, eilte er von Vorlesung zu Vorlesung, von einem Buche zum andern, hörte und beobachtete, las und disputirte und setzte sich so in den Besitz der verschiedenartigsten Kenntnisse, indem er zugleich das Gefühl gewann, daß er selbst auf dem gewiesenen Pfade der Wissenschaften weiter schreiten und diese in seinem Vaterlande begründen und verbreiten könne. Die poetischen Erzeugnisse der deutschen Literatur, die er fleißig las, führten ihn auf den Gedanken, das rhythmische Versmaß derselben in der russischen Sprache nachzuahmen, in welcher man nur den syllabischen Versbau kannte. Sein erster Versuch war die Uebersetzung einer Ode Fenelon's, und dieser folgte (1739) seine Ode auf die Einnahme von Chotin, zwei Dichtungen, die verglichen mit der Sprache seiner Zeitgenossen Kantemir und Tredjakowski, wegen der Neuheit des entwickelten sprachlichen Ausdrucks mit dem größten Beifall in ganz Petersburg und besonders am Hofe der Kaiserin Anna aufgenommen wurden und seitdem immer als der Ausgangspunkt der russischen Literatur gegolten haben.

Inzwischen war Lomonossow, der die Tochter seines Marburger Wirths geheirathet hatte, in tiefe Schulden gerathen. Seine verzweifelte Lage veranlaßte ihn, sich heimlich ohne seine Familie davonzumachen. Auf der Reise durch Braunschweig gerieth er aber unter preußische Werber, die ihn gewaltsam zum Dienste zwangen. Nur durch Kühnheit und Entschlossenheit gelang es ihm, aus der Festung zu entfliehen, wo schon

der Signalschuß, der seine Flucht verkündete, abgefeuert wurde. Er nahm seinen Weg nach Holland, und fand Gelegenheit, von dort zur See nach Petersburg zurückzukehren (1741).

§ 203. Auf der Fahrt im Baltischen Meere hatte Lomonossow einen merkwürdigen Traum. Er glaubte Sturm und Schiffbruch zu erleben und sah seines Vaters Leichnam auf eine öde, unbewohnte Insel ausgeworfen. — Dieser Traum beunruhigte ihn sehr und daher war es seine erste Sorge, nach seiner Ankunft in Petersburg Erkundigungen nach seinem Vater einzuziehen. Er erfuhr, daß dieser schon im vorigen Herbste auf den Fischfang ausgezogen und nicht wiedergekehrt sei, so daß man in der Familie glaubte, es müsse ihm ein Unglück zugestoßen sein. Nachdem nun Lomonossow aus der Erinnerung die im Traum gesehene Insel mit allen ihren Merkmalen und Einzelheiten beschrieben hatte, gelang es den Fischern, die Insel nach dieser Beschreibung und daselbst den Leichnam des Vaters aufzufinden, den sie zur Erde bestatteten. Lomonossow, an dem bis dahin geheimer Kummer genagt hatte, erlangte die Ruhe wieder und kehrte mit der alten Leidenschaft zu seinen Studien zurück.

Eine neue Periode begann in Lomonossows Leben; zuerst wurde er zum Adjuncten und darauf (1746) zum Professor der Petersburger Academie ernannt, beschäftigte sich vornehmlich mit seiner Lieblingswissenschaft, der Chemie, hielt Vorlesungen, richtete Laboratorien ein und machte eine Menge von Experimenten. Und inmitten dieser vielseitigen Thätigkeit dichtete er eine neue Ode auf die Rückkehr der Kaiserin Elisabeth aus Moskau nach ihrer Krönung, eine Ode, die wegen ihres Gegenstandes, wegen der Schönheit der Sprache und wegen der Kunst des Versbaues mit noch größerem Beifall aufgenommen wurde, als seine früheren Dichtungen. Jetzt folgte auch rasch nach einander die Herausgabe seiner wissenschaftlichen und poetischen Werke. Unter diesen sind vornehmlich zu nennen seine Werke über Mineralogie, Chemie, Physik, Astronomie und Bergbau, seine Oden, geistliche und weltliche

Lieder und seine Petreide, ein Heldengedicht auf Peter den Großen, außerdem eine russische Grammatik und ein Abriß der russischen Geschichte.

§ 204. Sein fruchtbarer Geist war ihm eine nie versiegende Quelle zu neuen Arbeiten, mit welchen er die Wissenschaften und die russische schöne Literatur bis zu seinem Tode, der am 4. April 1765 erfolgte, zu bereichern strebte. Aber grade seine gelehrten Arbeiten und ihre Veröffentlichung sowie die Energie, mit welcher er seine schöpferischen Ideen in Ausführung zu bringen suchte, gaben Veranlassung zu Neid, Verfolgungen und Angriffen auf ihn von Seiten mittelmäßiger, talentloser Leute, die sich durch ihn verdunkelt sahen. Das Mißgeschick seiner ersten Lehrjahre, die Mißhandlung des lernbegierigen Knaben durch unwissende Verwandte, die Verspottung des Jünglings durch thörichte Kameraden, — das Alles war gering im Vergleich mit den Kränkungen, die ihm von Neidern, Nebenbuhlern, gelehrten und ungelehrten Ignoranten bis an sein Lebensende bereitet wurden. Die Academie der Wissenschaften hatte bis dahin nur aus Ausländern bestanden; hier kam das deutsche Element zum ersten Mal in Berührung mit einer russischen Natur, und das erzeugte einen heftigen Conflict. Und von der andern Seite, welch' eine furchtbare Schaar bildeten die Versemacher mit ihrer gekränkten Eigenliebe!

Lomonossow verzagte nicht; die Wissenschaft galt ihm höher als Alles, die Verbreitung derselben und die Verherrlichung seines Vaterlandes waren sein einziges Ziel. Noch kurz vor seinem Heimgange sprach er die Worte: „Ich blicke gleichmüthig auf meinen Tod, bedauere aber das, was ich nicht habe ausführen können zum Ruhme des Vaterlandes und unserer Academie, denn meine gutgemeinten Absichten werden mit mir untergehen!"

Aber warme Anerkennung seiner Verdienste, Dank und hohes Lob für das, trotz aller Widerwärtigkeiten thatkräftige Streben und reiche Schaffen wurden ihm von der öffentlichen Meinung in die stille Gruft der Klosterkirche des heiligen Alexander Newski nachgesandt, in welche die Kaiserin Katharina II. seine sterbliche Hülle mit großer Pracht beisetzen ließ.

Das Buch der Natur.

§ 205. Seit Jahrtausenden liegt das Buch der Natur aufgeschlagen vor dem Blicke des Menschen. Es ist in großen und herrlichen Zügen geschrieben, es enthält das Wunderbare und das Nützliche und neben dem Glänzenden hat auch das Unscheinbare seine Bedeutung und seine Stelle. Zu allen Zeiten und aller Orten hat der Mensch die Sprache der Natur zu verstehen gesucht. Tausende haben dieselbe deshalb nicht nur flüchtig und obenhin, sondern mit Ernst und Tiefe betrachtet, und die ersten Geister der Menschheit waren bemüht, den Inhalt dieses Werkes verständlich und zugänglich zu machen.

Und dennoch war der Erfolg dieses Strebens nur unvollständig, dennoch sind in diesem Buche noch viele Zeichen und Seiten, die wir nicht verstehen, die uns dunkel erscheinen und deren Zusammenhang mit anderen wir nur zu ahnen oder zu vermuthen vermögen. Aber so wie bei einer alten Inschrift der Inhalt hervortritt, wenn es gelingt, nach und nach die einzelnen Zeichen zu erkennen, so gelangte die Menschheit Schritt vor Schritt weiter im Verständnisse der Natur.

Wie früh auch die Menschen der Naturbetrachtung sich zuwendeten, so geschah dies doch nicht immer mit gleicher Aufmerksamkeit. Ein so geheimnißvolles und wunderreiches Werk erfordert die Ruhe und Gelassenheit des Lesers. Aber diese finden wir selten, wenn wir zur Geschichte der Völker früherer Zeiten hinaufsteigen. Da war so Vieles erst zu erwerben und einzurichten, daß nur selten Einzelne Zeit gewannen, einen flüchtigen Blick der Natur zuzuwerfen. Da mußten vor Allem Staaten gegründet, geordnet und gesichert werden, und kaum fingen diese meist nach unzähligen Kriegen und anderen Mühsalen an, sich zu erheben und zu befestigen, so war es das Dringendste, sich mit dem Gesetze, das Recht und Eigenthum begründet, zu beschäftigen und dem Bedürfnisse des religiösen Gefühles Genüge zu leisten, wozu hülfreich die heiteren Künste mitwirkten.

Daher begegnen wir durchgehends der Religion und den bildenden Künsten als den ersten Keimen des aufsprießenden Culturlebens der

Völker, woran sich Kriegskunst und die Wissenschaften vom Staat und vom Recht reihen, und bei weitem früher und vollständiger ausgebildet auftreten, als die Wissenschaft von der Natur. — Verfolgen wir nun den von der letzteren zurückgelegten Weg.

§ **206**. Die ältesten Völker begnügten sich damit, die Natur zu benutzen und zu genießen, ohne sie näher zu erforschen. Dieselben hatten noch Alles zu erlernen, und so sehen wir bei ihnen zunächst nur Jagd, Fischfang und später auch Viehzucht und Ackerbau als die einfachsten Gewerbe, die des Menschen Bedürfniß nach Nahrung und Bekleidung befriedigen. Doch beobachteten sie, gerade wegen ihres beständigen Verkehrs mit der Natur, Manches gelegentlich und sammelten Erfahrungen, die ihren Nachfolgern nützlich wurden.

Die Chinesen und Aegypter, die schon früh ziemlich festgeordnete Staaten bildeten, sind die Ersten, bei welchen eine große Anzahl von Künsten und mehrere Einrichtungen angetroffen werden, welche darauf hindeuten, daß sie in vertrauterem Verkehr mit der Natur standen. Doch hatten beide Völker aus jenem Buche nur einzelne Worte und Stellen aufgefaßt. Der innere Zusammenhang ihrer Erscheinungen, das Verständniß selbst der weniger dunkelen Stellen blieb ihnen verschlossen.

Die Griechen, das gebildetste Volk des Alterthums, lebten inmitten einer herrlichen Natur, die ihnen reichlich die Bedürfnisse des Lebens lieferte. Sie waren deshalb weniger genöthigt, durch Arbeit und Forschung der Natur ihre Schätze abzuringen, und drangen daher weniger tief in dieselbe ein, als man hätte erwarten sollen. Da wir im Uebrigen die Griechen in manchen Gewerben und Künsten geschickt sehen, so hätte wol von diesen eine Anregung zur Naturforschung ausgehen können. Sehen wir doch, wie noch in neuerer Zeit gar manche werthvolle Beobachtung und Entdeckung aus der Werkstätte ins Bereich der Wissenschaft emporgestiegen ist. Allein alles, was Arbeit oder Gewerbe heißt, geschah bei den Griechen ausschließlich durch die Hände von Sclaven und des ungebildeten Theiles der Bevölkerung. Die Aufmerksamkeit der Gebildeten für die Erzeugnisse dieser Arbeit und ihre Theilnahme daran

beschränkte sich auf die künstlerische Ausführung derselben, welche dem entwickelten Schönheitssinn dieses Volkes entsprechen mußte.

§ 207. Um so reicher und fruchtbarer entfaltete sich die ganze geistige Kraft des gebildeten Griechen nach einer Richtung, die mühsamer Versuche und Geduld erschöpfender Arbeiten nicht bedurfte. Philosophie und Mathematik, Staatswissenschaft und die mit beiden verbundene Redekunst, Dichtkunst und die schönen Künste finden wir im alten Griechenland in der That bereits auf einer heute theilweise nicht übertroffenen Höhe der Ausbildung. Unverhältnißmäßig stehen dagegen die Naturwissenschaften zurück, von welchen die Griechen nur in der äußerlich beschreibenden Naturgeschichte, sowie in der Astronomie und Mechanik, insoweit dieselben mit einfachen Hilfsmitteln betrieben werden konnten, werthvolle Leistungen auf uns vererbt haben.

Das mächtige Volk der Römer wollte nur erobern und herrschen, Kriege führen und den Unterjochten Gesetze vorschreiben war ihre Hauptbeschäftigung, und es entwickelte sich bei ihnen niemals jener Sinn für die Wissenschaften, der dieselben mit Liebe und Ruhe hegt und pflegt. Und so sehen wir, daß dieses Volk, welches alle Reiche sich unterwarf, nicht in das Reich der Natur zu dringen vermochte, und während es allen Völkern Gesetze vorschrieb, hatte es keine Ahnung von den ewigen unwandelbaren Gesetzen, welche in der Natur über das Vergängliche des Menschen walten.

Nach dem Verfall des großen Römerreiches trat für Europa eine sturmbewegte Zeit ein. Ungeheure Völkerschaaren verließen ihre Heimath, und neue Wohnsitze suchend brachten sie Krieg und Verwirrung überall hin, wo ihr Zug wie ein vernichtender Strom sich ergoß. Da erblühten keine Künste, und die Wissenschaft wanderte aus und suchte in den ruhigeren Ländern Asiens eine günstigere Stätte. Dort wurde Vieles erhalten, gepflegt und weiter gebildet, während Europa von wilden Kämpfen zerrissen wurde, und viele werthvolle Kenntnisse aus dem Bereiche der Natur wurden uns dorther wieder durch die Kreuzzüge und die Araber zurückgebracht.

§ 208. Allmählig gestalteten sich jedoch in Europa die Verhältnisse günstiger. Das erstarkte Christenthum vereinigte die Völker gegen das Anstürmen fremder Barbaren, das deutsche Kaiserreich erhob sich glorreich und mächtig und gewährte Schutz und Schirm. Und wenn auch jetzt noch Kriege und Züge häufig waren, so sehen wir doch, daß innerhalb der stillen Klöster und der Ringmauern mächtiger Städte Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe eine Zuflucht gefunden hatten und rasch emporblühten. Die Menschen wohnten jetzt dichter beisammen, ihre Bedürfnisse vermehrten sich, und schon aus diesem Grunde wendete man der Natur eine größere Aufmerksamkeit zu und sann auf Mittel, in reicherem Maaße ihr Schätze abzugewinnen. Noch andere Ursachen wirkten mit zur Beförderung der Naturwissenschaft. Die Erfindung der Buchdruckerkunst machte es leicht, jeden Gedanken, jede Erfahrung und Beobachtnug festzuhalten und überall hin zu verbreiten, und die Entdeckung Amerikas, welche den erstaunten Europäern eine Menge neuer und merkwürdiger Gegenstände zu Gesicht brachte, reizte nicht nur die Neugierde, sondern auch die Lust nach genauerer Forschung. Außerdem aber waren in Italien, Frankreich, Deutschland und England nach und nach gelehrte Schulen und Universitäten entstanden, Stätten, an welchen alle Wissenschaften durch die ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit gepflegt wurden. Die Erforschung der Natur wurde bis dahin vorzugsweise von den Aerzten gefördert, denn diese waren ihres Zweckes willen schon in den frühesten Zeiten auf das Ergründen der Natur hingewiesen.

Von nun an war kein Rückgang oder auch nur Stillstand der Wissenschaften mehr möglich. Ein jedes Jahr vermehrte den Schatz der vorhandenen Kenntnisse, Entdeckungen und Erfindungen folgten rasch auf einander, und während früher Viele das Studium der Natur nur in der Absicht unternommen hatten, Nutzen und Gewinn daraus zu ziehen, beschäftigten sich jetzt Tausende damit, weil sie im Lesen dieses wunderbaren Buches eine Quelle der reinsten und der schönsten Freuden erkannten.

§ 209. So nähern wir uns der Gegenwart. Ausgerüstet mit allen Erfahrungen der Vorzeit, gesegnet durch langjährigen Frieden war sie den Wissenschaften günstiger als jede frühere Zeit, denn zwischen den gebildetsten Völkern Europas, den Deutschen, Engländern und Franzosen, erhob sich ein reger Wetteifer in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe. Vorzüglich aber war es die Natur, welcher viele der hervorragendsten Geister sich zuwandten. Man erkannte lebhaft die hohe Bedeutung der Naturforschung für Philosophie, Medicin, für Wald- und Landbau, für die Künste und Gewerbe. Das Zusammenwirken so günstiger Umstände und so zahlreicher Kräfte hatte riesenhafte Fortschritte zur Folge.

In Deutschland zuerst bildete sich ein allgemeiner Verein der Naturforscher, jedes Jahr alle Diejenigen an einem Orte versammelnd, welche mit Liebe, mit Begeisterung der Natur huldigen. Von den Nachbarstaaten und von den fernsten Theilen der Erde strömten Gleichbeseelte herbei, und ein Austausch des Wissens und der Gedanken wirkte belebend weiter.

Die Wissenschaft hat keine Geheimnisse mehr, die sie ängstlich und neidisch verbirgt, sondern frei und freudig sprudelt ihre Quelle für Jeden, der mit dem edlen Durst des Wissens ihr naht. Das Buch der Natur mahnt aber besonders die glückliche Jugend der Gegenwart, diese herrliche Zeit zu nützen und sich mit ihm zu befreunden. Denn gleich wie nach der Meinung der Alten dem Menschen mit jeder neuen Sprache, die er erlernt, eine neue Seele entsteht, so erwächst ihm mit jedem neuen Zweige der Naturwissenschaft ein neuer Sinn. Die Natur spricht zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen, sie spricht mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen und bleibt dem Aufmerksamen nirgends todt noch stumm.

Die Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte.

§ 210. Schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der letzten hundert Jahre läßt die großen und mannigfachen Veränderungen erkennen, welche während dieser Zeit der ganze Zustand der menschlichen Gesellschaft erfahren hat. Und wenn die Frage aufgeworfen wird, was jene Veränderungen hervorgerufen hat, so muß als die wichtigste Ursache derselben die Herrschaft genannt werden, welche der menschliche Geist über die Naturkräfte erlangt hat. Diese hat uns an die Pforten einer neuen Zeit geführt, die in culturgeschichtlicher Beziehung eine höchst bedeutungsvolle Stelle einnimmt.

Doch die Natur gehorcht uns nur, wenn wir zuvor auf sie gehorchet. Nur durch unzählige sorgfältige Beobachtungen, nur dadurch, das der Forscher experimentirend der Natur Fragen vorlegte, und die mit verschärften Sinnen abgelauschten, zum Theil sehr räthselhaften und complicirten Antworten mit vorurtheilsfreiem Geiste zu entziffern wußte, ist es in vielen Fällen möglich geworden, den Zusammenhang einer Reihe vereinzelter Erscheinungen zu ermitteln, aus den Wirkungen auf die Kräfte zu schließen und sich durch Schlüsse den ewigen Gesetzen zu nähern, durch welches alles Erforschen regiert wird.

§ 211. Mit vollem Rechte darf die jüngste der gelehrten Disciplinen, die Naturwissenschaft, in den Kreis ihrer älteren Schwestern als ebenbürtig eintreten; in wenigen Jahrzehnten hat sie die großartigsten Eroberungen gemacht und bereits in allen Verhältnissen der Kunst, Industrie, des Handels und des gesammten Verkehrs einen Einfluß gewonnen, ja eine Umwälzung hervorgebracht, welche in der Geschichte ihres Gleichen nicht hat und deren Endresultate die schwindelnde Phantasie kaum zu fassen vermag.

Raum und Zeit, welche bisher die einzelnen Menschen und die Völker trennten, werden durch die neueren Verkehrsmittel zum Verschwinden gebracht, alle Länder und Welttheile durch das Zaubernetz der electrischen Telegraphie in unmittelbaren geistigen Verkehr gesetzt. Wenn durch

Eisenbahnen und Dampfschiffe wie durch Blutgefäße der materielle Verkehr immer lebhafter pulsirt, so muß das Telegraphennetz, welches bereits den größten Theil der civilisirten Welt umspannt und immer weiter sein Geflecht verzweigt, als das Nervensystem der als Organismus gedachten Menschheit bezeichnet werden, durch welches das geistige Leben, die Mittheilung des Gedankens, mit Blitzesschnelle vermittelt wird.

Mittheilung aber ist die Grundbedingung des geistigen Fortschrittes. Und wenn der Erfindung der Buchdruckerkunst die unbestrittene Ehre gebührt, als Markstein einer neuen Zeit zu gelten, so muß den genannten großartigen Entdeckungen auf dem weitem Gebiete der Natur mindestens eine gleiche culturhistorische Bedeutung zugesprochen werden.

§ 212. Fassen wir die erste der beiden erwähnten Erfindungen näher in's Auge, die auf dem glücklich gelungenen Versuch des menschlichen Scharfsinnes beruht, die Spannkraft des Wasserdampfes als mächtigen Hebel für mechanische Arbeiten nutzbar zu machen.

Die Dampfmaschine, dieses aus eisernen Gliedern so sinnreich zusammengefügte Wesen, ist zu einem Diener des Menschen geworden, wie er sich keinen willigeren, stärkeren und unverdrosseneren wünschen kann. Erst dieser Diener hat den Herrn der Erde in mancher Hinsicht zum wahren Beherrscher über den leblosen Stoff gemacht. Ueberall kann er gebraucht werden, wo die Kraft des Menschenarmes nicht mehr ausreicht, um schwere Arbeiten zu vollbringen. Aus jeder Tiefe hebt die Dampfmaschine die Mineralien zu Tage, die der Fleiß des Bergmanns mühsam gewonnen hat; die unterirdischen Wasser, welche diesen von der Arbeit zu vertreiben suchen, werden von ihr unermüdlich an die Oberfläche gefördert. Die großen Gebläse, welche rastlos Tag und Nacht die Gluth der Schmelzöfen anfachen, setzt die Dampfmaschine in Bewegung, führt mit centnerschweren Hämmern dröhnende Schläge auf glühende Metallmassen, und nöthigt diese, zwischen raschlaufenden Walzen die verschiedensten Formen anzunehmen. Treten wir in die Säle einer der großen Spinn- und Webereien, wie die Neuzeit deren so manche

geschaffen hat, und sehen wir Tausende von Spindeln die feinsten Fäden spinnen und Hunderte von Weberschiffen emsig hin und her schnurren, so werden wir mit gerechtem Staunen den mechanischen Apparat betrachten, der mit gewaltigem Arm so zahlreiche, verschiedene Arbeiten verrichtet.

§ **213**. Aber nicht nur den materiellen, auch den geistigen Bedürfnissen ist die Dampfmaschine dienstbar; sie macht es möglich, daß eine einzige Presse in einer Stunde zwanzigtausend Bogen druckt. Und sollen wir noch daran erinnern, wie sie täglich einen Verkehr unter den Menschen vermittelt, von dessen Ausdehnung die früheren Zeiten keine Ahnung hatten. Tausende von Dampfschiffen befahren die Flüsse und Meere. Mit Wind und Wellen kämpfend verfolgt das Dampfboot seinen Weg von einem Continent zum andern. Die Strömung der Flüsse wird von ihm überwunden, und ihm als Führer folgen die schwerbeladenen Schleppkähne. Mit der Schnelligkeit des Vogelfluges durcheilt der Dampfwagen die Länder, und rückt Städte an einander, welche durch ganze Tagereisen getrennt waren. Eine beständige, aber friedliche Völkerwanderung ist durch Dampfschiffe und Eisenbahnen hervorgerufen worden. Die Menschen kommen untereinander in vielfacherer Berührung, und die Producte des Bodens und Gewerbfleißes, wie die Erzeugnisse geistiger Thätigkeit werden im regsten Wechselverkehr ausgetauscht.

Es wäre leicht, noch durch weitere zahlreiche Beispiele den tiefgreifenden Einfluß darzuthun, den die Benutzung der Dampfkraft auf unser ganzes heutiges Leben ausübt. Das oben Gesagte und mehr noch das, was sich Jedem täglich darbietet, der seinen Blick auf die Erzeugnisse der verschiedenen Zweige der Technologie richtet, zeigt zur Genüge, welche Gewalt der Mensch über die Kräfte der Natur erlangt hat und wie er durch stets weiteres und tieferes Erkennen ihrer Eigenschaften sie in noch ausgedehnterem Maße seinem Willen und Zwecke zu unterwerfen und fügsam zu machen bestrebt ist.

§ **214**. Man würde aber nicht wenig irren, wollte man glauben, der Telegraph und die Dampfmaschine, wie beide jetzt existiren, seien das

Erzeugniß eines glücklichen Augenblicks gewesen, dessen sich der Erfinder zu erfreuen gehabt habe. Keine der beiden Erfindungen ist wie Minerva in voller Rüstung einem einzigen Kopfe entsprungen. Es gehörten dazu lange Jahre, um in den verschiedenen Naturwissenschaften eine ganze Reihe vorbereitender Entdeckungen zu machen, die allein und allmählich zum Ziele führen konnten. Schon im vorigen Jahrhundert hatte der Gedanke, der Dampfkraft und der Elektricität einen Platz im Dienste der Menschheit anzuweisen, manchen genialen Kopf beschäftigt, mußte aber unfruchtbar bleiben, da die wissenschaftlichen Entdeckungen, die allein ihn ausführbar machten, noch im Schoße der Zeit lagen und erst später in langen Zwischenräumen zu Tage getreten sind. Erst in den dreißiger Jahren führten vereinzelte mühevolle Arbeiten und glänzende Erfindungen einer großen Reihe von Gelehrten aller Nationen der civilisirten Welt dahin, den electrischen Telegraphen, wie er im Allgemeinen noch jetzt besteht, in allen seinen wesentlichen Eigenthümlichkeiten zu ersinnen. In ähnlicher Weise war kurz vorher die Dampfmaschine durch eine ganze Kette aufeinander folgender Erfindungen zu einer der Hauptstützen aller Gewerbs- und Verkehrsverhältnisse geworden.

Was hier jedoch nur von zwei Naturkräften gezeigt ist, gilt auch von unzähligen anderen in dem weiten Reiche der Schöpfung, daß der Mensch sich diese in steter Folge von einer Erfindung zur andern mehr und mehr dienstbar macht und in beständigem Schaffen neue Keime legt, die seine Herrschaft erweitern und bis in unabsehbare Zeiten hin Früchte tragen. Diese prunkfreien Eroberungen für den Dienst der Menschheit müssen wir um so mehr zu würdigen lernen und preisen, da sie im täglichen Gange der Dinge oft von dem Schimmer überstrahlt werden, der viele andere, weniger wohlthätige Unternehmungen umgiebt.

§ 115. In richtiger Erkenntniß dessen, welche enorme Vortheile der ganzen menschlichen Gesellschaft aus der Bekanntschaft mit der Natur und der Herrschaft über ihre Kräfte erwachsen, hat man in neuerer Zeit auch bei uns den Naturwissenschaften nicht blos einen hervorragenderen Platz in vielen Schulen angewiesen, sondern auch besondere Un-

terrichtsanstalten eröffnet, damit aber zugleich in unserem gesammten Lernen und Lehren neue wissenschaftliche Begriffe und Anschauungen, neue Ausgangspunkte und Wege für die Berufsthätigkeit sowol als für alle industriellen Bestrebungen herbeigeführt. In Deutschland hat der Kampf für die ebenbürtige Stellung der Realwissenschaften neben den humanistischen Wissenschaften fast ein volles Jahrhundert gedauert, bis endlich vor einigen Decennien die ersteren zu ihrer gegenwärtigen Anerkennung und Pflege neben den althergebrachten, hoch angesehenen Lehrstühlen der letzteren gelangt sind. Deutschland ist zwar immer die Metropole unserer Schulen gewesen, doch hat erst vor nicht langer Zeit ein Beispiel vermocht, bei uns die Nothwendigkeit, auch die Realwissenschaften in den Kreis des Schulunterrichts zu ziehen, zum vollen Bewußtsein zu bringen, während noch immer manche einseitigen Anhänger des Alterthums keinen Fuß breit Landes der weiten Erde dem Cultus der Natur zuerkennen wollen und desto rücksichtsloser den Stab über Alles, was Realismus heißt, zu brechen pflegen, je weniger sie mit dessen Begriff ihren Gedanken befreundet haben.

Wie alle Vorurtheile früher oder später von der öffentlichen Vernunft besiegt werden, so bleiben auch gegenwärtig solche Stimmen ungehört und unbeachtet, die den menschlichen Geist nur in der Vergangenheit wiegen wollen und dabei den dringensten Forderungen der Zeit entgegenzutreten streben. Wir haben von Deutschland die Errungenschaften des Kampfes zwischen Humanismus und Realismus für uns in Anspruch genommen und können freudig die neue Aera unserer Schulen beglückwünschen, die fortan nicht blos in dem reichen Schatze des klassischen Alterthums, sondern zugleich im ewig sprudelndem Quell der Natur ihre belebende Nahrung suchen und finden werden.

Der Tunnel unter der Themse.

§ 216. Der wunderbare, unter dem Bette der mächtigen Themse in London ausgeführte große Tunnel hat den Zweck, die an beiden Stromufern gelegenen Stadttheile der City durch eine bequeme Communication mit einander zu verbinden, da die Anlage einer Brücke in dieser östlichen Gegend der Stadt den belebtesten Theil des Hafens mit den dazu gehörigen Docks dem Handelsverkehr ganz unzugänglich machen würde. Freilich ist hier der Verkehr zwischen beiden Uferseiten nicht einer der lebhaftesten, den die Straßen der Weltstadt zeigen, denn die Bevölkerung Londons ist hauptsächlich am Westende in einem steten Anwachse begriffen, während die Ostseite im Vergleich mit der fortschreitenden Lebendigkeit des Handels in jenem Theile immer mehr zu veröden scheint. Aus diesem Grunde wurde der ursprüngliche Plan, den Tunnel auch für Wagen benutzbar zu machen, aufgegeben, wobei noch der Umstand zu berücksichtigen war, daß durch den Ankauf großer Häusermassen beider Ufer, der zur Herstellung eines geeigneten Fahrweges bis zur Tiefe des Schachtes nothwendig gewesen wäre, die Kosten dieses ungeheuren Werkes eine zu bedeutende Höhe erreicht haben würden.

Das von den Actionären gezeichnete Kapital belief sich auf 180,000 Pfund Sterling, allein noch war der Bau nicht bis zur Hälfte vorgeschritten, als diese Summe schon vollständig erschöpft worden war. Nun wurden durch eine Parlamentsacte die für die Vollendung des Unternehmens noch fehlenden Fonds votirt, und so entstand ein Wunderwerk, das an Kühnheit des Gedankens, an bewunderungswürdigem Scharfsinn der Berechnung und an zäher Thatkraft, die in der Ausführung das Unglaubliche überwunden hat, in den Jahrbüchern der Culturgeschichte seines Gleichen sucht.

Zwei platte, niedrige Thürme, die sich zu beiden Seiten der zweitausend Fuß breiten Themse erheben, bilden die Eingänge zum Tunnel. Man steigt auf sehr bequemen überwölbten Wendeltreppen in den achtzig Fuß tiefen Schacht hinab zu der unter dem Strome hin-

wegleitenden Verbindungsstraße. Diese besteht aus zwei breiten gewölbten, durch Querverbindungen zusammenhängenden Gängen, von denen aber nur der eine dem Verkehr geöffnet ist, und so wälzt über den Köpfen der Menschen ein mächtiger Strom seine Fluthen dahin, welche die größten Kriegsdampfer und Ostindienfahrer tragen.

§ 217. Die größte Schwierigkeit bei der Ausführung des Baues verursachte der lose Triebsand, welcher das Bett des Stromes bildet, und dazu steigert noch die in die Themse bis in den Londoner Hafen eindringende Fluth des Meeres die Höhe ihres Wasserspiegels um 12 bis 15 Fuß, wodurch der über der Wölbung des Ganges lastende Druck des Wassers bedeutend vermehrt wird. Ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten schritt der Bau bis über die Hälfte vor, als trotz der sorglichsten Vorsicht durch eine sich öffnende Spalte das Wasser hereinstürzte. Die Ueberschwemmung geschah so plötzlich, daß viele Arbeiter ertranken und außer einem Theile des Werkes selbst die meisten der sehr kostspieligen Maschinen zerstört wurden. Nur mit Mühe gelang es dem berühmten französischen Architekten Brunel, der den ganzen Bau leitete, sein Leben zu retten. Doch was wäre der Beharrlichkeit des menschlichen Geistes unerreichbar? Als nach unsäglichen Anstrengungen das Wasser aus dem Schacht ausgepumpt und der Riß durch Sandsäcke verstopft und darauf vermauert war, schritt man von Neuem an das Werk, dessen Bau 1825 begonnen hatte; schon im Jahre 1834 konnte der Tunnel dem Publicum zur Benutzung übergeben werden.

Für den Aufenthalt unter der Erde und dem Wasser ist der Tunnel ganz wohnlich eingerichtet. Die eine Seite des Doppelganges ist durch Gasflammen bis zur Tageshelle erleuchtet und in den, beide Durchgänge verbindenden Gewölben hat der Londoner Kleinhandel seinen Sitz aufgeschlagen. Hier bieten Krämer an Waarentischen Sachen aller Art feil; nur an den Sonntagen erfreut sich diese unterirdische Bevölkerung des Sonnenlichtes. Auch an Musik fehlt es hier zu keiner Zeit und selbst eine Drehorgel, durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, ertönt vom Morgen bis zum Abend, um die Vorübergehenden zu

dem dahinter aufgestellten Panorama zu locken. So ist hier die Industrie oben und unten in beständiger Thätigkeit.

Karl Friedrich Gauß.

§ 218. Am Ruhmeshimmel der deutschen Forscher und Denker, da wo die Namen Kopernikus und Kepler, Leibnitz und Kant glänzen, steht neben dem seines Freundes Humboldt auch der Name Karl Friedrich Gauß. Er glänzt darum nicht weniger hell, weil manche seiner deutschen Landsleute den Eigenthümer für einen Franzosen halten und die Regensburger Walhalla seiner ganz vergessen hat. Es läßt sich ja fast durch Rechnung erweisen und ist völlig in den Zahlen begründet, daß der große Mann, der so viele unbekannte Größen in bekannte verwandelte, der großen Mehrzahl selber eine „unbekannte Größe" bleiben mußte. Gerade der König derjenigen Wissenschaft, die sich für die Königin aller Wissenschaften halten darf, muß dem Schicksal verfallen, incognito zur Unsterblichkeit zu reisen, wenn wir nicht die Bewunderung der Wenigen, die seinem Geistesfluge und seinen Rechnungen folgen können, zum Beispiele nehmen.

Das kleine Häuschen, in welchem Gauß am letzten April 1777 geboren wurde, ist noch heute mit einer Gedenktafel geschmückt in Braunschweig zu finden. Wie es oft bei großen Männern der Fall zu sein pflegt, hat seine Mutter in viel höherem Grade als der Vater, der den Namen eines Wasserkunstmeisters führte, den Knaben gehütet und die Pflege seiner Anlagen geleitet, und sie hat das seltene Glück gehabt, später von der Göttinger Sternwarte aus den Ruhm ihres Lieblings bis zu den Sternen steigen zu sehen, ehe sie im hohen Alter die kurz vorher erblindeten Augen schloß.

§ 219. Der Zahlensinn gehört zu den Geistesfähigkeiten, die am meisten eine angeborene Anlage voraussetzen, und von dieser gab Gauß, der nach seiner eigenen Behauptung früher rechnen als sprechen gelernt hatte, bereits als kleines Kind Beweise. Eines Sonnabends,

als sein Vater den Maurergesellen ihren Wochenlohn mit Einschluß der nach Feierabend geleisteten Arbeit laut vorrechnete und eben an's Auszahlen gehen wollte, rief der noch nicht dreijährige Knabe mit seiner feinen Stimme aus dem Bettchen: „Vater, die Rechnung ist falsch; es macht mehr aus." Die Rechnung ward wiederholt und man findet mit Erstaunen, daß dem kleinen Rechenmeister ein Fehler aufgefallen war, den die Erwachsenen übersehen hatten. Ein anderes Beispiel seiner Zahlenmächtigkeit lieferte Gauß in einer Schule seiner Vaterstadt, wo er sich in der obersten Klasse bei dem Rechenlehrer alsbald in Respect setzte. Es war üblich, daß der Schüler, welcher zuerst sein Exempel beendigt hatte, seine Schiefertafel auf einen Tisch legen mußte, auf diese der zweite die seinige und so fort. In einer der ersten Stunden gab der Lehrer eine für die Klasse nicht wenig schwierige Aufgabe, aber kaum war dieselbe ausgesprochen, als Gauß seine Tafel mit den Worten „da liegt sie!" auf den Tisch warf. Während die anderen Schüler emsig weiter rechnen, geht der Lehrer auf und ab, von Zeit zu Zeit einen halb mitleidigen, halb spöttischen Blick auf den kleinsten seiner Schüler werfend, der längst seine Aufgabe beendigt hatte. Schließlich wurden die Tafeln umgekehrt; diejenige von Gauß mit einer einzigen und zwar der richtigen Zahl des Resultates lag oben auf, während die übrigen unrichtig waren. Der Lehrer mußte bald erklären, daß Gauß in seiner Schule nichts mehr lernen könne.

Inzwischen war demselben die freundschaftliche Unterstützung eines jungen Hilfslehrers der Schule, Namens Bartels, zu Theil geworden. Dieser interessirte sich für mathematische Studien und fand, angeregt durch den Eifer des damals zehnjährigen Knaben, gemeinschaftlich mit ihm den Weg zur höheren Mathematik, der ihn selbst später auf den Lehrstuhl der Universität Dorpat geführt hat, so daß sich die dem jüngeren Genossen erwiesene Unterstützung unmittelbar belohnte. Bartels machte mehrere hochgestellte Personen in Braunschweig auf die ungewöhnlichen Gaben seines jungen Freundes aufmerksam und nun fehlte es diesem auch nicht mehr an Unterstützung für seine weitere Fortbil-

dung. Als eilfjähriger Knabe kam Gauß auf das Gymnasium, und hier bemächtigte er sich mit so unglaublicher Schnelligkeit der alten Sprachen, daß er die Bewunderung aller Lehrer und Schüler erregte und nach zwei Jahren die Prima erreichte. Um diese Zeit wurde er auch bei dem herzoglichen Hofe vorgestellt und gewann sofort die Gunst des edlen Landesfürsten, die ihm derselbe stets bewahrt hat.

§ **220**. Daß Gauß nicht in die Klasse der durch Eitelkeit und künstliche Dressur erzogenen „Wunderkinder" gehörte, die nur zu bald in den Reihen der Alltäglichkeit zu verschwinden pflegen, bewies er bereits während seiner Universitätszeit in Göttingen, indem er damals noch nicht einmal entschieden, ob er nicht vielmehr die alten Sprachen zu seinem Studium wählen sollte, als achtzehnjähriger Student (1795) eine mathematische Schrift (Methode der kleinsten Quadrate) verfaßte, von der eine neue Epoche der Zahlentheorie datirt. Bald darauf schrieb er ein anderes Werk (Arithmetische Untersuchungen), welches sofort die Blicke aller Mathematiker auf den Autor zog und ihm die Ernennung zum Mitgliede der Petersburger Akademie und unzählige ähnliche Ehrenbezeugungen eintrug. Ein damals am Himmel neuentdecktes Gestirn trug übrigens nicht wenig dazu bei, das auf Erden aufgegangene der Welt bekannt machen.

Im Jahre 1800 hatte der italienische Astronom Piazzi einen kleinen Stern entdeckt, den er für einen Planeten halten mußte und die Ceres nannte. Diese Entdeckung des ersten der jetzt zu einem großen Schwarm angewachsenen kleinen Planeten machte ein nicht geringes Aufsehen, weil den Astronomen die große Kluft zwischen Mars und Jupiter in unserem Planetensystem immer ein Räthsel gewesen war. Aber o Jammer! Piazzi hatte die langersehnte und endlich gefundene Lückenbüßerin Ceres wieder aus den Augen verloren, und alle Astronomen Europas bemühten sich fast ein ganzes Jahr lang vergeblich, der Verlorenen wieder auf die Spur zu kommen. Die Spannung der ganzen gelehrten und ungelehrten Welt war umsomehr erregt, als der Philosoph Hegel in einer lateinischen Abhandlung „unzweifelhaft"

bewies, daß der Raum zwischen Mars und Jupiter „aus philosophischen Gründen" nothwendig leer sein müßte, — ein Beweis, den er nach der Behauptung eines seiner Zeitgenossen hauptsächlich zu dem Zwecke geführt hat, um zugleich die Lücken seines eigenen philosophischen Systems durch ein allgemeines, unabänderliches Gesetz in der Naturordnung rechtfertigen zu können. Nur ein großer Rechner konnte die Astronomen aus der Klemme ziehen, und diesen Retter fanden sie in Gauß. Ohne im mindestens auf jenes „schöne Gesetz" zu achten, erkannte er auf den ersten Blick den Fehler der früheren Berechnungen und bestimmte mit solcher Genauigkeit die Bahn der Ceres, daß der Astronom Olbers sie genau an dem von Gauß berechneten Orte auffand, ihr übrigens bald darauf eine Gesellschafterin, die Pallas, in dem „philosophisch leeren Raum" Hegel's ausfindig machte.

§ **221.** Damals neigten sich alle Astronomen der Welt vor dem bisher wenig bekannten Namen Gauß, und es leiteten sich unmittelbar darauf die auf tiefer Achtung gegründeten Freundschaftsbündnisse ein, die ihn mit allen berühmten Gelehrten der Zeit verbanden. Vergebens waren die Bemühungen der Petersburger Akademie und später der Dorpater Universität, ihn seinem Vaterlande zu entführen; er lehnte die glänzenden Anerbietungen ab und folgte einem an ihn ergangenen Rufe als Director der Sternwarte nach Göttingen.

Unter traurigen Verhältnissen trat er sein Amt an. Dem Verluste des Herzogs Ferdinand, seines bisherigen Beschützers, der in der Schlacht bei Jena die Todeswunde empfangen hatte, folgte der seines Vaters und seiner Gattin, und dazu kam das Mißgeschick, daß Napoleon die Stadt der Wissenschaft mit einer ungeheuren Kriegscontribution belegte, für welche auf den Neuangekommenen gleichsam zur Begrüßung ein Beitrag von zweitausend Franken entfiel.

Gauß suchte sich über das persönliche und allgemeine Unglück durch Arbeit hinwegzuhelfen und schrieb sein für die Astronomie bahnbrechendes Werk über die Theorie der in krummen Bahnen um die Sonne kreisenden Weltkörper, nach der sich dieselben ungleich einfacher

berechnen ließen als bisher. In besonderem Maße galt dies für die Berechnung der Kometenbahnen. Dem Beispiele Kepler's folgend, welcher seinen Vorgänger Tycho de Brahe wie einen Feldherrn geschildert hatte, der den Kriegsplaneten Mars erst nach langen Belagerungen und Nachtwachen gefangen genommen habe, durfte Gauß von den Kometen sagen, daß sie sich, obwol mehrmals für besiegt gehalten, immer wieder als Rebellen erwiesen hätten, bis ihnen nunmehr feste Zügel angelegt seien, so daß sie fromm der Rechnung folgen würden. Er pflegte auch zu erzählen, wie der berühmte Mathematiker Euler blind geworden sei in Folge der drei volle Tage erfordernden Berechnung einer Kometenbahn nach einer schon sehr vereinfachten Methode, während Gauß die nämliche Aufgabe nach seiner Theorie in einer einzigen Stunde löste.

§ **222.** Nach einer Reihe rein wissenschaftlicher Untersuchungen bot sich dem großen Rechner Gelegenheit, sein Genie auf einem mehr praktischen und recht eigentlich irdischem Gebiete zu erproben, nämlich bei der im Königreich Hanover unternommenen Gradmessung. Gauß erdachte ein neues höchst einfaches Instrument (das Heliotrop), um von einem hohen Punkte aus vermittelst zweier Spiegelchen einen Sonnenstrahl nach der entferntesten noch am Horizonte sichtbaren Erhöhung hinzusenden, von wo aus derselbe wie ein strahlender Stern erblickt wird. Noch heute geht den Geometern bei dem Aufblitzen dieses Sternes jedesmal wieder das Herz auf, sobald sie sich den großen mit diesem Instrumente erzielten Fortschritt der Erdmeßkunst vergegenwärtigen.

Aehnliche Dienste erzeigte Gauß auch der Physik. Gemeinschaftlich mit Humboldt und Weber wurde von ihm der „Magnetische Verein" begründet (1833), die erste Organisation einer gemeinschaftlichen Arbeit zahlreicher, über die Länder zerstreuter Forscher an derselben Aufgabe, aus der später die meteorologischen Institute hervorgegangen sind. Wie Gauß die Geometer mit einer neuen Erfindung beschenkt hatte, so bot er den Physikern jetzt ein bewunderungswürdiges

Meßinstrument dar (das Magnetometer), welches die kleinsten Schwankungen im Erdmagnetismus bei electrischen Strömungen sicht- und meßbar macht, und den Physikern so wichtig geworden ist, wie die Elle dem Kaufmann. In der Geschichte der Erfindungen wird auch unvergessen bleiben, daß Gauß und Weber (1833) in Göttingen die Drähte des ersten wirklich benutzten electromagnetischen Telegraphen von nahezu Meilenlänge zogen, um einander ihre Beobachtungen blitzschnell mittheilen zu können. So diente der erste electrische Telegragh rein wissenschaftlichen Zwecken, und führt es denen, die das vergessen können, zu Gemüthe, wie die Wissenschaft gewohnt ist, die oft sehr kärglichen Mittel, die man ihr gewährt, mit ungeheuren Zinsen zurückzuzahlen. Auch der transatlantische Telegraph ist nach langen anderweitigen Versuchen beinahe genau zu der Form der Zeichengebung zurückgekehrt, welche jene beiden Gelehrten dem ersten Telegraphen gegeben hatten.

§ 223. Gauß starb am 23. Februar 1855. Freundschaft erwerben und Freundschaft erhalten war eine seiner hervorragenden Gaben, und diese Tugend, die ja alle übrigen im Keime gleichsam umschließt, muß an ihm besonders hervorgehoben werden, als Erinnerung, daß bei dem großen Rechner doch nicht Alles Berechnung gewesen, und daß bei dem durchdringenden Verstande das Gemüth keineswegs zu kurz gekommen war. Gauß war tief religiös, streng gegen sich selbst und milde gegen Andere, aller Eitelkeit fremd, in seinen Bedürfnissen bis zur Uebertreibung selbst in der Zeit seines ruhmvollen Alters schlicht und einfach. Dem großen Forscher wird in seiner Vaterstadt ein Standbild errichtet werden, dessen Grundstein an seinem hundertjährigen Geburtstage, dem 30. April 1877, gelegt worden ist. Wenn er sich auch in seinen Arbeiten ein schöneres Denkmal errichtet hat, als ihm die Nachwelt errichten kann, so wird doch selten die Pflicht eines äußerlichen Gedenkzeichens mahnender vor Augen treten, als gerade Gauß gegenüber, dessen unsterbliche Verdienste der Mehrzahl nicht unmittelbar bekannt und erkennbar sind. Man könnte glauben, daß die Deutschen ihre größten Geister nicht zu schätzen wissen, wenn sie auf diesen

Geistesheros nicht so stolz bleiben wollten, als sie es mit gutem Gewissen thun dürfen.

Die Ruhestätte der Todten.

§ 224. Wenn die Blumen verblüht, die Blätter gefallen sind, wenn durch trockenes Gezweig rauhe Lüfte wehen und nach vollbrachtem Jahreswerk die Erde in tiefen Schlummer sinkt, wenn es öde und farblos, stumm und still geworden ist in der Natur, da feiert die Kirche das Fest Aller Seelen zum Gedächtniß der Verstorbenen (2. November). Dann zieht es uns wol hinaus, wo sie so sanft ruhen; im stillen Sinnen frischen wir die verblichenen Blätter unserer Erinnerung auf und winden sie zu einem Kranze um die Bilder der Geliebten, die von uns genommen worden.

Eine ganze Welt von Gedanken liegt um die schweigsamen Gräber, in denen ungelöst die Räthsel des Lebens und unentschleiert die Geheimnisse des Todes ruhen. Dort liegt kaum geboren und wieder von hinnen gegangen, ehe sein Lebenszweck sich erfüllen konnte, ein zartes Kind; dort der Jüngling, der Mann, das Weib in der Blüthe und Kraft des Lebens. Dort ruhen, die vollbracht ein langes Leiden und die vollendet einen süßen Traum, die Liebe gespendet und Liebe empfangen und die unverstanden aus dem Leben geschieden sind, schlichte Seelen, die unbeachtet ein stilles Dasein lebten, und Geister, denen die Erde ein Rosengarten voll Lust und Freude, und denen sie ein Dornenacker, ein stürmisches Meer, ein Kampfplatz gewesen, — hier ist der Ort, wo sie alle ihren Frieden gefunden haben.

Wie traurig, wenn unser ganzes Sein nur für die kurze Zeit existirt, wo unser Leib dieser Erde angehört! Drei Zeugen sagen uns, daß es nicht also ist. Der Gedanke an einen Gott, der über uns waltet, an ein Gewissen, das in uns lebt, an eine Ewigkeit, die uns umgiebt, ist so alt als das Menschengeschlecht, ein Gemeingut aller

Menschen und Völker und eine heilige Drei, die den Menschen vom Thiere unterscheidet, die Menschheit erzogen hat und die menschliche Gesellschaft erhält.

Der Gedanke an die Ewigkeit, weit entfernt, uns zu Verächtern unseres irdischen Daseins zu machen, unsere Seele mit unnützen Grübeleien zu martern, trügliche Einbildungen in ihr zu nähren und uns den Genuß der besten Freuden hinieden zu verbittern, — dieser Gedanke kommt uns wie ein vertrauter Freund, der uns an das erinnert, was einst geschehen wird, uns mit jedem Athemzuge näher tritt und in der welkenden Blume nicht minder als im Grabhügel sein Zeugniß findet.

§ **225.** Wie das Leben, das wir das künftige nennen, beschaffen sei, wozu es wissen? Wozu den Schleier lüften, den die Vorsehung darum gelegt hat? Unser Leben auf Erden ist um so reiner und uneigennütziger, je weniger wir das kennen, was uns nach demselben erwartet, und je mehr wir in der Tugend selbst den Lohn der Tugend, im Laster selbst den Lohn des Lasters erkennen. Seit Tausenden von Jahren ist es ein fruchtloses Beginnen des grübelnden Menschengeistes gewesen, in die Sphären des Jenseits zu dringen und mit den blöden Geistesaugen, die nicht einmal die Wunder dieser Erdenschöpfung und die Räthsel der Natur ergründen können, das Geheimniß der Ewigkeit zu erforschen.

Trotz ihrer Unergründlichkeit ist der Glauben an die Ewigkeit und die Erinnerung, daß wir für eine Unendlichkeit des Lebens geboren sind, ein erhebendes und erleuchtendes Geleit auf unserem Erdenpfade. Nur so wird uns der Tod zu keinem Schauergebilde, nur so vermögen wir über Grab und Tod zu denken, daß dieselben keine unser Leben und seine Freuden verkümmernde, sondern das Gemüth beruhigende, heitere Vorstellungen sind. Fällt ja doch nicht einmal die irdische Hülle, die den Geist umschließt, die Materie, die an uns vergänglich ist, einer völligen Vernichtung anheim; immer neues, vielgestaltiges Leben baut sich daraus auf, und jeder Augenblick erscheint nur als das Datum der Geburt und des Sterbens von unzähligen Geschöpfen. Selbst unser

Leib im vollen Leben ist der Schauplatz einer steten Verwesung und Neubildung, des beständigen Austausches der alten unbrauchbar gewordenen gegen neue Stoffe. So verändert in der Frist verschiedener Jahre der Mensch seinen Körper vollständig; in jedem Lebensalter kreist anderes Blut in ihm und ist es anderes Fleisch und Bein, woraus er gebildet wird. Und diese Thatsache spricht ja selbst aus der Blume und aus dem Grashalme zu uns, die dem Grabhügel unserer Lieben entsprossen sind. Wir blicken mit wehmüthiger Freude auf sie und kein erschreckender Gedanke an Tod und Verwesung haftet an der Thräne, die auf sie niederfällt; sie sind uns wie ein lieber Gruß, wie ein Zeichen der Erinnerung, aus der Asche des Hingeschiedenen unmittelbar an uns gesendet.

§ **226.** Wenn schon der Mensch unzerstörbar und ewig ist, können wir da glauben, daß das unendliche Höhere, die Seele, die in ihm lebte und webte, sterblich sei?

In so freundlichem und erhabenem Sinne stellt sich uns der Tod vor, wenn wir ihn nach einer alten Auffassung als den Zwillingsbruder des Schlafes denken und bilden. Er soll uns nicht das schreckliche Wesen sein mit dem stählernen Herzen, das erbarmungslos festhält, was es einmal ergriffen hat, auch nicht das geflügelte, mit einer tödtenden Keule und richtenden Waage drohende Nachtgespenst, wie ihn manchmal die Kunst gestaltet, noch weniger das furchtbar mit der Sense bewaffnete Gerippe, welches das Mittelalter zu seinem Sinnbilde gemacht hat. Wahrer und würdiger stellt sich die Kunst der Alten den Tod vor als einen lieblichen Genius, als einen Engel, dem als einziges Zeichen seiner Bestimmung eine umgekehrte Fackel in die Hand gegeben ist.

Warum fließen denn die Thränen, die wir den Verstorbenen nachweinen? Ist es nur ihre Gestalt, die wir uns vorstellen, oder erinnern wir uns dessen, was sie uns, was wir ihnen gewesen sind? War es denn ihr leibliches, und nicht vielmehr ihr geistiges Wesen, ihr Herz, ihre Seele, denen unsere Liebe gegolten hat? Nicht sie selbst

haben wir verloren, nur die Hülle ihrer Seele ist nicht mehr bei uns, ihre Seele lebt noch und lebt uns noch fort. Oder sollten wir gar klagen und den Verstorbenen bedauern, daß er aus allen Schönheiten und Freuden dieses Erdenlebens gerissen, und nicht vielmehr denken, daß er auch allen Wechselfällen des irdischen Daseins entrückt ist? Diese und ähnliche Fragen drängen sich uns auf, wenn wir nicht gedankenlos an die schweigsamen Ruhestätten unserer Lieben treten; unsere wehmüthigen Empfindungen und Gedanken erheben uns zum Schöpfer aller Welten und dem Lenker unserer Geschicke, in dessen Hände wir mit neuer Zuversicht und neuem Vertrauen unser Leben befehlen.

Die Leiche des Bergmanns.

§ 227. Als einst in der schwedischen Eisengrube zu Falun zwischen zwei Schichten ein Durchschlag versucht wurde, fand man einen Leichnam, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, anfangs weich war, sobald man ihn aber an die Luft gebracht, hart wie Stein wurde. Fünfzig Jahre hatte derselbe in einer Tiefe von dreihundert Ellen in Vitriolwasser gelegen und Niemand hätte die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, Niemand die Zeit, seit welcher er im Schachte gelegen, gewußt, da die Bergchroniken sowie die Volkssagen bei der Menge der Unglücksfälle in Ungewißheit waren, wäre nicht das Andenken an die ehemals geliebten Züge von einer alten, treuen Liebe bewahrt worden.

Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk herumsteht und die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrachtet, da kommt mit grauem Haar ein altes Mütterchen, das beim Anblick des Leichnams mit Thränen über den geliebten Todten, der einst ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkt und die Stunde segnet, die ihr noch an den Pforten des Grabes ein Wiedersehen gegönnt hat.

Das Volk sah mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, davon das Eine im Tode und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das Andere im Greisenalter beim Verwelken des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte.

Die Cultur Europa's.

§ 228. Bestehen die Vorzüge, die Europa in Bezug auf Gestalt und Gliederung vor manchen anderen Welttheilen voraus hat, in seiner Zugänglichkeit für fremde Cultur, so sind auch seine Bewohner, so weit auch unser geschichtliches Wissen zurückreicht, bis auf vier oder fünf Jahrhunderte rückwärts, noch immer der empfangende Theil gewesen. Europa gehört als asiatische Halbinsel der alten Welt an, und leicht konnten daher die reichen Thier- und Pflanzenarten Asiens hierher einwandern. Wirklich stammt auch mehr als die Hälfte dessen, was den Gestaden des Mittelmeeres ihre landschaftliche Zierde gewährt, aus dem Morgenlande. Der Oelbaum kam erst mit hellenischen Ansiedlern zu Schiff nach Italien; die Rebe, welche den südlichen Feuerwein spendete, wanderte von den Südabhängen des Kaukasus über Thracien ein; ihr folgte der Fasan von den Ufern des Phasis, und die Aprikose aus Armenien. Der Haushahn wanderte aus Indien über Persien zunächst nach Griechenland, und den Pfau brachten die Indienfahrer aus Ophir an der Indusmündung. Unzählige andere Thiere und Pflanzen wanderten ebenso von Osten nach Westen.

Zwar war der Weinstock, der Feigenbaum, der Lorbeer des Apollo, der Oleander von jeher in der Provence heimisch, und auch die immergrüne Eiche, die Myrte und die Pinie gehörten wol den heimischen Gewächsen an, aber immerhin, wenn es die östlichen Ländergebiete, welche ihr reiches Füllhorn von Naturgaben über Südeuropa ausgossen, und im Vergleich zu ihren Gaben konnte die neue Welt nur wenig mehr hinzufügen: nur eine Getreideart, den Mais, eine einzige Wurzelfrucht, die Kartoffel, dann auch die Tabakspflanze und als häufige

Zierde südlicher Landschaften noch die Agave und einige wenige andere Pflanzen.

§ **229**. Aber nicht blos Gaben der Ceres, nicht blos die stillen Zierden unserer Gärten und Haine, die lockenden Früchte unserer Obstreviere mußten erst aus dem Morgenlande nach dem Mittelmeere wandern, um uns nutzbar zu werden, auch die höchsten geistigen Schätze schlugen denselben Weg ein. Die Kunst, das gesprochene Wort in seine einzelnen Laute zu zerlegen und diese Laute durch äußere Zeichen sichtbar zu machen, — das Alphabet, aus dessen wenigen Elementen sich Alles, was der Mensch in irgend einer Sprache denkt und ausdrücken will, auch für Andere darstellen läßt, haben die Griechen zuerst aus Kleinasien empfangen. Durch ägyptische und assyrische Muster wurden sie zuerst angeregt, den Stein in Bildwerken und Tempeln zu beseelen. Aus dem Oriente, aus der Wüste zumal, wo Sonne und Gestirne durch die reine Luft ungetrübt strahlen und funkeln, fromme Begeisterung sich häufiger regt und Sehergabe leicht sich entzündet, verbreiteten sich verklärtere Religionen und dadurch mildere Sitten. Selbst vor wenig länger als tausend Jahren brachten uns noch die Araber aus Indien die scharfsinnigste Erfindung nach der Lautschrift, nämlich unsere neueren Zahlzeichen und die Kunst, ihren Rang im Decimalsystem durch den Stellenwerth zu bestimmen.

§ **230**. Aber die Geschichte der Völker und der Länder mit ihrer Cultur predigt uns auch den Satz von der Vergänglichkeit aller geographischen Vergünstigungen. In der Kette der Geschichte der Civilisation war das Mittelmeer blos ein Glied, welches der stärkste Glanz nur eine begränzte Zeit umgab, und so wird auch Europa selbst nur vorübergehend der Schauplatz der höchsten Leistungen des Menschengeschlechts bleiben können.

Im Westen von uns, in einer Welt, der eine alte und alternde gegenübersteht, auf Gebieten zwischen zwei Oceanen gelegen, erfüllt ein junges Völkergemisch bald den Raum eines Festlandes, der leicht die dreifache Einwohnerzahl Chinas, nämlich 1000 Millionen ernähren

kann; da wächst eine neue Gesellschaft, auf alle Jahrzehnte ihre Kopfzahl um ein Drittheil vermehrend, so daß sie voraussichtlich das zwanzigste Jahrhundert mit 100 Millionen antreten wird. Wenn dermaleinst auf diesem Schauplatz höhere Aufgaben gelöst werden, dann müssen die Völker Europas aus dem geschichtlichen Vordergrunde zurücktreten. Sobald bei uns die Sonne im Mittage steht, röthen ihre ersten Strahlen die Küsten der neuen Welt. So ist es auch mit der menschlichen Cultur. Europa steht jetzt im Mittage ihrer Bahn und drüben dämmert bereits der Morgen.

Die Wahl des Berufes.

§ **231.** Eine richtige Wahl des Berufes ist für zeitliches Glück und sittliche Vervollkommnung jedes Menschen von der entschiedensten Wichtigkeit. Fiele nun die Wahl selbst in die Perioden der vollkommenen Selbstständigkeit, wo der directe Einfluß der Erziehung bereits erloschen wäre, so würde diese gleichwol noch immer einen starken Einfluß auf die Entscheidung ausüben. Denn worauf die Anschauungen und Wünsche des Kindes in früheren Jahren gelenkt worden sind, welche Stimmungen einmal dessen Gemüth eingenommen haben, darin wird es auch voraussichtlich beharren, nachdem seine Kräfte zur Selbstständigkeit gereift sind und die Selbstbestimmung ihm zusteht.

Allein für die männliche Jugend insbesondere fällt die Zeit der Vorbereitungen auf einen bestimmten Lebenslauf meistens in die Jahre der geistigen und öconomischen Abhängigkeit von den Eltern, und die Lehrer, obwol ferner stehend, üben ebenfalls einen nicht geringen Einfluß darauf. Bliebe es bei diesen beiden Einflüssen, so würde der Wille des jungen Menschen in den meisten Fällen weit glücklicher geleitet werden, als es in der Wirklichkeit zu geschehen pflegt. Gerade in diese wichtigen Entschließungen mischen sich aber fast immer Rathschläge und Verlockungen unberufener, oft höchst einsichtsloser Personen,

Ansichten der Kameraden und dadurch der Mode und des großen Haufens. Es ist deshalb eine höchst schwierige Frage, wie die Erzieher die Wahl des Berufes für ihre Zöglinge zu leiten und vorzubereiten haben.

§ 232. Vormals war die Sache sehr einfach. Der Sohn wußte nicht anders, als daß er den Beruf des Vaters zu ergreifen habe; nur ganz besondere Umstände vermochten dieses Herkommen abzuändern. Die Neigung des Sohnes wurde nicht viel befragt; stimmte dieselbe mit den Wünschen der Eltern nicht überein, so ersetzte meistens der strenge Wille des Vaters die Geneigtheit des Sohnes. Das war nun allerdings in einzelnen Fällen hart und unnatürlich, hat aber erfahrungsmäßig weniger Unglück herbeigeführt, als das umgekehrte Extrem, wonach sich die Eltern allen Einflusses auf diese wichtige Entscheidung begeben und das unberathene Kind den Einflüsterungen der Kameradschaft und den Vorspiegelungen des Augenblicks hingeben.

Es ist ein arger Fehler der Eltern, einem unweisen Knaben vorzusagen, er dürfe nach eigener Willkür eine der tausendfachen Berufsbahnen herauswählen, sie würden ihn an keiner derselben hindern. Es reicht vollkommen hin, für sich den Vorsatz zu fassen, einer unzweideutigen Neigung des Kindes nicht entgegenzutreten, um sich an dem Glücke desselben nicht zu versündigen. Aber die offene Verkündigung dieses Vorsatzes kann nicht anders als die Ideen des Kindes verwirren.

§ 233. Statt seine Augen auf ein nahes, deutliches Ziel hinzuwenden, läßt nun der Knabe alle möglichen Lebensbilder an seiner Einbildungskraft vorüberziehen, und faßt natürlich nicht deren inneres Wesen, sondern nur den äußeren Schein auf. Und da er bei seinen Kameraden dieselben oberflächlichen Ansichten begegnet, so ist es natürlich, daß sich die unbegründetsten Pläne in seinem Kopfe gestalten. Er sieht die glänzende militärische Uniform, aber die Beschwerden, die Unfreiheit, den Mechanismus, welche darin stecken, sieht er nicht. Die Kaufleute hält er alle für reich, die Staatsdiener für hochgebietend; die vielen Fehlschlagungen, die langwierigen Vorbereitungsstufen ent-

gehen seiner Kurzsichtigkeit. Dieser ist es auch vorzüglich zuzuschreiben, daß sich so unverhältnißmäßig Viele zum Studiren drängen. Man sieht zunächst nur auf das schöne, freie Studentenleben; alle Opfer, wodurch diese kostspielige Schönheit und diese gefährliche Freiheit erkauft werden, alle Gedrücktheit der folgenden Jahre sieht der verblendete Jüngling nicht. Von einem innern Berufe ist dabei so wenig die Rede, als von einem Berufe zum Soldaten, wenn ein Knabe Soldatchen spielt.

Der innere Beruf, der die echten Talente von jeher auf ihre Bahn geleitet hat, äußert sich ganz anders, als im bloßen Spiel und Haschen nach Aeußerlichkeiten. Wer Muth, Besonnenheit, Ausdauer in wirklichen Gefahren besitzt, der zeigt einen innern Beruf zum Soldaten, nicht aber der Feigling, der mit hölzernem Säbel einherstolzirt. Ebenso läßt sich der künftige Maler in dem Knaben erkennen, welcher sich unter Aufopferung gewöhnlicher Vergnügungen mit dem Griffel und dem Bleistift beschäftigt und ohne Lehrer glückliche Abbildungen schafft, nicht aber in dem Knaben, der Alles mit seinem Farbenkasten bunt bemalt oder das wallende Haar des Künstlers nachäfft.

Nur ernstes Streben in der Richtung einer Lebensaufgabe, Ringen nach dahin gehörigen Erfolgen offenbart den innern Beruf eines jungen Menschen, das Wohlgefallen an Aeußerlichkeiten, die gewissen Lebensweisen ankleben, spricht eher dafür, daß ein Knabe der rechten Auffassung in dieser Richtung gar nicht fähig ist.

§ **234**. Die Erzieher haben die Pflicht, über künftige Lebensverhältnisse vorkehrend zu belehren. Bietet die Familie selbst belehrende Beispiele, desto wirksamer werden sie in der Erinnerung bleiben. Ein Verwandter, der als Soldat untergegangen ist, kann viele Knaben vor dem schimmernden Elend des Militärlebens zurückschrecken. Dazu kommen die Anschauungen, welche der Erzieher durch seine Erläuterungen lockend oder abschreckend machen kann. Der Besuch in dem Hause eines armen Dichters mit Hinweisung auf die Thorheit, eine Kunst, welche nur die Blüthe des Lebens verschönern soll, zum Broderwerb zu

wählen, kann einen Knaben zum Voraus von der Neigung zu solcher phantastischen Richtung heilen. Hat Einer die Schauspieler auch anders als auf der Bühne beobachtet, ist er aufmerksam geworden auf den Mangel an Bildung und Charakter bei hohler Declamation, auf die Armuth bei prunkendem Aeußeren, so wird er nicht leicht mehr in Versuchung kommen, auf diesem Wege sein Glück zu suchen.

Der Vater darf sich nimmer das Recht, über die Zukunft seines Kindes zu bestimmen, zweifelhaft machen lassen; etwaiges Nachgeben muß als Liebe, nicht als Schwäche erscheinen. Er darf einem Kinde nicht Zugeständnisse machen, welche die Rechte der übrigen beeinträchtigen. Wenn ein Sohn Lust zu einem Fache zeigt, dessen Vorbereitung die Verhältnisse der Familie übersteigende Kosten verursacht, so kann ihm der Wunsch nicht gewährt werden, auch wenn Talent und ernstes Streben nicht zu verkennen sind; wie erst, wenn die Ansprüche des Sohnes sich hoch versteigen, ohne Bürgschaft für glücklichen Erfolg! Auch in diesem Punkte muß der Mensch sich seinem Schicksal unterwerfen und sich selbst beschränken lernen. Unsere Wünsche geben keinen Maßstab für unsere Rechte noch auch für unsere Kräfte.

Die Bedeutung des Grußes.

§ **235**. Der Gruß, der Ausdruck der Liebe und Achtung, die man für Jemand empfindet, hängt in seinen Aeußerungen mit dem geistigen Leben des Menschen eng zusammen. Nach Nationalität, Sitte und Religion ist das Grüßen ein unendlich verschiedenes gewesen. Herodot wunderte sich, in Aegypten die Leute stumm an einander vorübergehen und den Niederen mit einer demüthigen Beugung der Arme den Höheren begrüßen zu sehen. Das Zufällige des Standes und der gesellschaftlichen Klasse entschied hier die Form des Grußes. Im Oriente begrüßte das Volk den Hochgestellten wie eine Gottheit durch Niederknien und Berührung des Bodens mit der Stirne.

Dem Orientalen gegenüber hatte der freie Hellene eine maßvolle Art des Begrüßens; ursprünglich galt gegen Jeden und zu jeder Zeit nur ein einziger Gruß, der Wunsch des Frohsinns, der Freude: Χαῖρε! Uns würde der Gruß „Sei froh" oder „Freue Dich" fremdartig klingen und doch war dieses Wort bei den Hellenen der Ausdruck der innigsten Theilnahme. Dieselbe Ansprache wurde gebraucht in der Familie und auf der Straße, dasselbe Wort stand auf den Ruheplätzen der Todten und auf den Wegweisern als freundliches Willkommen.

§ **236.** Als das alte hellenische Wesen zerriß und die Sophistik sich breit machte, verschwand auch dieser Gruß, der Allen galt und von Allen gesagt wurde; man suchte dem zu Begrüßenden inhaltsreiche Versprechungen zu geben und machte Unterschiede. Lysandros, der spartanische Heerführer, und Alexander der Große, angesteckt durch orientalisches Wesen, forderten knechtische Grüße und erniedrigten sich zu Götzen. Die wechselnde Mode brachte wechselnde Grüße, die in Spielereien ausarteten. Der Grieche Lucian schrieb eine lange Abhandlung, um sich zu entschuldigen, daß er statt des Morgengrußes einen andern gewählt habe.

Galt der hellenische Gruß dem Frosinn und der Freude, so deutete der altrömische „salve", „vale" auf den Wunsch, Kraft und Gesundheit zu erlangen. Auch dieser allgemeine Gruß wurde bald in Formwesen begraben; man fing an, die verschiedenen Ansprachen zu unterscheiden, bediente sich unterwürfiger Ausdrücke, die Clienten begrüßten ihre Patrone mit dem „ave" und endlos wiederholte Acclamationen bewillkommten die Cäsaren. Das orientalische Unwesen griff auch in Rom um sich und machte den freundlichen Gruß zur nichtssagenden, kriechenden Lüge.

§ **237.** Inmitten des Orients aber war dem Volke der Israeliten die geistige Vertiefung des Grußes vorbehalten; auf den einen, unsichtbaren Gott, auf den Urquell alles Seins bezogen sie alle Verhältnisse des Lebens; den Imperativ des Grußes wandelten sie um in den Segenswunsch: „Friede sei mit dir und deinem Hause." Die

hellenische Freude und die römische Kraft waren hier zurückgeführt auf das geistige Band, das den Menschen mit der Gottheit verknüpft.

Für unser modernes Leben haben wir den Gruß weiter zu fassen. Worte nicht allein sind Grüße; die wahren Grüße sind die Gedanken der Liebe, die unsichtbaren Banden der Gemeinschaft, die den Menschen an den Menschen knüpfen. Auch Grüße ohne Worte haben ihre Bedeutung! Das Auge ist oft ehrlicher als die Lippe, und ein Druck der Hand sagt oft mehr als das gesprochene Wort; wo dieses zurückhält, zeigt eine Handlung deutlich an, was die Seele bewegt. — Auch Gott grüßt den Menschen in der Natur allüberall, und wer sollte nicht diesen Gruß verstehen und dankend seinen Blick zum Schöpfer erheben!

Der Fabeldichter Krylow.

§ 238. Iwan Krylow wurde in Moskau am 2. Februar 1768 geboren. Sein Vater, der im Militär als Kapitain diente, mußte bald nach Orenburg reisen, wohin er seine Familie mitnahm. Diese hatte in ihrem neuen Wohnorte wegen des von Pugatschew erregten Aufstandes große Gefahren zu bestehen. Nach seiner Verabschiedung aus dem Militär wurde der Vater in Twer bei einer Behörde angestellt, starb aber schon nach wenigen Jahren. Die Mutter erzog ihren kaum elfjährigen Sohn, obschon sie in der äußersten Dürftigkeit lebte, mit der größten Sorgfalt und Aufopferung. Das Lesen und Schreiben brachte sie ihm selbst bei, während der im Hause des Gouverneurs zur Erziehung seiner Kinder angestellte Hofmeister ihn in der französischen Sprache unterrichtete. Der Knabe bewies aber anfangs wenig Geduld und Aufmerksamkeit beim Lernen, daher suchte die Mutter ihn dadurch zu größerem Fleiße anzuspornen, daß sie ihm zur Belohnung für jede gut gelernte Lection einige Kopeken schenkte, für welches Geld er sich nach seinem eigenen Belieben allerlei nützliche Sachen kaufen durfte.

Größer als die Lust zum Lernen war die Neigung des Knaben, abenteuerliche Erzählungen, Märchen über Zauberer und Wahrsager

und phantasiereiche Opern zu lesen. Diese Gattung von Lectüre bot ihm einen unwiderstehlichen Reiz, den er um so leichter befriedigen konnte, als er sich im Besitz einer großen Anzahl Bücher dieser Art befand, welche dem Vater gehört hatten. Er selbst dichtete im Alter von etwa 15 Jahren eine kleine Oper, die Kaffeesiederin, die aber nicht besonders ausfiel und auch nie gedruckt worden ist.

§ **239.** Die drückende Armuth, mit welcher die Mutter fortwährend zu kämpfen hatte, und die Hoffnung ein Gnadengehalt auswirken zu können, veranlaßte sie im Jahre 1782, sich nach St. Petersburg zu begeben. Auch hier wurde ihre Lage keine bessere. Eine kleine Stelle, die der Sohn erhalten hatte, brachte ihm nur 25 Rbl. ein, und als es ihm gelang, seine Oper „die Kaffeesiederin" einem Buchhändler für 60 Rbl. zu verkaufen, suchte er sich für dieses Geld einige französische Bücher aus, und opferte seine ganze Zeit der Lectüre derselben. Nach sechs Jahren starb die Mutter; der zwanzigjährige junge Krylow stand allein da und mußte jetzt selbst für seine Existenz und sein Fortkommen Sorge tragen. Er hatte sich bis zu dieser Zeit vielen unnützen Beschäftigungen hingegeben, und obschon er treffliche Anlagen und einen scharfen Verstand besaß, so fehlte es ihm doch an einem gründlichen, wissenschaftlichen Unterrichte in der Jugend und ebenso an einem erfahrenen älteren Freunde, der ihm in seinen dichterischen Versuchen hätte rathen und auf solche Beschäftigungen aufmerksam machen können, die seinen Fähigkeiten am meisten entsprachen.

Sein erstes gelungenes literärisches Unternehmen war 1789 die Herausgabe eines Journals, „die Geisterpost", welches in Briefen und Gesprächen der abgeschiedenen Geister untereinander die Gebrechen und Fehler der herrschenden Sitten und Gewohnheiten, die bestehenden Mängel in Erziehung und Unterricht und viele andere Fragen der damaligen Zeit beleuchtete und mit scharfer Satyre verfolgte. Bis zum Jahre 1795 betheiligte sich Krylow auch bei der Herausgabe der Journale „der Zuschauer" und „der St. Petersburger Merkur", in welchem er viele kleine Gedichte und kritische Bemerkungen über thea-

tralische Aufführungen veröffentlichte und oft die Schwächen und Thorheiten seiner Zeitgenossen in witziger Weise zur Schau stellte. Auch verfaßte er in dieser Zeit einige dramatische Stücke, die indessen keinen hervorragenden Platz einnahmen und bald in Vergessenheit geriethen.

§ **240.** Nach Herausgabe der genannten Schriften hielt sich Krylow während mehrerer Jahre von allen schriftstellerischen Arbeiten fern. Er nahm viel Theil an Gesellschaften und suchte durch den Umgang mit Anderen sich weiter auszubilden. Mit großem Eifer betrieb er das Studium der deutschen, italienischen und lateinischen Sprache, und beschäftigte sich mit der Malerei und dem Violinspiel. Im Jahre 1801 trat er die Stelle eines Secretairs bei dem rigaschen Kriegsgouverneur Fürsten Golizyn an, und als dieser im folgenden Jahre in das Saratowsche Gouvernement übersiedelte, schloß sich ihm Krylow an und blieb drei Jahre in seinem Hause als Freund der Familie des Fürsten und zuweilen mit dem Unterrichte seiner Kinder beschäftigt.

Sein Aufenthalt in dem Hause des Fürsten und schon vorher sein Umgang mit vielen angesehenen und gebildeten Personen in St. Petersburg hatten auf Krylow einen großen Einfluß geübt; Verstand und Charakter waren im Leben selbst gebildet worden und diese Schule ersetzte ihm Vieles, was in seiner Jugend Erziehung und planloser Unterricht verabsäumt hatten. Sein schriftstellerischer Geschmack war ein anderer geworden, seine Anschauungen und Urtheile über Menschen und Dinge waren berichtigt und er hatte es gelernt seiner satyrischen Laune die rechten Schranken zu setzen. So vorbereitet betrat er in seinem 37. Lebensjahre eine neue Laufbahn, für die ihn seine natürlichen Anlagen selbst bestimmt hatten: er wandte sich der Fabeldichtung zu, in welcher er bald das vollkommenste Musterbild darstellte und in seinem Vaterlande wie im Auslande hohen Ruhm erntete.

§ **241.** Im Jahre 1806 besuchte Krylow Moskau und machte dort die Bekanntschaft des damals berühmten russischen Fabeldichters Dmitriew. Durch diesen veranlaßt, übersetzte Krylow zwei Fabeln des Lafontaine in's Russische. Als Dmitriew die Uebersetzung las,

erkannte er sogleich Krylows Talent für diese Gattung von Dichtung und rieht ihm, derselben sich fortan ganz zu widmen. Diesem Rathe folgte Krylow, denn nachdem er noch zwei früher verfaßte Lustspiele (der Modeladen und die Mädchenschule) veröffentlicht hatte, gab er schon im Jahre 1808 in einem besonderen Buche 23 Fabeln heraus. Der große Beifall, welchen dieselben bei allen Lesern fanden, ermuthigte ihn zu neuen Dichtungen in dieser Gattung; die Zahl seiner Fabeln mehrte sich im Laufe der Zeit und damit zugleich die Bewunderung, die man dem Dichter von allen Seiten zollte, sowie die Unterstützung, die ihm von hochgestellten Personen zu Theil wurde. Der Kaiser Alexander I. erkannte Krylows Dichtungen als ein Verdienst um das ganze Vaterland an und belohnte ihn reichlich. Die Kaiserin Maria Feodorowna würdigte ihn ihrer besonderen Theilnahme, indem sie ihn oft zu sich rufen ließ und zu neuen Dichtungen aufmunterte. Die Kinder des Kaisers, die dem Dichter gewiß auch viel zu verdanken hatten, schickten ihm einst an seinem Geburtstage seine in Marmor gehauene mit Lorbeeren bekränzte Büste zu und luden ihn zu einem Familienfeste ein, wo sie dem Dichter einige seiner beliebtesten Fabeln vortrugen und dramatisch vorstellten.

Wie es dem Dichter überhaupt nicht an Gönnern und Freunden in der hohen russischen Aristokratie und den damaligen Schriftstellern und Gelehrten fehlte, so wurde er auch mit einträglichen Aemtern bekleidet und durch besondere Auszeichnungen geehrt. Er erhielt die Stelle eines Bibliothekars der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und wurde von der Russischen Akademie der Wissenschaften und von vielen andern gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede aufgenommen.

§ **242**. Die früheren russischen Fabeldichter Sumarokow, Chemnizer und Dmitriew hatten mehr oder weniger blos ausländische Muster nachgeahmt, Krylow jedoch ist in der Erfindung und in der Sprache seiner Fabeln durchaus selbstständig. Originalität der Gedanken, Einfachheit und Natürlichkeit der Anordnung, ein ächt russischer, ungezwungener Styl, durchwebt mit Ausdrücken, die der Dichter dem Volke

abgelauscht hat, machen das Verdienst seiner Fabeln aus. Jedes seiner Gedichte ist ein Meisterstück ächt russischer Laune, voll Beobachtungsgeist und tiefem praktischen Sinn. Die Moral bewegt sich immer auf dem Boden des russischen Volkslebens. Daher haben sich Krylow's Fabeln zum wahren Erziehungsbuche der russischen Jugend in der ärmsten Hütte bis zu den Palästen hinauf geltend gemacht; sie dienen zum Lesebuche in allen Schulen, und fast jede Fabel hat einen oder den andern Vers, der als Sprüchwort zum Eigenthum des ganzen Volkes geworden ist und im täglichen Verkehr wie eine bare Münze umläuft.

Nicht selten zielt der Dichter in seinen naiven Erzählungen auf bekannte Personen, die in Rußland auch alsbald errathen werden, und verfolgt mit scharfem Witze die Gebrechen und Mißbräuche in den verschiedenen Verhältnissen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens. Begreiflicher Weise haben dadurch seine Fabeln noch mehr an Popularität gewonnen, da die Masse des Volkes gegen jene Mißbräuche gereizt und überhaupt zur Satyre geneigt ist. Sie sind indessen nicht blos unter allen Ständen des russischen Reichs verbreitet, sondern auch in viele fremde Sprachen übersetzt. Unter den deutschen Bearbeitungen ist die neueste derselben von F. Torney die vorzüglichste.

§ 243. Der Charakter Krylow's war wie seine Productionen ein äußerst origineller. In seinem jüngern Lebensalter hatte er sich vorzugsweise unstäten, regellosen Beschäftigungen hingegeben und eine starke Neigung verrathen, fremde Schwächen und Fehler bloszustellen. Im Laufe der Zeit aber hatte er gelernt, sich zu beherrschen; in seinem Umgange mit Andern zeigte er Gutmüthigkeit und Wohlwollen. Wenn sich auch in Allem, was er that, eine gewisse Trägheit bemerkbar machte, so fehlte es ihm doch nicht an Willenskraft, wo es galt, diese Trägheit im rechten Momente zu besiegen, wie unter Anderem ein Vorfall zeigte, der sich zwischen ihm und seinem Freunde Gneditsch, dem Uebersetzer des Homer, ereignete.

So oft beide über die klassische Literatur mit einander sprachen, bedauerte Gneditsch, der ein großer Kenner und Verehrer der Alten war, daß Krylow die Griechen nicht im Original lesen könne. Dieser, obschon in einem Alter, wo man neue schwere Studien nicht leicht mehr unternimmt und vollbringt, faßte doch den Entschluß, heimlich hinter allen seinen Bekannten her griechisch zu lernen. Im Uebrigen blieb er seiner gewohnten Lebensart treu und studirte in der Nacht, wo ihn Niemand bei seiner Arbeit überraschen konnte, auf das Fleißigste. Nach etwa drei Monaten besuchte Krylow wieder seinen Freund, der eben an seiner Uebersetzung der Iliade arbeitete und gleich auch wieder jammerte, daß Krylow das Griechische selbst nicht lesen könne. Da ergreift Krylow den griechischen Text und übersetzt und erklärt einige Verse auf der Stelle, so daß Gneditsch erstaunt dasteht und nicht weiß, was er dazu sagen soll.

Den vielfachen Beweisen allgemeiner Verehrung, welche Krylow in seinem Leben, das er am 9. Novbr. 1844 beschloß, zu Theil geworden waren, entsprach sowol die Feierlichkeit seiner Bestattung, wie der allgemeine Wunsch seiner dankbaren Landsleute, das Andenken an den berühmten Dichter auch durch ein äußeres Zeichen auf die Nachwelt zu verpflanzen. Eine bronzene Statue auf einem Piedestal von Granit, verziert mit den thierischen Gestalten seiner Fabeln, wurde zu St. Petersburg im Sommergarten errichtet, — zur Erinnerung an den Dichter, der sich schon durch seine Dichtungen ein Denkmal geschaffen hatte, das unvergänglicher ist als jenes Erz.

Nikolai Nekrassow.

§ **244.** Die Neige des Jahres 1877 hat die zeitgenössische russische Literatur eines ihrer hervorragendsten Vertreter beraubt; die russische Dichtkunst hat einen hochgestellten Poeten, die russische Journalistik einen nimmermüden Schriftsteller verloren. Am dritten Weihnachtsfeiertage verschied in St. Petersburg Nikolai Alexejewitsch Nekrassow.

Geboren am 22. November 1821 in einem kleinen Flecken des Gouvernements Kamenez-Podolsk verbrachte er seine Kinderjahre in einem an der Poststraße von Jarosslaw nach Kostroma belegenen Dorfe, wo sein Vater das Amt eines Landpolizeimeisters versah. Hier wurde die Seele des einstigen Poeten von allen Bildern und den Hoffnungen für sein russisches Volk erfüllt, denen er in seinen Gedichten einen so schönen Kranz gewunden hat; hier drängte sich in des Knaben Herz die tiefe Liebe für seine Stammes-Brüder und der Glaube an die jugendfrische Kraft dieses Volkes; hier lernte Nekrassow auch die Schatten aus dem Leben seines Volkes kennen, die er später so grell beleuchtet hat.

Nachdem er das Gymnasium in Jarosslaw besucht hatte, ward Nekrassow nach dem Willen des Vaters in das Cadettencorps zu St. Petersburg aufgenommen (1839). Er wünschte aber der Universität anzugehören und es gelang ihm endlich, freiwilliger Zuhörer dieses academischen Instituts der Residenz zu werden. Der schwere tägliche Kampf um das Dasein, unter dem wir noch heute einen großen Theil der Petersburger Studenten leiden sehen, sollte auch ihm nicht erspart werden. Einst, da er seinem Hauswirthe den Miethzins nicht zum Termin entrichten konnte, war er genöthigt, die Nacht auf offener Straße zuzubringen. Zwei Bettler fanden ihn auf einer Treppe sitzen und führten ihn in ein Nachtasyl, und dort schrieb Nekrassow für ein altes Weib ein Bittgesuch, wofür er mit fünfzehn Kopeken honorirt wurde. Dies war sein Betriebscapital.

§ **245.** Nach dieser Mühe gelang es dem unter der Last der drückendsten Verhältnisse schwer seufzenden Jünglinge Correctur-Arbeiten zu erhalten und die von ihm in seinem bescheidenen Stübchen verfaßten kleinen Artikel an einige Zeitungen der Residenz zu verkaufen. Auch durch Ertheilung von Unterricht erwarb er sich ab und zu ein Stückchen Brot. So verstrichen seine Universitätsjahre schwer genug und trübe; er lernte die Weltstadt kennen, wenn auch meist nur von ihrer traurigen und bittern Seite; er ward mit dem grellen Unterschiede bekannt,

den Armuth und Fleiß einerseits, Reichthum und Glück andererseits als Kernpunkt in das dortige Leben gesetzt haben. Reiches Material wußte Nekrossow aus diesem Lebensstudium für seine spätere literärische Thätigkeit zu schöpfen.

Schon im Jahre 1838 war eines seiner Gedichte, „Ein Gedanke", in einem Tagesblatte veröffentlicht worden. Während seiner eben geschilderten Lebensperiode brachte er mehrere andere poetische Arbeiten in der „Literärischen Zeitung" und in dem „Vaterländischen Memoiren" zum Abdruck und veranstaltete kurz vor seinem Austritte aus der Universität eine besondere Sammlung seiner Dichtungen, da er des Geldes bedürftig war.

Den einmal gefaßten Beschluß, sich ganz der Literatur und der Publicistik zu widmen, führte Nekrassow mit Consequenz durch. Die schöpferische Kraft und Genialität, die sich in seinen literärischen und poetischen Erzeugnissen kund gaben, verschafften ihm bereits im Jahre 1847 erst die Herausgabe, dann auch die Redaction des „Zeitgenossen", eines zumal am Anfange des vorigen Decenniums in höchster Blüthe dastehenden, viel gelesenen Journals. In diesem, sowie seit etwa 1868 wieder in den „Vaterländischen Memoiren" hat Nekrassow die ganze Fülle seiner schriftstellerischen Begabung niedergelegt; das große Thema ward hier ansprechend und mit geistvollem, tiefem Verständnisse behandelt, der gebildeten Gesellschaft den russischen einfachen Mann in seinem wahren Wesen bekannt zu machen.

§ **246**. Aber nicht nur selbst schaffend hat Nekrassow der russischen Literatur Großes geboten, auch als Förderer und Berather, Ermunterer und Kritiker hat er junge anstrebende Talente in richtige Bahnen zu lenken und auf denselben zu erhalten gewußt. Und wie er seine jüngeren Mitarbeiter an dem Werke, dem er sich selbst ganz gewidmet hatte, geistig zu stützen nie unterließ, so konnten sie auch zu jeder Zeit in materieller Beziehung auf seine Hülfe rechnen.

Der Stachel, der keinen Publicisten je verschont hat, der Neid und die Verläumdung haben auch Nekrassow getroffen und ihm Eigen-

nutz und Selbstsucht als treibende Motive für sein nie ermüdendes Schaffen und Wirken untergeschoben. Bei seinem Heimgange aber hat die gerechter urtheilende öffentliche Meinung wie die gesammte Presse der Residenz die Angriffe abgewehrt und auf des begabten Dichters und Publicisten Grabhügel einen blüthenreichen Kranz des Dankes und der Erinnerung niedergelegt, der nicht so bald verwelken wird.

Die Turner.

§ **247.** In heiterer Lust zog eine jugendliche Schaar hinaus zum Feste auf den mit Maien und Fahnen geschmückten Platz, der in weitem Kreise von Schaulustigen umgeben eine belebte Scene zeigte. Im gesunden Körper der Turner waltete ein gesunder Geist, die Herrschaft über Leib und Glieder hatten Muth und Selbstvertrauen gestählt, Rüstigkeit, Kraft und Gewandtheit im kühnen Ringen, Springen und Schwingen gegeben. Bald war es ein neues Wagestück, bald ein frohes Lied helltönender Stimmen, bald ein schäumender Becher mit sinnigem Spruche, wodurch das Bild in raschem Wechsel stets neuen Reiz der Menge gewährte. „Die Turnkunst wachse und blühe im ernsten, strengen, männlichen Sinne, in warmer Liebe und Treue gegen alles Gute und Edle, verbanne jede Weichlichkeit und schaffe Männer mit körperlicher und sittlicher Kraft!“ Ein Hoch auf die Turner und ihre Kunst schloß diese Worte und da ertönte der

Schüler Turnlied.

Wir tummeln uns wacker am Barren und Reck,
Wir strecken und schwingen uns fröhlich und keck!
Und seht ihr uns schaffen, da fällt Euch wol ein,
Ein waidlicher Spaß muß das Turnen doch sein.

Wir wollen Euch's sagen und deuten sogleich,
Da steckt auch ein Ernst in dem Spaße zugleich.
Im kernigen Stamm ist gesunderes Mark,
Im Leib voller Kraft eine Seele so stark!

Ja hätten die Römer von selbst nicht gewußt
Latein — und Grammatik erst lernen gemußt,

Sie säßen am Cicero jetzt noch zur Stund
Und hätten die Welt nicht erobern gekunt.

Studiren allein thut es lange noch nicht,
Man wird bei den Büchern ein schwächlicher Wicht.
Der Seele bringt Turnen erst rechten Gewinn,
Und das ist von unserem Liede der Sinn.

H.

Attestate.

§ 248. Dem gewesenen Schüler meiner Privat-Lehranstalt, Kaspar Drewing, ertheile ich dieses Zeugniß darüber, daß er nach vorgängigem Elementarunterrichte im älterlichen Hause im Januar 1875 in die unterste Klasse aufgenommen, nach Verlauf eines Jahres in die zweite und wiederum nach einem Jahre in die erste Klasse versetzt, den Unterricht in der letzteren anderthalb Jahre genossen und sich während der ganzen Zeit seines Schulbesuches durch sittliches Betragen, regen Fleiß und rühmliche Ausdauer in seinem Streben die vollkommenste Zufriedenheit seiner Erzieher und Lehrer erworben hat. Demgemäß können seine Fortschritte und Kenntnisse in den verschiedenen Lehrfächern als recht gute bezeichnet werden. Im Besondern besitzt er in den von ihm mit großer Vorliebe betriebenen alten Sprachen sehr gründliche Kenntnisse, die er durch private Lectüre über den Cursus der ersten Klasse hinaus zu erweitern gesucht hat. Mit den Lehren des Christenthums nach dem evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnisse hat er sich recht vertraut gemacht; in der russischen und deutschen Sprache versteht er sich bei entsprechender Kenntniß der Grammatik sehr geläufig auszudrücken und besitzt namentlich in der deutschen Literatur eine nicht geringe Belesenheit; die allgemeine Geschichte und Geographie kennt er recht genau und in der Mathematik hat er seine früher lückenhaften Kenntnisse durch privaten Unterricht derart ausgefüllt, daß er den Anforderungen in diesem Fache jetzt vollkommen genügt; an dem Unterrichte im Zeichnen und im Turnen hat er sich nur in den beiden untersten Klassen betheiligt und darin sichtbare Fortschritte gemacht. Dem-

zufolge hat die Lehrerconferenz ihn in allen Fächern für den Eintritt in die Secunda des Gymnasiums als vollkommen reif erachtet und bei seinem Scheiden aus der Zahl unserer Schüler ihren Wunsch mit dem meinigen dahin vereinigt, daß er auch in Zukunft Fleiß und Sittsamkeit bewahren und durch Erwerbung der Zufriedenheit seiner Lehrer und Vorgesetzten zugleich diejenigen Mittel finden möge, die zur erfolgreichen Fortsetzung seiner begonnenen Studien für ihn nothwendig werden.

Riga, den 20. Juni 1877. N. Asmus.

§ **249.** Ich bezeuge hiermit der Wahrheit gemäß, daß die Wittwe Marie N., geborene Peterson, weder von ihrem, nach langer Krankheit vor einem Jahre verstorbenen Manne irgend ein Vermögen geerbt hat, noch selbst welches besitzt, und wegen ihrer körperlichen Leiden ungeachtet ihrer ausdauernden Thätigkeit nicht im Stande ist, ihre drei unmündigen Kinder zu erziehen und diese wie sich selbst vor bitterer Noth und Bedrängniß zu schützen. Ihre trostlose Lage, sowie ihr gottesfürchtiger Wandel und die Ergebenheit, mit welcher sie ihr unverschuldetes schweres Geschick trägt, geben ihr ein begründetes Anrecht auf die Barmherzigkeit ihrer Mitmenschen, daher sie der mildthätigen Unterstützung Aller, die ein christliches Herz für fremdes Unglück besitzen, auf das Wärmste empfohlen sei. N. N.

§ **250.** Vorzeiger dieses, Jakob Sirmel, aus dem Gebiete Luthershof gebürtig, ledigen Standes und losgekaufter Rekrut laut seiner Legitimation, hat von Georgi 1877 bis Johanni 1878 bei mir Endesunterzeichnetem in Diensten gestanden und sich stets willig, thätig und treu erwiesen, so daß ich mit ihm sehr zufrieden gewesen bin. Da er einen andern Lebensberuf wählen will, so habe ich ihn auf sein Ansuchen, wenn auch sehr ungern, aus meinem Dienste entlassen und ihm dieses Zeugniß seines beständigen Wohlverhaltens und seiner Arbeitsamkeit ausgestellt, indem ich Alle, bei welchen sich genannter J. S. um eine Stelle bewerben sollte, hiermit ersuche, sich denselben zur

Berücksichtigung und Aufnahme empfohlen sein zu lassen. Meine Handschrift und mein Siegel.

Schloß Burtnek, 30. Juni 1878. Christian Faber.

Quittungen.

§ **251**. Daß ich von den Tausend Rubeln, die der Herr L. Keermann laut seiner Obligation vom 2. Mai 1777 als ein mit 6 Procent zu verzinsendes Darlehn von mir erhalten hat, am heutigen Tage 300 Rubel als Kapital-Abzahlung sowie alle bisher fälligen Renten von meinem Schuldner empfangen und zugleich mich dazu verstanden habe, den Zinsfuß für den Rest der Schuld (700 Rubel) für die Zukunft auf 5 Procente herabzusetzen, die zufolge beiderseitiger Uebereinkunft in halbjährlichen Terminen, nämlich am 2. Mai und 2. November jedes Jahres an mich zahlbar sind, — bescheinige ich hiermit durch meine Handschrift und mein Namenssiegel.

Pernau, den 19. Januar 1879. K. N.

§ **252**. Wir Endesunterzeichneten haben heute am 8. September 1878 über den ganzen Umfang unserer Geschäftsverbindungen, in welchen wir zu einander bisher gestanden, genaue Abrechnung gehalten und sämmtliche Forderungen, die wir gegenseitig bis zum heutigen Tage an einander zu stellen hatten, derart durch bare Zahlungen ausgeglichen, daß Keiner von uns beiden mehr aus früherer Zeit irgend etwas dem Andern schuldet oder von ihm zu fordern hat. Sollten sich dennoch, nachdem wir alle aufgefundenen Rechnungen, Schuldscheine, Contracte, Wechsel u. s. w., in denen eine Forderung oder eine Gegenforderung enthalten war, vernichtet haben, künftig noch dergleichen vor dem 8. Sept. d. J. ausgestellte Papiere vorfinden, so erklären wir hierdurch dieselben als bereits in unserer Abrechnung berücksichtigt und liquidirt und demnach als völlig ungültig und vernichtet. Zu diesem Zwecke haben wir von dieser Quittung und Gegenquittung zwei gleich-

lautende Exemplare angefertigt, eigenhändig mit unseren Unterschriften versehen und an einander ausgewechselt.

Riga, den 8. Sept. 1878. A. B. und C. D.

§ **253**. Nachdem mir im März d. J. die von dem verstorbenen Architecten Peter Kollon hinterlassenen Effecten, als Bücher, mechanische Instrumente, Möbel, silberne Löffel und andere wirthschaftliche Gegenstände auf geschehenen Antrag seiner Gläubiger und mit Zustimmung seiner nächsten Verwandten zu dem Zwecke übergeben worden, um diese Sachen aus freier Hand zu verkaufen und die Gläubiger nach Maßgabe des Erlöses zu befriedigen, und nachdem ich behufs Erzielung höherer Preise den Verkauf jener Effecten dem Herrn Theodor Wolff in Berücksichtigung dessen freundschaftlicher Beziehungen zu dem Verstorbenen übertragen habe, nunmehr aber derselbe nach theilweiser Ausführung dieses Auftrages an der Fortsetzung und Beendigung des Verkaufes verhindert ist und den bisherigen Erlös nebst dem Reste der Effecten an mich eingezahlt und zurückgeliefert hat, — bescheinige ich demzufolge hiermit, daß der Herr T. W. gleichzeitig über seine Geschäftsführung Rechenschaft abgelegt und durch gewissenhafte Verwaltung und umsichtigen Verkauf des Nachlasses seinen übernommenen Verpflichtungen bestens genügt hat und demnach jeder weitern Verbindlichkeit und Verantwortung rücksichtlich des gedachten Nachlasses überhoben ist.

St. Petersburg, 8. Mai 1879. A. Bretschneider.

Schuld- und Pfandverschreibung.

§ **254**. Hierdurch und Kraft dieses bekenne ich Endesunterzeichneter, daß ich am untengenannten Tage von dem Herrn Consulenten Lobach ein bares Darlehn von eintausend zweihundert Rubeln Silber erhalten habe und demselben schuldig verblieben bin.

Hierüber in bester Form und Rechtens quittirend verspreche ich für mich, für meine Erben und meine Rechtsnehmer, dieses zu meinem

Besten wohlverwendete Darlehn jährlich mit sechs von Hundert, und zwar in sechsmonatlichen Terminen, demnach mit je 36 Rubeln am 18. April und 18. October jedes Jahres zu verzinsen und nach einer, beiden Theilen freistehenden halbjährlichen Kündigung meinem Gläubiger oder an dessen Ordre, überhaupt an den getreuen Inhaber dieser Obligation unverweigerlich und bar zurückzuerstatten.

Zur größern Sicherheit für Kapital und Renten verpfände ich meinem Gläubiger mein sämmtliches gegenwärtiges und zukünftiges, beweg- und unbewegliches Vermögen, insonderheit mein allhier in der Stadt Dorpat an der Pleskauer Straße unter Nr. 41 belegenes, stets vor Feuersgefahr zu versicherndes Wohnhaus sammt allen Appertinentien, indem ich mich zugleich zur Schadloshaltung meines Gläubigers für jeden demselben durch etwanige Nichtzahlung von Kapital und Rente verursachten Verlust und Nachtheil, sowie zur Tragung aller Unkosten verpflichtet erkläre, welche durch eine etwa nöthig werdende gerichtliche Eintreibung rückständiger Zahlungen von mir entstehen könnten.

Alles dessen zur Urkunde habe ich diese Obligation und Pfandverschreibung mit der ausdrücklichen Bewilligung, daß das obige Darlehn zur Gewinnung einer publiken Hypothek als erstes Geld auf mein erwähntes Grundstück öffentlich aufgeschrieben und bewahrt werde, ohne weitere als die hiermit geschehene Recognition eigenhändig unterschrieben.

Dorpat, am 18. October 1877.

K. H.

Die Authenticität der vorstehenden Namensunterschrift des Herrn K. H. wird nach geschehener persönlicher Anerkennung derselben von dem Dörptschen Rathe unter Beidrückung dessen Siegels hiermit attestiret.

Dorpat, 20. October 1877.

N. N.

Kaufcontract.

§ 255. Kund und zu wissen sei hiermit Allen, denen daran gelegen, daß am heutigen, untengenannten Tage zwischen dem Herrn K. Bresinski als Verkäufer einerseits und dem Herrn K. Hegel andererseits für sich, ihre Erb- und Rechtsnehmer folgender fester und unwiderruflicher Verkauf- und Kaufcontract wohlbedächtig verabredet, geschlossen und schriftlich vollzogen worden.

Herr B. verkauft das ihm gehörige, allhier im zweiten Stadttheile unter Nr. 41 auf freiem Erbgrund belegene Wohnhaus mit Nebengebäuden und Garten sammt Allem, was darin erd-, niet- und nagelfest ist, in seinen richtigen Grenzen und mit allen Rechten und Gewohnheiten, wie er, Verkäufer, und seine Vorgänger solches Alles besessen und genutzt haben oder zu besitzen und zu nutzen berechtigt gewesen, frei von allen publiken und privaten Schulden, an den Herrn H., dessen Erben und Erbnehmer für alle Zeit zur freien, uneingeschränkten Disposition und Nutzung um und für den verabredeten Kaufpreis von 11,500 Rubeln Silber.

Diesen Kaufschilling berichtigt der Käufer derart, daß er

a) am heutigen Tage bar 3835 Rbl. 72 Kop. an den Verkäufer ausgezahlt, worüber durch des letztern Unterschrift unter diesem Contract, ohne daß es einer weitern Bescheinigung bedarf, rechtsförmlich quittiret wird;

b) die zum Besten des Herrn J. Blank auf das verkaufte Grundstück ingrossirte Schuld von 3714 Rbl. 28 Kop. als Selbstschuld auf sich nimmt;

c) nach Ablauf des gerichtlichen Proclams über den stattgefundenen Verkauf den Kaufschillings-Rest von 3950 Rbl. an den Verkäufer auszahlt.

Diesen Kaufschillings-Rest, für welchen der vorliegende Kaufcontract an Stelle einer besondern Obligation zugleich als Schuldverschreibung gelten soll, verspricht der Käufer als erstes Geld auf das Grundstück ingrossiren zu lassen und jährlich mit sechs von Hundert zu verrenten.

Die Uebergabe des Grundstückes an den Käufer erfolgt am heutigen Tage, wobei jedoch letzterer verspricht, die vom Verkäufer geschlossenen Miethverträge zu respectiren und die Miether unter den bisherigen Bedingungen bis zum Ablauf ihrer festgesetzten Miethzeit im ungestörten Besitz ihrer Wohnungen zu belassen. Indem derselbe zugleich die Nutznießung sämmtlicher Revenüen des Hauses gewinnt und somit ihm auch alle von dem Verkäufer empfangenen, über den heutigen Tag hinausreichenden Miethzahlungen zu erstatten sind, hat er von diesem Termine an die für das erkaufte Grundstück zu leistenden Renten, öffentlichen Abgabeu und sonstigen Lasten ohne Ausnahme zu tragen und zu entrichten und demnach auch dem Verkäufer alle von ihm etwa pränumerirten Hausabgaben zu vergüten.

Für alle während der Proclamszeit an das verkaufte Haus und seine Appertinentien etwa erhobenen Ansprüche leistet der Verkäufer mit seinem gesammten Vermögen, insonderheit aber mit dem noch einstehenden Kauffchillings-Reste dem Käufer die gesetzliche Gewähr und Eviction, und hat alle bei Abschluß dieses Contractes und außergerichtlichen Kosten sowie die der Krone gebührenden Poschlin einzig und allein zu tragen.

Urkundlich haben beide Theile diesen Vertrag eigenhändig unterschrieben und die Ingroffation und Corroberation desselben im Hypothekenbuche bewilligt.

Dorpat, 1. November 1861.

K. H. als Käufer.
K. B. als Verkäufer.

Daß der vorstehende, zwischen dem Herrn B. als Verkäufer und dem Herrn H. als Käufer geschlossene Contract von denselben eigenhändig unterschrieben ist, wird nach beiderseits persönlicher Anerkennung des Inhalts und der Unterschriften, wobei der Verkäufer ausdrücklich in den öffentlichen Auftrag des Immobils auf den Namen des Käufers willigte, im Auftrage des Raths unter Beidrückung des Stadtsiegels desmittelst attestiret.

Dorpat, Rathhaus, 2. November 1861. Obersecretär N. N.

Miethcontract.

256. Der Kaufmann Herr Martin Strauß vermiethet in seinem an der Erbsenstraße belegenen Hause eine Wohnung, die aus einem Saal, einem Speisezimmer, Schlafzimmer, Vorzimmer und Domestikenzimmer nebst Küche, Keller, Holzschauer und Bodenkammer besteht, an den Herrn Revisor K. Wittstein auf einen Zeitraum von drei Jahren vom ersten Januar 1879 an gerechnet für den jährlichen Miethzins von 480 Rubeln. Diesen Miethzins verspricht der Miether pränumerando in halbjährlichen Terminen, nämlich je 240 Rbl. am Ersten der Monate Januar und Juli jedes Jahres zu entrichten, wobei die von ihm bei der Unterschrift dieses Contractes eingezahlten 40 Rbl. Handgeld von der nächsten fälligen Zahlung in Abrechnung gebracht werden sollen.

Die Wohnung befindet sich gegenwärtig im vollkommen ordnungsmäßigen Zustande; sämmtliche Thüren bis auf zwei derselben sind mit guten Schlössern und Schlüsseln versehen und alle Fenster sowie die in gleicher Anzahl vorhandenen Vorfenster enthalten heile Scheiben. Der Miether verpflichtet sich, nicht nur die ganze Wohnung, insonderheit Fenster, Thüren, Oefen und Feuerherde in dem ihm überlieferten guten Zustande zu erhalten, sondern auch die an diesen Gegenständen nöthig werdenden Ausbesserungen auf seine eigene Kosten machen zu lassen, wobei jedoch keine Veränderungen in der Wohnung ohne Einwilligung des Vermiethers vorgenommen werden dürfen.

Zur Erhaltung der allgemeinen guten Ordnung im Hause hat der Miether darauf zu achten, daß Niemand von den Seinigen die Wohnung, die Vorhäuser und die Treppe des Hauses oder den Hof verunreinige, namentlich Spülwasser irgendwo anders als in die Abflußröhre und den Schuttkasten ausgieße, wie auch nicht gestattet werden darf, daß man mit einem bloßen Lichte auf den Boden oder über den Hof gehe und daß Asche und Kohlen anders als in irdenen oder blechernen Gefäßen aufbewahrt werden. Wer dawider handelt und

dadurch Unzufriedenheit und Beschwerden bei den übrigen Bewohnern des Hauses veranlaßt, muß sich gefallen lassen, daß ihm die Miethe sofort gekündigt werde.

§ **257**. Andererseits verpflichtet sich der Vermiether, die Vorhäuser, den Hof und das Trottoir des Hauses stets rein erhalten und die Schornsteine allmonatlich fegen zu lassen, desgleichen für Erleuchtung der Vorhäuser und der Treppe an den dunkelen Abenden, wie für das Verschließen der Hausthür und der Hofespforte zur Nachtzeit Sorge zu tragen, und wenn sich in der Wohnung des Herrn Wittstein etwa Feuchtigkeit der Wände oder das Rauchen der Oefen und der Küche oder andere Uebelstände bemerkbar machen sollten, sofort dieselben zu beseitigen, endlich auch die übrigen Quartiere im Hause nur an stille und ordentlich lebende Personen zu vermiethen, so daß unter Anderem weder Restaurationen noch Werkstätte, die durch beständiges Ein- und Ausgehen fremder Menschen die Hausbewohner stören könnten, eingerichtet werden sollen.

Der Miether hat die gesetzliche Meldung aller in seiner Wohnung sich aufhaltender Personen von sich aus auf der Polizei zu besorgen und für die Aufnahme eines Paßlosen bei sich die Verantwortung vor der Behörde zu tragen. Seine Wohnung darf er nicht ohne Einwilligung des Vermiethers einem Andern gleichsam als seinem Stellvertreter überlassen, sondern ist verpflichtet, bei einer beabsichtigten Uebertragung seiner Miethrechte zeitig dem Besitzer des Hauses darüber Anzeige zu machen und dessen Genehmigung zur weitern Vergebung der Wohnung einzuholen. Wenn sechs Monate vor dem Ablaufe dieses Miethcontractes keine Kündigung desselben von einem der beiden Contrahenten erfolgt, so soll der Contract stillschweigend als verlängert betrachtet werden und noch ein Jahr in Kraft bleiben. Dasselbe gilt für alle folgenden Jahre. Sollte indessen der Vermiether sein Haus verkaufen, so hat der Miether auch vor Ablauf des Contractes nach vorgängiger sechswöchentlicher Aufsage seine Wohnung zu räumen.

Der vorliegende, in zwei gleichlautenden Exemplaren ausgefertigte Contract ist von beiden Contrahenten sowol wie von zwei erbetenen Zeugen unterzeichnet und besiegelt worden.

So geschehen zu Reval am 2. November 1878.

Vollmacht.

§ **258.** Von mir Endesunterzeichnetem ist diese General-Vollmacht an den Herrn K. H. gegeben zur Wahrnehmung meiner Rechte und zur Vertretung meiner Person in allen mich betreffenden gerichtlichen und außergerichtlichen Angelegenheiten. Demgemäß ertheile ich dem Herrn K. die Machtvollkommenheit, für mich und in meinem Namen, wo es auch immer sei, insonderheit bei allen Behörden, erforlichen Falls auch bei Einem Dirigirenden Senate, dessen Departements und Abtheilungen aufzutreten, Klagen zu erheben, Beschwerden einzureichen, Entscheidungen entgegenzunehmen, Gelder zu empfangen und für mich über den Empfang zu quittiren, einen Anderen in die Rechte dieser Vollmacht zu substituiren, überhaupt aber Alles zu thun, was ich selbst thun könnte, würde oder sollte, wenn ich an Ort und Stelle wäre, indem ich Alles von ihm Gethane genehmigen, ihn aber selbst völlig schadlos halten werde.

A. H.

Riga, 13. Juni 1871.

Die Authenticität der vorstehenden Namensunterschrift des Herrn A. H. wird nach geschehener persönlicher Anerkennung von Einem Kaiserlichen Rigaschen Landgerichte unter Beidrückung des Gerichtssiegels desmittelst attestiret.

Riga, den 16. Juni 1871. (Nr. 137.)

Im Namen und von wegen Eines Kaiserlichen Rigaschen Landgerichts

Landrichter F.

Druckfehler.

Seite	5.	Zeile	10	von	oben	statt **Terentinischen** zu lesen **Tarentinischen**;
„	42.	„	11	„	„	„ **dem** zu lesen **der**;
„	53.	„	15	„	„	„ **Thelis** zu lesen **Thetis**;
„	62.	„	13	„	„	„ **kündig** zu lesen **kundig**;
„	62.	„	15	„	„	„ **zugeschrieben** zu lesen **zuschrieben**;
„	64.	„	2	„	unten	„ **Reise** zu lesen **Reife**;
„	83.	„	3	„	oben	„ **des Andern** zu lesen **es Anderen**;
„	95.	„	12	„	unten	„ **ihm** zu lesen **ihr**;
„	134.	„	2	„	oben	„ **den** zu lesen **dem**;
„	135.	„	3	„	unten	„ **wurde** zu lesen **würde**;
„	144.	„	9	„	oben	„ **segender** zu lesen **segnender**;
„	169.	„	11	„	„	„ **ein** zu lesen **fein**;
„	180.	„	14	„	„	„ **unendliche** zu lesen **unendlich**;
„	182.	„	5	„	unten	„ **wenn** zu lesen **waren**.

ESTICA
A-5708

Im Verlage von Schnakenburg's litho- und typographischer Anstalt in Dorpat sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Abriß der Geschichte Rußlands von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. In übersichtlicher Darstellung nach den größeren historischen Werken und mit Benutzung der neueren Quellen bearbeitet von mehreren Lehrern. 8 1875 broch. 80 Kop., cart. 90 Kop.

Обозрѣніе русской исторіи отъ начала Руси до нашихъ временъ. 1877. Cart. 1 Rbl. 20 Kop.

Blagoweschtschensky, Russ. A-B-C- und Lesebuch für die deutsche Jugend der Ostseeprovinzen. 1871. 8. Aufl. Preis 50 Kop.

Blumberg G., baltische Heimathskunde. Mit 2 Plänen und 2 Karten. 3 Aufl. 1878. Geb. 60 Kop.

Bourquin, Aufaben für den Unterricht im Rechnen. 7. Aufl. 1876. geb. 50 Kop.

— Antworten zu den Aufgaben., 1876. 30 Kop.

Katechismus, Dr. Martin Luthers. 10 Aufl. 1877. 20 Kop.

Nerling W., Lehrbuch der ebenen Geometrie. 3. Aufl. 1879. Cart. 80 Kop.

— Lehrbuch der Stereometrie. 60 Kop.

— Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik nebst Beispielen und Aufgaben. 90 Kop.

— Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 5 Aufl. 1878. 80 Kop.

— Auflösungen derselben. 60 Kop.

Oettingen, Prof. Dr. **Aler. von**, Sammlung kirchlicher Kernlieder für Kirche, Schule und Haus mit Singweisen 55 Kop., Schulausgabe ohne Singweisen 28 Kop.

Paulson A., Propädeutik der Geometrie. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. 1872. 60 Kop.

— Lehrbuch der Planimetrie. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1876. Preis 1 Rbl.

Rücker, C. G., General-Karte von Livland. In Deckel 60 Kop., ohne Deckel 50 Kop.

Schmitt, M. B., Praktisches Rechenbuch nach Russischem Münz-, Maß- und Gewichtssystem 8. 1875. Preis 25 Kop.

Auflösungen dazu. 8. 1875 Geb. 20 Kop., broch. 15 Kop.

Шрекникъ, Этимологія нѣмецкаго языка для русскаго юношества. Cart. 90 Kop.

Specht Oberlehrer **W.**, Formenlehre der Geometrie. 2 Aufl. 1872. 40 Kop.